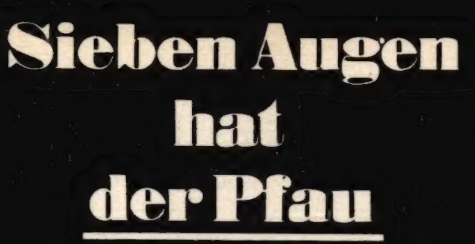


Sieben Augen hat der Pfau

Otto Bonhoff
Herbert Schauer

Roman von Otto Bonhoff
und Herbert Schauer

Sieben Augen hat der Pfau



Militärverlag
der Deutschen Demokratischen
Republik

Vierter Band aus der Serie
„Das unsichtbare Visier“

3. Auflage, 1983

Lizenz-Nr. 5
Printed in the German Democratic Republic
Satz: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
Druck und Binden: Druckerei des Ministeriums für Nationale Verteidigung
(VEB)-Berlin
Lektor: Erika Walter
Umschlaggestaltung: Peter Muzeniek
Typographie: Günter Hennersdorf
Bestellnummer: 746 264 0
DDR: 5,20 M

1

Wie frisch gewaschen sieht die Straße aus. Den Asphalt hat die Sonne schon getrocknet. Nur der erdige Randstreifen bewahrt noch die Feuchtigkeit. Er trägt Pfützen. Der Fichtenwald beiderseits der Chaussee wirkt heute besonders grün. Der heftige Regen der letzten Nacht hat den Staub einer langen Trockenperiode hinweggespült, die Äste gleichsam neu gelackt und sie glänzend gemacht. Die Moospolster sind geschwollen. Im Straßengraben steht Wasser. Es ist kurz nach elf Uhr, keine Wolke am Himmel, ein schöner Sonntag.

Auf dem Beifahrersitz liegt ein aufgefaltetes Meßtischblatt. Achim Detjen nimmt es zur Hand, nachdem er an den Straßenrand gefahren ist und gehalten hat. Varndorf liegt hinter ihm; er muß sich schon im Jagen 128 befinden. Der Zeigefinger gleitet über die Karte. Die Chaussee, die große Kreuzung, zwei, nein drei Abzweigungen, die in den Wald führen ... Und bei der vierten müsse er nach rechts abbiegen, hat General von Wieseneck bei der Erklärung des Weges gesagt.

Er fährt jetzt langsam weiter. Um diese Stunde hat Detjen die Chaussee so gut wie für sich allein. Zwei Motorräder knattern vorüber. Die Soziusfahrer haben Angeln geschultert. Die Rucksäcke sind ausgebeult und sehen aus, als hätten ihre Besitzer an diesem Morgen einen guten Fang getan.

Achim seufzt. Die da können über ihre Freizeit verfügen und tun, was ihnen Vergnügen macht. Na schön, ihm würde

Angeln sicher keinen Spaß bereiten. Stundenlang am Wasser sitzen und darauf warten, daß etwas geschieht – nein, das ist nicht seine Sache. Er zieht es vor, das Gesetz des Handelns selbst zu bestimmen. Wenigstens, soweit es in seiner Macht steht.

Nach rechts! Im selben Augenblick tritt er voll auf die Bremse, weil der VW-Käfer, der eben so ruhig lag, zu schaukeln beginnt wie ein Kutter bei schwerer See. Du lieber Himmel! Der Waldweg gleicht einem Flußdelta. Die Reifen schwerer Fahrzeuge haben eine Unmenge von Spuren in den Boden gegraben. Die stehen jetzt voll Wasser. Eine Vielzahl von Rinnen, durch Dämme getrennt, breitet sich aus, und es ist schwer abzuschätzen, wie tief die einzelnen Pfützen sind. Nun mit dem Chassis aufzusetzen und steckenzubleiben – das könnte ihm gerade noch passen! Ohne fremde Hilfe käme er schwerlich frei, und die Forstfahrzeuge, die den Weg verwüstet haben, wären – wenn überhaupt! – frühestens morgen wieder zu erwarten. Achim Detjen sieht auf das Wasserlabyrinth und seine Halbschuhe nieder, zieht die Tür zu und manövriert den Wagen an den Rand. Dort ist der Boden halbwegs fest, da läßt sich, obwohl mit beträchtlicher Schräglage, vorankommen. Daß das Niederholz raschelnd an der Karosserie entlangschleift, stört ihn nicht. Er ist keiner der Sonntagsfahrer, die der kleinste Kratzer zu Tränen rührt; das Auto ist für ihn ausschließlich ein Beförderungsmittel.

Langsame Fahrt voraus! Holpernd und stoßend quält sich der Wagen im kleinen Gang in die Tiefe des Waldes. Hinten gibt es einen Bums. Das für den Herrn Oberst bestimmte Bücherpaket ist vom Rücksitz auf den Boden gefallen. Achim läßt es dort liegen.

Er trägt ja selbst Schuld an dieser Geländefahrt. Hätte er sich nicht denken können, daß der General etwas im Schilde führte, als er ihn fragte: «Morgen ist Sonntag, haben Sie etwas vor?»

«Nein», hatte er geradezu geantwortet. «Faulenzen, schwimmen gehen, nichts Genaues!» Und damit forderte er

die Erkundigung heraus: «Wollen Sie mir einen Gefallen tun?»

Welcher Offizier kann es sich leisten, einem General keinen Gefallen tun zu wollen? Um so mehr, wenn dieser Brigadegeneral bei ebenjenem Militärischen Abschirmdienst (MAD) der Bundeswehr eine beherrschende Rolle spielt, der Kundschaftern des Ministeriums für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik von Amts wegen wenig gewogen sein darf! Der Luftwaffenmajor im Bonner Verteidigungsministerium Achim Detjen hat allen Grund, sich das ahnungslose Wohlwollen des mächtigen Mannes zu bewahren. Daß er es genießt, ist in seiner Dienststelle auf der Hardthöhe bekannt, und wenn dort auch niemand darüber spricht – die unterstellte «Freundschaft» des Majors und des Abwehrgenerals bringt Vorteile. Manche Hürde hat er dadurch nehmen können, und wenn er gelegentlich Zugang zu «Streng-geheim»-Material erhielt, das ihm eigentlich hätte verschlossen bleiben müssen, so dankte er das dem ihm auf Grund seiner Beziehungen zum MAD angehängten Siegel völliger Zuverlässigkeit.Er tut gut daran, Gert von Wieseneck den erbetenen Dienst zu erweisen.

Gestern war der General ganz unerwartet in Detjens Dienstzimmer erschienen und hatte abgewinkt, als Achim sich vorschriftsmäßig als Vertreter des abwesenden Abteilungsleiters, Oberst Brinkmann, meldete. Er wollte gleich wissen, was der Major vor sich auf dem Schreibtisch habe. Natürlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus, eigentlich ging ihn diese Arbeit der Luftwaffe gar nichts an, aber die Formulierung »Ich sehe, Sie müssen für Brinkmann aufarbeiten» verriet seine Neugier. Durch ein Senken der Stimme Vertraulichkeit erzeugend, hatte Detjen mitgeteilt, er sitze an einer Projektvorlage für den Verteidigungsausschuß des Bundestages. Der General gab sich den Anschein völliger Informiertheit und meinte, diese unterstreichen zu müssen mit Allgemeinplätzen wie «Die Herren von der Sozialdemokratie haben es eilig damit». Präziser war dann das: «Welche Direktive hat Brinkmann

Ihnen hinterlassen? Oder möchten Sie darüber nicht sprechen?»

«Phantom achtundachtzig nur Übergangslösung. Die deutsche MRCA ist Nummer eins», hatte der Major geantwortet, wie aus der Pistole geschossen. Ob ihm von Wieseneck die Erwiderung anheimstellte oder nicht – er erwartete sie, und schon ein bloßes Zögern hätte der Achse ihres Verhältnisses einen Knick geben können. Dergleichen unentwegt im Auge zu haben und es zu bedenken ist dem Kundschafter Werner Bredebusch in der Maske des ehemaligen faschistischen Jagdfliegers Achim Detjen in Fleisch und Blut übergegangen. Hier darf ihm kein Fehler unterlaufen; ein einziges Versagen könnte das Ende seiner Arbeit nach sich ziehen. Nicht, daß er sich vor einer Entdeckung seiner wahren Identität fürchtete – die Gefahr besteht immer bei der Art Arbeit, die er leistet –, aber würde nicht sein Ausfall den Verlust einer wichtigen Informationsquelle für die Genossen in Berlin bedeuten, einer Informationsquelle, die in langen Jahren mit größter Sorgfalt und unsäglicher Mühe aufgebaut worden ist?

«Die eierlegende Woll-, Milch- und Fleischsau!» hatte der General die Erwähnung des Mehrzweckflugzeugs MRCA unernst mit dem Terminus eines bekannten Nachrichtenmagazins kommentiert. «Ich verstehe ja nichts davon, aber muß denn diese Entwicklung so lange dauern?»

Detjen nahm den leichten Ton auf und warf hin, eine Maschine, die praktisch alles können solle, erfänden die Konstrukteure halt nicht zwischen Frühstück und Abendbrot – leider!

Von Wieseneck deutete auf die Projektvorlage und sagte unvermittelt, er würde sich das Arbeitspapier gern einmal ansehen, ehe es das Referat verlasse.

«Auf dem Dienstweg?» fragte Achim zurück.

Die Antwort kannte er im voraus. «Beim Amt für Sicherheit pflegt man in solchen Fällen immer zu sagen: ‹Lieber privat!›»

Eine Sekunde lang begegneten sich ihre Blicke. Sie lächelten beide. Auf diesem Gebiet verstanden sie sich.

Das lasse sich machen, hatte Detjen bestätigt und erklärt, Oberst Brinkmann komme in einer Woche aus dem Urlaub zurück und wünsche die Vorlage dann auf seinem Schreibtisch zu finden. Genügend Zeit also...

Mit einem Schlag wird der Waldweg befahrbar. Die schweren Bulldozzer der Forstverwaltung haben ihn hier verlassen und sind nach links in Richtung Kahlschlag abgebogen. Achim atmet erleichert auf und schaltet hoch. Jetzt bleibt ihm auch Zeit für einen Blick auf die Schönheit des Waldes, der ihn hochstämmig umgibt. Schwere Zweige reichen bis auf den Boden herab und erzeugen tiefen Schatten. Märchengestalten könnten da zu Hause sein, der böse Wolf hinter einem Baum hervorlugen... Ein Eichhörnchen ist zu sehen, das über den Weg huscht. Detjen lächelt. Er dreht das Fenster ganz herunter. Waldluft tanken.

Eine Biegung, und ein Stück hin tut sich eine Lichtung auf, die ein Jagdhaus trägt!

«Kennen Sie Brinkmanns Blockhaus?» hatte von Wieseneck gestern gefragt. Als der Major verneinte, beteuerte er: «Sie sollten es aber kennen! Wunderschön gelegen! Geradezu das Paradies für einen so leidenschaftlichen Jäger, wie er einer ist! Morgen ist Sonntag, haben Sie etwas vor?»

«Faulenzen, schwimmen gehen, nichts Genaues.»

«Wollen Sie mir den Gefallen tun?»

Es war dann die Rede davon gewesen, Brinkmann habe von Wieseneck angerufen und ihn gebeten, ihm einige seinerzeit geheim gewesene und während des zweiten Weltkrieges unter Verschluß gehaltene Materialien des Oberkommandos der Luftwaffe zu überlassen, die von Wieseneck als junger Offizier der Abwehrabteilung «Fremde Heere Ost» in die Hände bekommen und bei Kriegsende nicht abgegeben hatte. Oberst Brinkmann hätte die darin enthaltenen Angaben recht gern in seinen Memoiren verwandt. Er, der General, wäre gern selbst hinausgefahren – wie viele gemeinsame Erlebnisse könne man auffrischen! –, doch nun sei das unmöglich, und er würde es begrüßen, wenn Detjen... Und ein Ausflug ins Grüne wäre immer zu empfehlen!

Vielleicht, hatte der Kundschafter Werner Bredebusch gedacht, könne es nützlich sein, mehr von der Privatsphäre des eigentlich sehr zurückhaltenden Abteilungsleiters zu erfahren. Der war erst vor kurzem aus dem NATO-Hauptquartier in Brüssel nach Bonn zurückversetzt worden und zu neu im Amt, als daß das gegenseitige Verhältnis mehr als förmlich hätte sein können. Jetzt geht es im Referat sehr korrekt zu, und mancher denkt wehmütig an die Zeiten zurück, in denen der alte Günter Krösing bis zu seiner Pensionierung Chef war. Krösing kehrte unentwegt das ehemalige «Frontschwein» heraus – «Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe – so!» –, und entsprechend forsch und unbekümmert war auch sein Leitungsstil. Manchem ein Dorn im Auge...

Der Moosteppich reicht bis an das Blockhaus heran. Das steht da wie eine Illustration aus dem «Lederstrumpf»: klobige Balken, fest ineinandergefügt, niedrig, aber weiträumig, ein ausladendes Strohdach, das vor dem Eingang eine Sitzfläche überspannt. So seltsam knorrig wie das Haus selbst sind auch die Bänke und ist der Tisch davor.

Detjen fährt dicht heran, steigt aus, nimmt das Paket unter den Arm und geht auf den Eingang zu. Unwillkürlich sieht er auf seine Armbanduhr. Es ist inzwischen halb zwölf geworden, aber alle Fensterläden sind geschlossen. Das Haus macht den Eindruck, als befinde es sich in tiefem Schlaf. Die Stille der Umgebung wird nur von Vogelstimmen durchbrochen. Ganz leise zwitschern Meisen.

Achim tritt näher. Der Moosteppich schluckt das Geräusch der Schritte. Der eiserne Klopfer lärmt. Im selben Augenblick schlägt im Blockhaus ein Hund an, aber das anfängliche Gekläff verwandelt sich umgehend in ein langgezogenes, klagendes Heulen. Das Tier hält sich nicht unmittelbar hinter der Tür auf.

Sonst regt sich nichts.

«Guten Morgen, Herr Oberst!» ruft Detjen und nennt seinen Namen. Er erwartet eine Antwort. Es gibt keine. Nur der Hund kläfft wieder, als er die fremde Stimme hört.

Der Mann mit dem Paket unterm Arm zögert. Möglich wäre ja noch, daß Brinkmann schon vor Tag sein Gewehr geschultert hat und hinaus ins Revier gegangen ist. Aber hätte er dann den Hund zu Hause gelassen?

Unentschlossen streckt Achim die Hand nach der Klinke aus und drückt sie nieder. Die Tür gibt nach. Das Tageslicht erhellt einen rechteckigen Vorraum. Der Blockhauscharakter ist auch hier gewahrt worden: naturfarbenes Holz, bewußt grob gefügt... Eine Kleiderablage befindet sich hier. Obenauf liegt ein verbeulter Jägerhut mit Gamsbart. Ein Lodenmantel und eine Regenpelerine hängen da, und auf dem Rost stehen Pirschstiefel. Detjen nimmt das alles wahr, und er erblickt auch ein Fernglas am Haken. Nein, es sieht nicht so aus, als habe der Hausherr die Blockhütte verlassen.

Wütender kläfft jetzt der Hund. Detjen lauscht. Rechts von ihm befindet sich eine Tür, geradeaus ist eine und links sind zwei. Hinter einer der beiden steckt das Tier.

«Herr Oberst!» ruft Achim noch einmal. «Major Detjen. Heute als Privatkurier von Herrn von Wieseneck! Gestatten Sie, einzutreten?»

Jetzt bekommt er ein ganz ungutes Gefühl. Und als wieder keine Antwort gegeben wird, reißt er die mittlere Tür auf. Dabei steht er neben dem Rahmen – unbewußt, instinktiv –, als drohe ihm aus dem Raum Gefahr.

Das muß das größte Zimmer im Blockhaus sein und es etwa zur Hälfte einnehmen. Die Dunkelheit gähnt Detjen an, und es ist still darin. Überhaupt scheint auf einmal alles im Haus den Atem anzuhalten, bis auf den Hund. Von der Tür links kommt ein kratzendes Geräusch.

Kaum merklich ist in der Dunkelheit der Umriß der Fenster zu erkennen, dünne, rechteckige Lichtleisten. Achim legt das Paket ab, nimmt sein Feuerzeug heraus und läßt es aufflammen. Die schwache Flamme reicht nicht aus, das Zimmer auszuleuchten, aber sie gibt genug Helligkeit, um den Weg zum Fenster, ohne anzustoßen, zu finden.

Kleine Scheiben, mehrfach zusammengesetzt, bleigefaßt –

auch das eine Erinnerung an «Lederstrumpf» ... Detjen öffnet die Flügel, hakt die Fensterläden aus und stößt sie auf. Für einen Moment blendet der Tag.

Als er sich umwendet, stockt ihm der Atem. Nein, Oberst Brinkmann hat sein Blockhaus heute nicht verlassen. Er liegt, seltsam zusammengekrümmt, vor seinem Schreibtisch, und neben ihm ist auf dem Teppich ein dunkler Fleck. Blicklose, weitgeöffnete Augen starren an Achim vorüber. Einen halben Schritt von dem Toten entfernt liegt ein Jagdgewehr.

Detjen steht wie erstarrt dicht an der Fensterwand, betroffen und ratlos. Draußen zwitschern immer noch die Meisen. Nebenan tobt der Hund. Und da liegt Brinkmann im Jägerhemd, mit einer Lederweste und grünen Breeches, über deren Wadenteile graue Wollstrümpfe gezogen sind.

Wie verändert Brinkmann wirkt! Achim hat ihn nie anders gesehen als straff aufgerichtet, pedantisch auf Haltung bedacht, in penibel korrekter Uniform. Krösing nannte ihn abwechselnd einen Lackaffen und einen Uniformständer, dem nichts wichtiger wäre als die Uniform und die Schulterstücke. An ihnen beiden, hatte Krösing weiter gesagt, könnte Detjen den Unterschied zwischen einem Frontoffizier und einem Schreibtischstrategen studieren. Während er, Krösing, als Geschwaderkommodore mit seinen Männern auf Feldflugplätzen tief im Land des Gegners im Dreck lag, trug Brinkmann im Reichsluftfahrtministerium in der Berliner Wilhelmstraße Aktentaschen von Zimmer zu Zimmer. Wenigstens wäre ihm erspart geblieben, Brinkmann als seinen Nachfolger einzuarbeiten. Oberst von Bock, der ihn als Referatsleiter ablöste, sei zwar auch ein Bürohengst gewesen, aber wenigstens nicht so unsympathisch wie Brinkmann. Vielleicht lag es daran, daß man so wenig von Brinkmann wußte. Nicht einmal das, daß er ein passionierter Weidmann war, hatte sich herumgesprochen.

Achim räuspert sich. Sekundenlang fühlt er sich versucht, das ganze Blockhaus gründlich in Augenschein zu nehmen. Er unterläßt es. Nichts berühren, nichts verändern! Die Unter-

suchung in Gang setzen... Das nächste Telefon befindet sich in Varndorf. Dorthin muß er jetzt fahren.

Schon an der Tür, bleibt er noch einmal stehen. Da liegt Brinkmann, da ist das Gewehr. Ein Unfall? Ein Schuß, der losging, als der Oberst die Waffe reinigen wollte? Detjen schüttelt den Kopf. Ein Mann, der sein Leben lang Umgang mit Waffen hatte – undenkbar! Ein so pedantischer Mann dazu – nein, der reinigte kein Gewehr, ohne es zuvor vorschriftsmäßig entladen zu haben.

Mord?

Das festzustellen ist Sache der Polizei.

Aber als er in Varndorf in der Telefonzelle steht, wählt er die Nummer des Generals von Wieseneck und unterrichtet diesen über den Sachverhalt. Immerhin: Der Major ist im Auftrag von Wiesenecks zu Brinkmann gefahren, es gab irgendwelche Verbindungen zwischen den beiden. Er merkt sofort, daß er richtig gehandelt hat. Das Vorkommnis nicht als erster zu erfahren, hätte der General übelgenommen. Schließlich ist er ein Sicherheitsoffizier, befaßt mit Vorgängen innerhalb der Bundeswehr, und der Tote war Abteilungsleiter auf der Hardthöhe.

Er werde alles Weitere veranlassen, schließt von Wieseneck das Gespräch.

2

Wieder flammt Blitzlicht auf. Für Sekundenbruchteile taucht es den Blutfleck im Teppich und das Gewehr am Boden in gleißende Helligkeit. Der Tote liegt nicht mehr da. Lediglich eine mit Kreide gezeichnete Umrißlinie macht deutlich, wie er gefunden worden ist. Vom Schreibtisch werden Fingerspuren abgenommen. Ein einzelner Kognakschwenker sowie eine dazugehörige Flasche verschwinden, nur mit Gummihandschuhen angefaßt, in Folientüten. Ein Mann kniet am

Boden und kratzt mit einem Schaber das geronnene Blut in ein Reagenzglas. Ein batteriegetriebener Spezialstaubsauger surrt um die Möbel herum – es könnte doch sein, daß ein Fremder an seinen Schuhsohlen Erdkrümel hereinbrachte, die nicht aus dieser Gegend stammen, eine Wollfaser oder ein Haar hinterließ. Das ist der mühselige und wenig spektakuläre Alltag der Kriminaltechnik. Und oft kommt gar nichts dabei heraus.

Als bloßer Beobachter lehnt Achim Detjen am Türrahmen und sieht zu. Jetzt hat er Muße, das Zimmer mit Ruhe zu betrachten. So, wie das Haus von außen aussieht, ist es auch innen eingerichtet. Der aus Feldsteinen gemauerte Kamin, die schweren Bauernmöbel, die ihre ganze Schönheit aus der unverhüllten Struktur des Holzes beziehen, aber sonst schlicht wirken ... Der Schreibtisch ist ein altertümliches Stück mit breitem Unterbau und schmalem Oberteil; auf der heruntergeklappten Schreibplatte steht eine Reiseschreibmaschine. Eine Vielzahl von Fächern – offene und verschließbare – ist vorhanden, und alle werden geöffnet, geleert und untersucht. Nach Fächern geordnet, erfährt der Inhalt eine gründliche Prüfung. Die Männer, die das tun, messen die Tiefe der Schübe und vergleichen sie mit den Maßen des Schrankes. Sie rücken das Möbelstück sogar von der Wand weg, betrachten die Rückseite und nehmen die Verbindungsstellen unter die Lupe. Ernst tun sie das, wortlos, mit gesammelten, merkwürdig ausdruckslosen Gesichtern. Jeder weiß, was er zu machen hat; keiner steht dem anderen im Wege, das alles läuft ab wie am Schnürchen.

Merkwürdigerweise erinnert die Untersuchungsgruppe Detjen an einen Rabenschwarm. Die Männer tragen alle Zivil und muten dennoch wie uniformiert an. Das machen die blauen Nylonmäntel, die sie nicht abgelegt haben und die sie einander ähnlich werden lassen.

In einem alten Stahlschrank ist ein sehr moderner verborgen. Geöffnet zeigt er die Gewehre des Jägers Brinkmann. Zwei stehen noch drin. Das eine ist ein Drilling, das andere

mit den beiden starken Läufen eine Schrotflinte. Das Gewehr auf dem Teppich hat zwei unterschiedliche Läufe übereinander, einen schlanken für Kugeln und einen bauchigeren für Schrotpatronen. Achim denkt, so etwas nenne man wohl eine Bockbüchsflinte. Er ist zuwenig mit jagdlichem Brauchtum und Gerät vertraut, um es genau zu wissen.

Die Kaminwand... Diese, die einzige aus Sicherheitsgründen gemauerte Wand, ist einer Sammlung alter Waffen vorbehalten. Steinschloßgewehre hängen da, ein kurzer Saustutz, eine Pürschbüchse, eine lange Flunde, und dazu Pulverhörner und -flaschen, Hirschfänger und Saufedern. Dazwischen tragen Borde Zinngeschirr, ein paar Leuchter und eine Biedermeieruhr.

Zu Detjen tritt der Leiter der Untersuchungsgruppe des Militärischen Abschirmdienstes, den allein General von Wieseneck als kompetent für diesen Fall betrachtet hat. Der Mann ist vergleichsweise jung, eine schlanke Erscheinung mit einem schmalen Gesicht von kalter Intelligenz. «Scheußliche Geschichte!» wirft er hin. «Ein Glück, daß Sie Brinkmann gefunden haben, Herr Major. Ein Mann in seiner Position, da gibt es immer gleich die wildesten Gerüchte.» Er deutet auf die Kreidezeichnung am Boden. «Sie haben mit ihm zusammengearbeitet. Litt er an Depressionen? Wirkte er wie ein Selbstmordkandidat?»

Achims Gesicht bleibt gänzlich unbewegt. «Unser Verhältnis war ein rein dienstliches», sagt er obenhin. «Ich wußte nicht einmal, daß er Jäger war. Halten Sie das für einen Selbstmord? Oder für einen Unfall?»

Er erhält keine Antwort, weil just in diesem Moment jemand hereinkommt und meldet, General von Wieseneck fahre soeben vor. Der General folgt ihm auf dem Fuße.

Der MAD-Offizier zeigt die Andeutung eines Hackenklappens. «Herr General! Hauptmann Ebersbach mit der Untersuchungsgruppe Bonn eins bei Tatortsicherung.»

Von Wieseneck winkt ab und reicht Detjen die Hand. «Lassen Sie sich nicht stören. Machen Sie weiter!»

Der Gruppenleiter kehrt zu seinen Leuten zurück. Er gesellt sich zu zweien, die nahe dem Fenster leise miteinander sprechen. Einer der beiden hat jetzt die Bockbüchsflinte in der Hand.

An der Fensterwand hängt ein Gemälde. Die Darstellung einer Marktszene ist das; sie zeigt einen Verkaufsstand, der Wildbret feilbietet.

«Das ist ja unfaßbar», läßt sich der General sofort vernehmen. «Brinkmann! Bei unserem Telefonat wegen dieses Pakets war er noch ganz der alte. Ich verstehe das nicht.»

«Ich auch nicht, Herr General.»

Sie stehen beide und sehen zur Umrißzeichnung. Nebenan, in der Kammer neben der Küche, winselt kläglich der Hund. Es ist ein brauner Setter. Achim hat ihn vorhin gesehen, als einer der MAD-Leute, ein Hundekenner offenbar, die Tür öffnete. Der Mann nahm den Setter am Halsband und ging mit ihm vors Haus. Nachher gab er ihm zu fressen. Seitdem ist das Tier etwas ruhiger.

Von Wieseneck zieht fahrig seine Tabakspfeife aus der Tasche und schiebt sie zurück, ohne geraucht zu haben. Er ruft den Hauptmann, den er gerade weggeschickt hat, wieder zu sich und fragt ihn nach seinen Erkenntnissen.

«Eine Einwirkung durch Dritte scheidet aus», erklärt Ebersbach. «Extrem starke Schmauchspuren lassen erkennen, daß der Schuß aus allernächster Nähe abgegeben wurde. Unmittelbar neben dem Toten lag diese Bockbüchsflinte, deren Kugellauf, der untere, abgeschossen wurde. Ich bin sicher, daß die Obduktion das zugehörige Projektil zutage fördern wird. Auf der Waffe fanden wir ausschließlich die Fingerabdrücke Brinkmanns.»

«Wer sollte dem Oberst auch nach dem Leben trachten?» kommentiert der General. «Wie ich schon gesagt habe: Es ist unfaßbar!»

Die Untersuchung der Waffe ist abgeschlossen. Der Hauptmann hat nichts dagegen, daß Detjen sie nimmt. Während er sie auf den Händen wiegt, fragt er beiläufig, wie die Schußbahn gewesen sei.

«Das Projektil trat von unten nach oben in den Körper ein», erläutert Ebersbach bereitwillig. «Die Einschußstelle befindet sich unterhalb des Kinns.»

Achim klappt das Gewehr ab und überzeugt sich, daß die Waffe tatsächlich nicht mehr geladen ist. Dann läßt er die Läufe wieder einrasten und setzt sich die Mündungen unters Kinn. Es ist ihm so gut wie unmöglich, in dieser Stellung mit der Hand den Abzug zu erreichen.

«Gar nicht so einfach, sich auf diese Weise in die ewigen Jagdgründe zu befördern», gibt er zu bedenken und ärgert sich, daß er sich der naßforschen Formulierung aus Wildwestfilmen bedient. «Brinkmann hatte etwa meine Figur, und mir fällt es schwer, den Abzug zu betätigen.»

Auf einmal sehen alle zu Detjen hin, mit zurückhaltender Neugier, ein wenig überrascht.

Von Wieseneck und der Gruppenleiter von «Bonn eins» tauschen einen kurzen Blick. Dann sagt der Hauptmann kühl, er könne sich nicht erinnern, einen Selbstmord behauptet zu haben.

«Die Schußbahn schließt die Möglichkeit eines Unfalls ein», fährt er fort. «Sie können sich mühelos überzeugen, daß die Abzüge des Gewehrs außerordentlich leicht gehen. Ich werde durch eine ballistische Untersuchung feststellen lassen, ob ein hartes Aufsetzen des Kolbens bei entsichertem Gewehr genügt, den Schuß auszulösen.»

«Tun Sie das!» Der General bekräftigt: «Brinkmann und Selbstmord – nein, das paßt nicht zusammen!»

Detjen will wissen, wann etwa es geschehen sei.

Es müsse um Mitternacht... Auf eine präzisere Zeitangabe habe sich der Arzt nicht festlegen wollen, erklärt der Hauptmann.

Nun fängt von Wieseneck doch an, die Pfeife zu stopfen. Er wünsche, laufend über den Fortgang der Untersuchung unterrichtet zu werden, sagt er und verlangt absolutes Schweigen gegenüber den Medien. Der Pressestelle des Ministeriums werde er selbst entsprechende Anweisungen erteilen.

Achim gibt sich beflissen und reicht Feuer. Der General pafft ein paar Züge und deutet mit dem Pfeifenstiel auf das Gemälde.

«Frans Snyders ‹Der Wildbrethändler›. Das hier ist natürlich eine Kopie, aber eine gute.» Von Wieseneck liebt es, mit seiner Bildung zu protzen. «Snyders war ein Bruegel-Schüler und Spezialist für Jagdtiere, Katzen, Hunde, Geflügel, Fische, Früchte und Gemüse. Ein Mann, der in den Speisekammern der großen Welt zu Hause war. Man sagt, sogar Rubens habe ihn geholt, wenn er auf seinen Gemälden Tiere brauchte. Der Adler auf dem ‹Prometheus›-Bild zum Beispiel ...» Er bricht ab und lächelt. «Ich bin untröstlich, Detjen, daß ich Ihnen auf diese Weise den Sonntag verdorben haben. Danke, daß Sie mich informiert haben! Wenn Sie die Landespolizei gerufen hätten ... So gehen wir einer Unmenge von Spekulationen aus dem Wege, die nur Unruhe stiften. Glück im Unglück!»

Die Männer von «Bonn eins» sind immer noch am Werk. Zwei hocken vor dem Kamin und fegen behutsam Aschereste in Plastiktüten. Da und dort ist die Asche ganz weiß, als sei Papier verbrannt worden. Andere haben die Tür gegenüber der Küche geöffnet. Detjen sieht im Vorübergehen ein kleines Schlafzimmer. Auch hier werden die Schränke geleert, von den Wänden gerückt und genau untersucht. Das befremdet Achim. Es scheint ihm nicht recht zur Suche nach Spuren eines möglichen Verbrechens zu passen; er vermutet, daß die Männer etwas Bestimmtes zu entdecken hoffen, etwas, wovon sie eine klare Vorstellung haben. Er möchte nach dem Sinn dieser Aktivitäten fragen, aber er unterläßt es. In den Jahren seiner Kundschaftertätigkeit hat er gelernt, seine Neugier so zu dosieren, daß sie unauffällig bleibt.

Während er so dasteht, ein unbeteiligter Außenseiter inmitten der geschäftigen Gruppe, nimmt von Wieseneck Hauptmann Ebersbach beiseite und spricht leise mit ihm. Detjen versteht nicht, was geredet wird, doch an der Reaktion des Gruppenleiters erkennt er, daß der General Instruktionen gibt. Der Hauptmann nickt, wiederholt und deutet wieder das

Hackenklappen an. Warum das alles, wenn man doch geradewegs auf die Feststellung eines Unfalls zumarschiert?

Für sie beide gebe es hier draußen nichts mehr zu tun, wendet sich von Wieseneck anschließend Detjen zu, sie stünden nur im Wege und täten gut daran, das Feld zu räumen. «Lassen Sie mich gutmachen, daß ich Ihnen den Tag verdorben habe. Ich lade Sie zum Mittagessen ein. Renate wird sich freuen, und... Nein, das wird eine Überraschung! Kommen Sie!»

Achim verbeugt sich und denkt ironisch, den Tag müsse man im Kalender anstreichen. Denn eben hat ein General – sicherlich ungewollt – eingeräumt, daß er gelegentlich im Wege steht. Denkwürdig!

Sie nehmen einen anderen Weg. Der Feldwebel in Zivil, der den schwarzen Mercedes des MAD-Generals fährt, umgeht die aufgewühlte Waldstrecke in weitem Bogen und erreicht so erst hinter Varndorf die Chaussee. Der Wagen des Majors zuckelt hinterher.

Natürlich denkt Achim an Brinkmann. Die Erinnerung an ein Gespräch ist da. Der Oberst hatte Detjen zu sich gerufen, um ihm Richtlinien für das zu erarbeitende Projektgutachten zu erteilen. Er sieht geradezu plastisch das immer so unglaublich aufgeräumte Büro vor sich, das bar jeder persönlichen Note ist, und die völlig leere Schreibtischplatte, auf der die beiden Telefone und der Ständer mit drei verschiedenfarbigen Kugelschreibern einsam wirken. Es war ganz ungewöhnlich, daß Brinkmann plötzlich Kaffee bringen ließ. Der kam sofort. Frau Marschner im Vorzimmer schien einen besonderen Sinn für die Bedürfnisse ihres Chefs zu haben: Wann immer er Kaffee wünschte, kochte gerade das Wasser.

«Ich möchte», hatte der Oberst gesagt, «daß Sie das Projektgutachten für den Verteidigungsausschuß überarbeiten. In dieser Mappe finden Sie alles: den modifizierten ‹Starfighter›, die britische ‹Hawker P. elf-siebenundzwanzig›, das französische Projekt ‹Mirage› und den MRCA-Entwurf. Fassen Sie das zusammen. Technische Details sowenig wie

möglich, sonst verstehen die Herren Abgeordneten nur Bahnhof. Der einzige Fachmann für Luftwaffe, den sie dort haben, ist ein ehemaliger Lastenseglerkutscher – ich bitte Sie! Tendenz: Alle Maschinen sind gut, aber MRCA ist besser.»

Die erwähnte Mappe brachte er wie aus dem Nichts unter der Schreibtischplatte hervor. Der Major nahm sie entgegen und bestätigte: «Jawohl, Herr Oberst. Alle Maschinen gut, aber MRCA besser.» Er machte Anstalten aufzustehen.

Mit einer Handbewegung hatte ihm Brinkmann bedeutet, er möge sitzen bleiben. Auf einmal lockerte der Abteilungsleiter seine Haltung, lehnte sich bequem zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. Mit seinen hellen, fast farblosen Augen blickte er Detjen freundlich an. Der Oberst sah noch gut aus mit seinem sonnengebräunten Gesicht, dessen Farbe mit dem ergrauten, aber voll gebliebenen Haar kontrastierte.

«Sie sind doch ein alter Hase, Herr Detjen», setzte er neu an. – Und schon dieses zivile «Herr Detjen» ließ Achim aufmerken. Das war bei Brinkmann nicht üblich. – «Teilen Sie eigentlich die Auffassung, daß unsere Luftwaffe in ihrem jetzigen Zustand einem Ernstfall gewachsen ist?»

«Das ist die allgemeine Ansicht im Führungsstab Luftwaffe», erwiderte der Major sofort. Was sollte das? Wollte ihn Brinkmann aufs Glatteis führen? Eine Stunde der Gesinnungsprüfung?

«Ich hatte um Ihre persönliche Meinung gebeten», beharrte sein Gegenüber.

Unbewegten Gesichts entgegnete Detjen: «Ich habe keinen Grund, die Ansicht der Experten in Frage zu stellen.»

«Ja, ja», murmelte Brinkmann und schaute zum Fenster hinüber. Davor spielte der Wind in den Birken. Am Himmel zogen eilige Wolkenfetzen vorüber. «Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, daß unsere Experten vorwiegend Männer in meinem Alter sind? Sie haben nicht mehr viel Zeit, wenn sie an den Siegen der Luftwaffe noch teilhaben wollen.» Er wandte sich wieder dem Major zu und lächelte, als ob er Verständnis heische.

«Ich kann mir nicht vorstellen, daß Herr Oberst das nicht wollen.» Er lehnte sich nicht an, saß kerzengerade und war das Musterbild eines von Zweifeln an der Vollkommenheit der eigenen Truppe freien Stabsoffiziers. Dabei wurde ihm heiß. Wohin lief denn das?

«Unsere derzeitige Luftwaffe ist eine Übergangslösung», brauste der Oberst jäh auf, stützte die Hände vor sich auf den Tisch und beugte sich zu dem anderen. «Mit einer Übergangslösung kann man nicht aufs Ganze gehen! Ich wehre mich entschieden dagegen, Hasard zu spielen. Wenn losgeschlagen wird – und ich bin immer, schon in Paraguay und später im NATO-Headquarters, kompromißlos dafür eingetreten, daß man die unerträglichen Zustände in Mitteleuropa ändern muß –, wenn also losgeschlagen wird, dann muß absolute Gewißheit bestehen, daß von uns nicht nur der erste, sondern auch der letzte Schuß in dieser Auseinandersetzung mit dem Kommunismus abgegeben wird. Und dafür sind neunzehnhunderteinundsechzig die Voraussetzungen nicht gegeben!»

Eine Pause entstand. Brinkmann wartete auf eine Stellungnahme. Die blieb aus. Achim beschränkte sich aufs Zuhören. Wie hellhörig er bei der Sache war, verbarg er. Zweifellos hatte der Oberst eine solche Problemstellung nicht aus heiterem Himmel aufgeworfen. Dafür mußte es einen Anlaß geben. Detjen wertete die Auslassungen seines Vorgesetzten als neuerliche Bestätigung dafür, daß in der Bundesrepublik das gesamte politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben zunehmend militarisiert wurde, nicht nur auf der Hardthöhe war mehr und mehr die Rede vom Ausbau Westberlins als Brückenkopf der NATO, und täglich berichteten die Massenmedien von gefährlichen Zwischenfällen an der Staatsgrenze der Deutschen Demokratischen Republik, von der sie ein Bild des Chaos und des Schreckens zeichneten. Noch nie ist der kalte Krieg gegen den anderen deutschen Staat so heiß und umfassend geführt worden wie zu Beginn dieses Jahres 1961. Der Zusammenhang mit Brinkmanns Überlegungen war unverkennbar.

Da der Major schwieg, sprach der Oberst weiter. «Was ich Ihnen eben gesagt habe, Herr Detjen, trifft leider auf taube Ohren. Hierzulande! Zum Glück gibt es noch andere Möglichkeiten. Und ich werde sie nutzen! Eine deutsche Armee darf nicht zum drittenmal in diesem Jahrhundert geschlagen in die Heimat zurückkehren! Wenn sie marschiert, muß sie es diesmal mit der absoluten Gewißheit des Sieges tun!»

Der Feldwebel am Steuer des schwarzen Mercedes hält sich an die vorgeschriebene Geschwindigkeit und ermöglicht es Detjen so, mühelos zu folgen. Dabei ist die Straße leer. Sie sieht aus, als erhole sie sich vom wochentäglichen Fahrzeugstrom.

Bei dem Gespräch mit Brinkmann hatte Achim bewußt darauf verzichtet, den Oberst durch ein paar geschickte Fragen an der Zunge zu ziehen oder gar zu versuchen, sich zu seinem Vertrauten zu machen. Dabei folgte er einer Weisung Winnie Winkelmanns, die schon vor geraumer Zeit gesagt hatte: «Ich soll dir mitteilen – keine Annäherung an Brinkmann. Über deinem Chef braut sich offenbar etwas zusammen. Vorsicht!» Er hatte dem entgegengehalten, Brinkmann gehöre aber doch zu den ganz alten Kameraden und sei Verbindungsoffizier des Oberkommandos der Luftwaffe zum Reichsführer SS gewesen. Himmler persönlich habe ihm sogar einen Ehrenring verliehen, und es deute doch wohl darauf hin, daß er sich noch der gleichen Wertschätzung erfreue, daß ihn der Generalinspekteur der Luftwaffe selbst für seinen jetzigen Posten vorgeschlagen hatte. Kaum vorstellbar, daß solch ein Mann ins Schußfeld geraten sein soll...

Winnie Winkelmann und er waren damals auf der Trabrennbahn in Köln gewesen, untergetaucht in der Menge der Turffreunde, ungestört im allgemeinen Gedränge.

Winnie wußte es besser. Die Genossen in Berlin hatten sie informiert. «Es gibt eine streng geheime militärische Studie, die die Führungsstäbe der Teilstreitkräfte erarbeitet haben. Als diese Studie vom Verteidigungsminister Strauß an Bundeskanzler Adenauer übergeben wurde, fehlten darin vierzehn

Seiten. Das war exakt der vollständige Beitrag von Oberst Brinkmann zu dieser Vorlage.»

Detjen war von der Vorlage informiert gewesen. Natürlich hatte das ganze Referat dem Chef zuarbeiten müssen, ohne daß die einzelnen jedoch das Endergebnis zu Gesicht bekamen. Nur soviel stand fest: Das Papier war weitergegeben worden, also mußte es auf dem Wege zum Bundeskanzler festgehalten worden sein.

Der schwarze Mercedes vorn vermindert die Geschwindigkeit. Achim nimmt gleichfalls den Fuß vom Gas. Plötzlich stößt ihm auf, daß man den «tragischen Unfalltod» des Obersten der Luftwaffe Brinkmann auch anders betrachten kann: Der Abteilungsleiter ist aus der Reihe getanzt; er hat sich offenbar erlaubt, eine andere Meinung zu haben als die revanchelüsternen Scharfmacher um Minister Strauß und auf diesem Standpunkt zu beharren. Deutete nicht die beim Gespräch im Büro gemachte Äußerung darauf hin, daß er sich in jedem Falle Gehör verschaffen wollte – auch, wenn er damit wider den Stachel seines «obersten Kriegsherrn» löckte? Zweifellos besaß er Möglichkeiten dazu; er mußte doch während seiner Tätigkeit beim NATO-Headquarters eine Menge einflußreicher Leute kennengelernt haben...

Aber bevor es dazu kommen kann, ist Brinkmann unvorsichtig mit seiner Bockbüchsflinte umgegangen und weilt nun nicht mehr unter den Lebenden. Wie der Zufall so spielt, setzt just da MAD-General von Wieseneck einen Mann zu dem Oberst in Marsch, von dem er ganz sicher weiß, daß er sich nicht an die Landespolizei, sondern an ihn wenden wird.

Und dann diese merkwürdige Untersuchung, die mehr einer Durchsuchung glich, zum Schluß jedenfalls! Was hoffte man zu finden? Darauf weiß Detjen keine Antwort. Nur soviel scheint festzustehen: Es hängt mit Brinkmanns Beitrag zu der Vorlage zusammen und mit Brinkmanns Bemerkung, er werde notfalls anderswo ein offenes Ohr finden. War er schon dabei, seine Bedenken schriftlich zu formulieren? Achim denkt an die offene Schreibmaschine im Blockhaus.

Er hält unmittelbar hinter dem Mercedes, dessen Fahrer herausspringt und seinem General die Tür öffnet.

«Kommen Sie, Detjen!» lädt von Wieseneck ein. «Ich habe großen Hunger.»

3

Die versprochene Überraschung heißt Günter Krösing. Der ehemalige Chef des faschistischen Jagdgeschwaders «Immelmann», nachmaliger Coronel und Vorgesetzter des vermeintlichen Fliegerasses Detjen in Argentinien und sein späterer Abteilungsleiter auf der Hardthöhe, der heutige Lobbyist eines bekannten süddeutschen Luftfahrtkonzerns gibt sich trotz seines kahlen Kopfes noch ebenso jugendlich forsch wie früher. Auch sein tragendes Organ hat nichts an Lautstärke eingebüßt, und er begrüßt Achim mit lärmender Überschwenglichkeit. Meine Herren, sind da nicht gleich die alten Zeiten wieder lebendig – die Luftkämpfe über der Ukraine, die Flüge über den argentinischen Urwald zu jener Hazienda, in der der Grundstock für «eine wehrhafte Bundesrepublik» geschnitzt wurde, die Rückkehr schließlich und die gemeinsame Mitwirkung am Aufbau einer neuen, schlagkräftigen Luftwaffe? So was verbindet für alle Zeiten! «Neue Maschinen, neue Montur, aber der Geist der Truppe – so!» Und beide zeigen sie sich die erhobene Faust mit aufrecht gestelltem Daumen. Es ist alles in Ordnung zwischen ihnen.

Detjen sieht Krösing nach, als er zu seiner Tochter hinübergeht, weil er irgendwelche Sonderwünsche hinsichtlich der Getränke zum Mittagessen anmelden will. Einen Augenblick ist Achim allein in dem ganz auf Imagepflege und Repräsentation gestellten Speisezimmer. Er hat ein schönes Haus, der Brigadegeneral von Wieseneck, und eingerichtet ist es mit dem Teuersten und Komfortabelsten, was der Markt bietet. Sie kann sich sehen lassen, die «bescheidene Hütte» des

MAD-Gewaltigen, der sich seine Sporen in der Abteilung «Fremde Heere Ost» des Generals Gehlen verdient hat.

Sekundenlang gibt sich auch Werner Bredebusch Erinnerungen hin. Wenn er jetzt zurückdenkt an seine Entscheidung, als Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit die «Spur der Wölfe» zu verfolgen, der nach der Zerschlagung des Faschismus untergetauchten, sich im Verborgenen sammelnden und nun im Rudel wieder hervorgetretenen Meute, die darauf brennt, die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges umzukehren und zu «korrigieren», dann weiß er, daß das eine gute und notwendige Entscheidung war. Natürlich hat es in den Jahren viele Situationen gegeben, in denen seine Freiheit und sogar sein Leben auf des Messers Schneide standen, und manchmal hatte er Angst, furchtbare Angst. Wußte er, wie es ausgehen würde, als er, der Flugzeugführer Unteroffizier Bredebusch, mit dem Schlachtflugzeug Hs 123, einem bulligen Doppeldecker vom Typ Henschel, hinter den sowjetischen Linien landete, um nicht an den Verbrechen der Hitlerclique mitschuldig zu werden? Wußte er, wie es ausgehen würde, als er nach den gefahrvollen Stationen auf dem «römischen Weg» der SS-Hilfsorganisation «Kameradenwerk» in Cordoba mit den Papieren des gefallenen Jagdfliegers Detjen und eingepauktem Wissen über diesen Mann eben jenem Kommodore Krösing gegenübertrat, in dessen Geschwader dieser Detjen geflogen war? Die Täuschung gelang, und es war Krösing, der ihn, Bredebusch, in seinem Gefolge mit in die Zentrale der westdeutschen Remilitarisierung nahm. Viel Mühe hat es gekostet, Krösing immer dorthin zu dirigieren, wo er ihn brauchte. Aber es ist gelungen und trägt Früchte! Ein gutes Gefühl, wenn er sich das manchmal vor Augen hält.

Auf dem Tisch brennt ein dreiarmiger silberner Kerzenleuchter. Selbstverständlich wird von Brinkmann gesprochen. Renate von Wieseneck schweigt dazu. Sie beschränkt sich darauf, eine aufmerksame Gastgeberin zu sein und das servierende Mädchen anzuweisen. Das ist eine vom «Wirtschaftswunder» angelockte Italienerin. Sie versteht kaum ein

Wort und scheint vorwiegend Angst zu haben, etwas falsch zu machen.

«Ein Jäger vor dem Herrn!» Krösing schüttelt den Kopf. «Und seine eigene Jagdwaffe wird ihm zum Verhängnis! Wenn das nicht tragisch ist...»

«Sehr tragisch», bestätigt Achim. Ohne die Zerlegung einer Forelle zu unterbrechen, sieht er zum General hin, der ans Telefon gerufen worden ist und gerade wieder hereinkommt.

Von Wieseneck setzt sich und nimmt die Serviette auf. Er wirkt verärgert. «Wenn man sich nicht um alles selbst kümmert!» wirft er hin. «Ich möchte nicht wissen, auf welch unbeholfene Art man der alten Frau den Unfall ihres Mannes mitgeteilt hat! Haben alle kein Herz, diese jungen Leute! Und dann überläßt man Frau Brinkmann einfach so ihrem Leid! Ich habe eben veranlaßt, daß sie ein Wagen von uns zu ihrem Sohn nach Regensburg bringt. Es werden so viele unnötige Fahrten auf Staatskosten gemacht, aber auf das Nächstliegende kommt keiner.»

Oberst a. D. Krösing trinkt einen Schluck Pfälzer und tupft sich die Lippen. «Daß es ihn auf solche Art erwischen mußte!» seufzt er noch einmal. «Er lag mir nicht, na schön, jedoch so ein Ende wünsche ich keinem.»

Der Mokka wird im Herrenzimmer gereicht. Man raucht noch eine Zigarre. Dann hält es Detjen für angemessen, sich zu entfernen. Niemand versucht, ihn zu halten. Achim denkt wieder an den «Zufall», der ihn den Toten finden ließ. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.

Von Wieseneck und sein Schwiegervater treten auf die Veranda heraus. Von hier aus führen ein paar Stufen hinab in den Garten. Die beiden Männer bleiben jedoch unter dem Glasdach inmitten des Rechtecks, das sich zum Garten hin öffnet. Bequeme weiße Holzstühle mit leuchtend roten Kissen stehen vor dem Außenkamin. Eine aus farbigen Glassteinen gefügte Wand begrenzt die Veranda nach der einen, eine Bruchsteinmauer nach der anderen Seite.

«Und wer wird Brinkmanns Nachfolger?» erkundigt sich

der ehemalige Kommodore und schlägt behaglich ein Bein übers andere. Als der andere bloß die Schultern hebt, fährt er fort: «Wenn mich jemand fragen würde, aber mich fragt ja niemand, würde ich meinen, daß die Abteilung gut beraten wäre, als neuen Chef unseren alten Spezi Detjen einzusetzen – einen Mann mit der richtigen Marschrichtung. Der kennt in diesem Haufen jede Büroklammer.»

«Mit der richtigen Marschrichtung...», wiederholt von Wieseneck und läßt die Worte dabei in der Schwebe. «Bist du da ganz sicher? Auch Brinkmann war mal einer von uns.»

Krösing wählt mit Bedacht eine neue Zigarre aus der Kiste, die auf dem Tisch steht. Er führt sie unter der Nase vorbei und fingert in der Westentasche nach der Schere. «Es gibt sehr wenige Flieger in der Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen...»

Unwillkürlich senkt der General die Stimme. «Der Ehrenring des Reichsführers... Hast du schon vergessen, daß man über die ODESSA nicht spricht?» Und betont: «Keine Fragen dazu, bitte!» Er setzt sich nicht, geht ein paar Schritte und lehnt sich dann, den Arm auf den Sims gestützt, an den Kamin. «Der Vorfall zwingt uns, jeden einzelnen aus der Umgebung Brinkmanns zu durchleuchten. Auch Detjen. Schon das fordert Vorsicht. Ich könnte mir aber vorstellen, daß er die Abteilung bis auf weiteres kommissarisch leitet.»

Krösing drückt die Zigarre behutsam zwischen Daumen und Zeigefinger. «Alles Quatsch!» sagt er. «Vorsicht muß sein, aber was Detjen angeht... Wenn ich mich recht erinnere, hat er für dich eine ganze Reihe glühender Kohlen aus dem Feuer geholt. Alles vergessen?»

Von Wieseneck sieht zu einer Gruppe sich jagender Spatzen hinüber. «Ohne Ansehen der Person!» erwidert er brüsk. «Begreif doch endlich, daß es nicht nur um Achim Detjen geht. Da ist noch ein gutes Dutzend anderer, auch verdienter Leute, hinter denen Born und Kaiser mit dem Sicherheitsdienst der bewußten Organisation ebenso her sind wie hinter deinem Lieblingsschüler. Wie die Dinge liegen, müssen wir annehmen,

daß einer oder mehrere davon faul sind. Wer? Das müssen wir schnellstens herauskriegen. Es geht um Kopf und Kragen.»

Jetzt brennt die Zigarre. Der Ältere bläst genüßlich einen Rauchring in die Luft. «Gut, gut», lenkt er versöhnlich ein. Was hat er davon, wenn er sich vor Achim stellt? «Ich möchte nur nicht gern meine Kreise gestört sehen. Für mich geht es um die Frage, daß ich auch auf *meiner* Strecke einen Nachfolger für Brinkmann brauche. Als ich dem damals zu dieser Industrieverbindung verhalf, war nicht abzusehen, daß er so schnell ausfallen würde.»

«Und?»

Krösing zupft an der Bügelfalte. Davon ausgehend, daß sein Schwiegersohn weit weniger Ahnung von modernem Management und dessen verschlungenen Pfaden besitzt, als er selbst beim Luftfahrtkonzern Wegener & Moss erworben hat, erklärt er, wie das zusammenhängt. Er setze voraus, beginnt er, daß selbst ein Sicherheitsoffizier heute wisse, wie vollgestopft moderne Kampfflugzeuge mit komplizierter Elektronik sind – so vollgestopft, daß diese Technik gelegentlich sogar erfahrene Piloten überfordert und zu bedauerlichem menschlichem Versagen führt. Aber das sei ein anderes Kapitel.

Von Wieseneck lehnt immer noch am Kamin und lächelt belustigt. Natürlich weiß er das. Doch er sagt nichts. Er schweigt und hört zu.

Der ehemalige Geschwaderchef der «Immelmänner» fährt fort, Wegener & Moss beziehe einen Teil der benötigten elektronischen Ausstattung von einer Firma namens EGA, der Elektronik-Geräte- und Anlagenbau, mit Sitz in Köln. Selbstverständlich habe man die EGA mit Bedacht als Lieferanten gewählt. Diese Firma nämlich sei trotz ihres deutschen Aushängeschildes das Tochterunternehmen eines einschlägigen Pariser Konzerns. Das eröffne gewisse Möglichkeiten.

«Im Klartext?»

«Wenn wir erhebliche Aufträge an die Kölner EGA vergeben, dann haben wir natürlich den Wunsch, unsererseits

auch mit bestimmten eigenen Erzeugnissen bei der französischen Mutterfirma einzusteigen. Nun ist das an sich eine Sache, die Vertreter der beiden Firmen ganz gemütlich bei einem Arbeitsessen über die Bühne schieben können. Aber: Dazu müssen sie wissen, welche strategischen Interessen der Führungsstab Luftwaffe verfolgt und welche taktischen Mittel er anwenden will, sie zu erreichen. Darüber im Bilde zu sein und der Firma entsprechende zielgerichtete Hinweise zu geben, damit ihre Entwicklungsarbeiten und ihr Angebot den tatsächlichen Bedürfnissen entsprechen, ist die Aufgabe solcher Verbindungsmänner. Ihrerseits werden sie, gleichsam in der Rückkopplung, in die Lage versetzt, die unter ihrem Einfluß entstandenen Geräte zum geeigneten Zeitpunkt zur Beschaffung zu empfehlen. So läuft das bei Wegener & Moss. So arbeitete Brinkmann der EGA in die Hand. Das gleiche erwarten wir von seinem Nachfolger. Inzwischen werden wir die Kölner mitbedienen, aber auf die Dauer taugt das nicht. Je mehr Querverbindungen, desto besser! Außerdem zahlt es sich immer aus, bei der anderen Firma ausgerechnet einen Mann zu wissen, mit dem man guten Kontakt hat. Man erfährt so auch von den Süppchen, die die ‹lieben Freunde› allein zu kochen gedenken. Und je höher der Dienstgrad, desto größer die Wirkungsweise!» Er streicht einen langen Streifen Asche in die Tonschale. «Detjen ist zwar nur Major, doch ein Experte. Und Kugeln hat er hinlänglich pfeifen hören. Es geht nichts über praktische Erfahrung. Müßte er nicht bald Oberstleutnant werden? Ich würde ihn ganz gern an Brinkmanns Stelle sehen.»

Wenn es nur darum gehe, erwidert der General, dagegen hätte er nichts einzuwenden. Das tangiere die Interessen der bewußten Organisation seines Erachtens überhaupt nicht. Und was die Beförderung des «Lieblingsschülers» anbetreffe – nun, da lasse sich ja ein wenig nachhelfen...

4

Der alte Baumbestand ist besonders reizvoll. Hohe Platanen wölben sich über dem gepflegten Weg. Unter dem Blätterdach ist der Abend schon nah. Doch dann endet die Allee. Ein kleiner See breitet sich aus, von der untergehenden Sonne rötlich angehaucht. Am jenseitigen Ufer erhebt sich die Kuppel des Kurhauses mit dem säulenbegrenzten Eingang.

Werner Bredebusch ist nicht allein. Der freundliche Frühsommertag hat außer Kurgästen auch viele Einwohner der «Pensionärstadt» Wiesbaden zum Spazierengehen gelockt. Ansässige treffen hier Bekannte, junge Paare finden immer noch eine verschwiegene Ecke, und wenn man Fremden begegnet, wird man nicht neugierig – die Kurgäste wechseln ja ständig. Das macht den Kurpark der Stadt am Rhein zu einem idealen Treffpunkt. Da fällt man nicht auf, da ist man ganz einfach Teil eines gewohnten Bildes.

Er freut sich, als er Winnie Winkelmann sieht. Sie sitzt auf einer der Parkbänke inmitten blühender Rhododendronbüsche und hat ein Buch in der Hand. Das schmale Goldschnittbändchen sieht nach Rilke aus. Es bewahrt Winnie mit Sicherheit davor, angesprochen zu werden. Wer Rilke liest, nun ja... Sehr glücklich mutet die Fotografin aus Frankfurt am Main nicht an. Dafür hat Werner Verständnis. Ganz gewiß war Winnie von seinem Anruf nicht erbaut, wahrscheinlich hatte sie Pläne für diesen Sonntag, Verabredungen vielleicht, die sie mit vorgeschobenen Begründungen rückgängig machen mußte, um nach Wiesbaden fahren zu können.

Das Zusammentreffen erfolgt außerplanmäßig. Nach reiflicher Überlegung hatte der Kundschafter im Anschluß an das Mittagessen bei von Wieseneck zum Telefon gegriffen, Winnies Nummer gewählt und, als sie sich meldete, gebeten, Fräulein Thiersch an den Apparat zu rufen. Weder er noch die Fotografin kennen ein Fräulein Thiersch. Hätte ein Dritter das Gespräch mitgehört, dann würde er bestenfalls gedacht haben,

der Anrufer habe einen falschen Anschluß gewählt. Vielleicht würde er sogar Mitleid mit dem Mann empfunden haben, der versicherte, die gewählte Nummer sei ihm von Fräulein Thiersch genannt worden, oder Schadenfreude, weil besagtes Fräulein offenbar einen lästigen Verehrer in die Irre geführt hatte. So etwas soll es ja geben.

Mit dem Fräulein Thiersch hat es eine besondere Bewandtnis. Dieser Name ist das Codewort für ein dringend notwendiges Zusammentreffen. Er nennt zugleich den Ort, an dem die Begegnung stattfinden soll. «Thiersch» steht für Wiesbaden, weil es ein Professor Friedrich von Thiersch war, der die Pläne für das dortige Kurhaus schuf, dieses jenseits des Teiches gelegene Kurhaus, dessen ionische Säulen jetzt lange Schatten werfen.

Werner hält sich auf der anderen Seite der breiten Promenade und geht vorüber. Er biegt in einen Seitenweg ein und bleibt an einem Rondell stehen, bei dem Winnie zu ihm stößt. Für Außenstehende ist das eine zufällige Begegnung, wie man sie im Kurpark jeden Augenblick erlebt.

«Alles in Ordnung», sagt Winnie und läßt Werner damit wissen, daß ihm niemand gefolgt ist. «Ich bin nicht früher weggekommen. Wo brennt es denn?»

«Oberst Brinkmann ist tot.» Er verbessert sich: «...ist ermordet worden. Und ich habe die Leiche gefunden, im Auftrag Wiesenecks.»

Sie lächelt ihn an und hakt sich locker bei ihm ein. Der Rilkeband ist in ihrer Umhängetasche verschwunden. In einem sandfarbenen Straßenkostüm, von dem sich ihr kupferrotes Haar attraktiv abhebt, sieht sie sehr elegant und fraulich aus. Wohlgefällig betrachten zwei alte Damen am Wege die beiden und sind sich einig, daß das ein schönes Paar sei. Genau dieser Eindruck soll erweckt werden.

«Die spanischen Stücke» von Fischer tröpfelten schon unausgesetzt aus den Lautsprechern des «Reichsrundfunks», als Werner Bredebusch noch ein Junge war und meinte, Schularbeiten nicht ohne Radiomusik machen zu können. Jetzt

spielt sie das Kurorchester bei seiner abendlichen Serenade, aber die Melodien klingen nur leise herüber und stören nicht.

Werner Bredebusch berichtet. Winnie unterbricht ihn nicht. Sie hält auch das Lächeln fest, das sie trägt, seit sie Arm in Arm mit ihm geht. Die beiden Kundschafter können sich offen miteinander sehen lassen, seit sie sich einmal bei einem offiziellen Empfang der Public-Relations-Abteilung von Wegener & Moss begegnet und einander vorgestellt worden sind. Dafür gibt es eine Menge Zeugen, Oberst a. D. Krösing eingeschlossen, und niemand kann etwas dabei finden, daß der gutaussehende Luftwaffenoffizier mit den ergrauenden Schläfen, Junggeselle obendrein, die so entstandene Bekanntschaft mit der charmanten Fotografin gelegentlich pflegt. Gelegentlich – sie machen nur sparsam von der Möglichkeit zu Begegnungen in der Öffentlichkeit Gebrauch. Auch das gehört zur konspirativen Arbeit. Es muß verhindert werden, daß einer den anderen möglicherweise gefährdet. Weder der Militärische Abschirmdienst noch das Bundesamt für Verfassungsschutz schlafen, und gibt es bei ihnen erst einmal den Anflug eines Verdachts, dann fangen sie insgeheim und unbemerkt sofort an, das Umfeld der aufs Korn genommenen Person systematisch zu durchleuchten. Flüchtige Bekanntschaften – na schön, die hat jeder. Aber bei mehr... Und Winnie Winkelmann ist für die Verbindung Werner Bredebuschs mit den Genossen in Berlin verantwortlich, ist sozusagen sein guter Geist, das Bindeglied zwischen ihm und der sozialistischen Heimat, auch ein bißchen Schutzengel. Zugegeben, manchmal fällt ihm seine Zurückhaltung gar nicht leicht.

Eine Pause entsteht. Sie schlendern um den Teich herum und gehen an dem Seitenflügel des Thierschen Kurhauses entlang, in dem die Spielbank ihre Roulettetische hat. «Faite votre jeux! Rien ne va plus! – Machen Sie Ihr Spiel! Nichts geht mehr!» Ein hünenhafter Pförtner in einer Operettenlivree greift schon nach der Türklinke, aber Winnie und Werner gehen vorüber. Der Spielbankbesucher muß eine Karte er-

werben und sich legitimieren; er wird registriert. Die beiden wollen ihren Besuch in Wiesbaden nicht aktenkundig gemacht sehen.

«Natürlich gibt es manchmal Unfälle mit Jagdwaffen», sagt Winnie Winkelmann schließlich gedehnt. «Auch erfahrene Weidmänner sind davor nicht sicher. Das weiß jeder. Insofern ist die Geschichte recht geschickt eingefädelt. Wenn man nichts über Brinkmann wüßte, doch so: Ein Mann stellt sich quer. Sicherlich hat man versucht, ihn zum Einschwenken zu bewegen. Vergeblich. Er blieb der Stein im Weg. Und diesen Weg wollte man frei haben.»

Werner nickt. «Also verfuhr man nach klassischem Vorbild. Die Geschichte kennt viele Beispiele ähnlicher Art. Denk nur an Barthou! Der französische Außenminister wurde vierunddreißig von Agenten Hitlers ermordet, weil er für ein Bündnis seines Landes mit der Sowjetunion eintrat. In Marseille.»

Sie strahlt ihn an. Von weitem wirkt das, als wolle die Frau ihrem Partner gerade etwas besonders Liebes sagen. Statt dessen bestätigt sie, mit der Erwähnung des Attentats von Marseille habe Werner bereits die Größenordnung angedeutet und den Stellenwert, den sie dem «Fall Brinkmann» zumessen müßten. Natürlich gehen die Leute, denen der Oberst im Wege war, über Leichen. Doch es liegt auch in ihrem Interesse, nicht übermäßig auf sich aufmerksam zu machen. Jedoch ist Mord das letzte Mittel und immer ein Risiko, solange es hellhörige Leute gibt, die nach den Hintergründen suchen. Wäre das durch Brinkmann entstandene Problem durch eine ehrenvolle Pensionierung des Obersten aus der Welt zu schaffen gewesen, hätte man es auf diese Weise bereinigt.

«Damit wäre Brinkmann nicht abgehalten worden, seine These vom Übergangscharakter der gegenwärtigen Luftwaffe weiter zu vertreten. Er wollte eine Luftwaffe, die siegt, wenn sie angreift. Von seinem Standpunkt aus war das durchaus logisch; er hatte ja seine Erfahrungen. Obwohl...»

«Ja?» ermuntert Winnie.

«Ich kenne seine Beweggründe nicht – unnahbar, wie er sich gab –, aber: Übergangscharakter hin oder her; natürlich ist diese Luftwaffe ein gefährliches Instrument und durchaus in der Lage, innerhalb der NATO gewisse Aufgaben zu erfüllen. Das hat er mindestens so gut gewußt wie wir. Was wollte er denn mehr?»

Sie bleiben an einem Springbrunnen stehen. In dessen Becken gibt es Goldfische, die behäbig, überfüttert und fett ihre Kreise ziehen. Als die Schatten der beiden Menschen aufs Wasser fallen, kommen sie gleich näher. «Die Niederlagen der beiden Weltkriege auszumerzen und ihre Ergebnisse zu korrigieren, darauf zielte er wohl», wirft die Fotografin hin. «Und er wollte es vermutlich entscheidend von den eigenen Leuten getan sehen. ‹Am deutschen Wesen soll die Welt genesen...›»

Werner stützt sich auf die Sandsteinfassung des Beckens. «Das ist die eine Seite», sagt er. «Er steht mit seiner Theorie nicht einmal allein. Das hat den Mord nicht ausgelöst, wenn du mich fragst. Ich erinnere mich genau an seine Worte, daß es noch andere Mittel gäbe, seine in der bewußten Vorlage niedergelegten Erkenntnisse zu vertreten, und das muß der Haken sein!» Er wendet sich Winnie zu. «Die Brisanz der Situation ist bekannt. Die unverbesserlichen Ostlandreiter und ihre Epigonen überschlagen sich. Die Verteufelung des sozialistischen Lagers hat ein nie gekanntes Ausmaß erreicht. Keine Zeitung und keine Radiosendung mehr ohne die Phrase von der Befreiung der ‹Brüder und Schwestern in der Ostzone›! Der Friede hängt an einem seidenen Faden. In dieser Lage kann man nicht zulassen, daß das Bild von der Schlagkraft der Bundeswehr und ihrer Fliegerverbände in irgendeiner Weise auch nur angekratzt wird, in aller Öffentlichkeit womöglich.»

«Hat er die Konsequenz seines Verhaltens nicht voraussehen können?»

«Natürlich hat er», erwidert Werner trocken. «Aber solche

Leute wie der Oberst haben einen besonderen Ehrenkodex. Denke an den Kapitän, der eben mit seinem Schiff untergehen muß, wenn er nicht das Gesicht verlieren will. Brinkmann hat zumindest geahnt, was auf ihn zukommen würde. Trotzdem! Er hat seinen Tod einkalkuliert, ja, vielleicht sogar in Rechnung gestellt, daß er seinem Credo zusätzlich Gewicht verleihen werde.»

Winnie wirft ein Steinchen ins Wasser. Solche Behandlung mögen die Goldfische nicht. Sie ziehen sich zurück. «Und wo befindet sich Brinkmanns Vermächtnis?»

«Das ist hier die Frage!» bestätigt Werner. «Zweifellos wußte der Oberst mehr als wir alle zusammen. Er hatte Zugang zu Geheimdossiers und zu Planungsunterlagen, die einer wie ich bestenfalls im versiegelten Umschlag von Zimmer zu Zimmer tragen darf. Außer Hause befördert sie nur der Kurierdienst, und das möglichst noch mit Feldjägereskorte. Durchaus wahrscheinlich, daß es in seinem Credo Bezüge auf solche Pläne gibt mit Angabe von Straße, Hausnummer und präzisen Daten. Deshalb hat der Militärische Abschirmdienst im Blockhaus danach gesucht.»

Winnie Winkelmanns Blick folgt der Wasserfontäne bis hinauf zu ihrer Spitze. Die glitzert silbrig in der Abendsonne und steht hell gegen den blauen Himmel. «Ohne es zu finden...»

«Wenigstens, solange ich dort war. Und auch bei Wieseneck kam während des Essens keine entsprechende Benachrichtigung. Hätte der General eine Erfolgsmeldung erhalten, so wäre es ihm anzusehen gewesen.»

Die Fotografin schaut noch immer nach oben. «Das Dokument würde uns nützen», sagt sie ganz leichthin. «Es würde uns sogar sehr helfen, glaube ich.»

Der Kundschafter holt tief Luft. Sehr glücklich wirkt er nicht in diesem Augenblick. Winnies Schlußfolgerung ist logisch, aber... Mit der Untersuchungsgruppe «Bonn eins» hat von Wieseneck sicher die besten Leute zum Blockhaus in Marsch gesetzt, über die der MAD in der «Hauptstadt» ver-

fügt. Und wo sie bisher mit ihren Spezialkenntnissen und in voller Legalität nichts ausgerichtet haben, soll Werner Bredebusch insgeheim und illegal erfolgreich sein? Aber dazu ist er ja hier! «Halleluja», sagt er seufzend und sieht einem schwarzhaarigen Mädchen nach, das mit wiegenden Hüften zur Spielbank hinübergeht. «Liane aus dem Urwald zurück!» lautete heute früh eine Zeitungsannonce. «Hat noch Termine frei!» Na ja. Die da drüben sieht jedenfalls sehr hübsch aus. «Ich werde es versuchen, Winnie. Viel Hoffnung habe ich nicht. Sicherlich bietet das Brinkmann-Papier ein paar gute Zusatzinformationen, vielleicht sogar wertvolle, bloß...»

Die Fotografin nimmt wieder seinen Arm und führt ihn vom Springbrunnen fort. Der Kurpark ist immer noch belebt, aber die Schar der Spaziergänger lichtet sich allmählich. Es wird stiller. Die abendliche Serenade verklang. Die Musiker haben den Musikpavillon verlassen. Beschaulichkeit breitet sich aus. Die Mehrzahl der Besucher geht nach Hause mit der Überzeugung, einen schönen und friedvollen Nachmittag verbracht zu haben. Ahnen die Leute, wie trügerisch die breite Behäbigkeit ihres Sonntags ist? Wollen sie das überhaupt wissen? Die meisten wahrscheinlich nicht. Sie sind ganz beschäftigt mit dem Kampf um einen Logenplatz in der Wohlstandsgesellschaft, ausgebucht mit der Gier nach Besitz und Selbstbehauptung und bestrebt, durch heftigen Gebrauch der Ellenbogen in die Chefetage und damit zum Platz an der Sonne aufzusteigen. Denn aufzusteigen ist alles, zu besitzen ist alles – nur, wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm. Dieses Konsumdenken bringt eine erschreckende Oberflächlichkeit in politischen Dingen mit sich. Mit der eigenen Person und dem eigenen Job hat man genug zu tun; um Politik sollen sich doch, bitte, die kümmern, die dafür bezahlt werden. Und das tun sie denn auch, und die Vergeßlichkeit der Leute kommt ihnen sehr entgegen. Wer denkt schon in der Blütezeit des Wirtschaftswunders noch daran, daß er sich einmal geschworen hat, lieber sein Leben lang trockenes Brot zu essen, als noch einmal die Schrecken der Bombennächte zu erleben? Man ist ja wieder

wer und fühlt sich groß und mächtig mit den Amerikanern im Rücken.

Werner Bredebusch hat dieses Land hier gründlich satt. Er ist lange genug hier, um vom Chromglanz der Luxuslimousinen und den grellen Farben der Neonlichter nicht mehr geblendet zu werden. Dazu waren ihm zu tiefe Blicke hinter die Fassade möglich, dazu hat er die Restauration verderblichen alten Ungeistes chauvinistischer und revanchistischer Prägung zu hautnah miterlebt. Und das soll auf die Dauer eine Perspektive haben?

Sie gehen noch ein Stück Weges gemeinsam, dann trennen sie sich. Eine zufällige Begegnung und eine Stunde freundlichen Gedankenaustausches zwischen alten Bekannten sind zu Ende gegangen. Wer sollte daran etwas verdächtig finden?

Winnie wendet sich allein dem Ausgang des Kurparks zu und läuft zu dem entfernten Parkplatz, auf dem ihr Auto steht. Der Motor ist noch warm; es war ein kurzer Aufenthalt in Wiesbaden. Vorhin waren die Straßen leer. Jetzt quält sich der große BMW inmitten der Blechlawine von Sonntagsausflüglern dahin, die auf dem Heimweg sind. Die Fotografin wählt schon Nebenstraßen, um besser voranzukommen, aber so schlau sind andere auch. Sie fügt sich ins Unvermeidliche. Ihre Überlegungen kreisen um Werners Bericht. Ein weiterer Stein für das Mosaikbild, das die Aufklärung zusammensetzt und fortwährend auf den neuesten Stand bringt, ist das. Nicht mehr? Auf jeden Fall wichtig genug, der Sache nachzugehen...

Werner Bredebusch betritt das Kurhausrestaurant, bestellt ein Abendessen und blättert, scheinbar durchaus mit der Welt zufrieden, äußerlich ein betuchter Bürger mit ungebrochenem Selbstwertgefühl, gelassen im Wiesbadener «Kurier». Und wieder einmal ein Regierungskommuniqué mit der Forderung an die Kaufleute, die «Ostzone» zu boykottieren. Fotos von Konrad Adenauer und Vizekanzler Erhard. Werner schiebt das Blatt von sich.

Er bleibt, bis der Rückstrom auf den Straßen abklingt. Dann erst fährt er, und die Lichtkegel der Scheinwerfer heben nunmehr das Grau des Asphalts aus der Dunkelheit. Er läßt sich Zeit. Nun erst spürt er, wie abgespannt und müde er ist. Als er in der Tiefgarage des Neubaus aussteigt, in dem er eine Zweizimmer-Komfortwohnung gemietet hat, reckt er sich und gähnt. Das war ein Sonntag mit vollem Programm!

Den Fahrstuhl, der ihn in den siebenten Stock bringt, benutzen auch andere Mieter. Man grüßt sich und schweigt sich an, man kennt sich nicht, jeder hat genug mit sich selbst zu tun.

Die Wohnungstür klappt zu. Licht! Alle Türen sind geöffnet; bis auf das Ticken einer Uhr ist alles still. Trotzdem schaltet Werner überall die Beleuchtung ein und geht erst einmal durch die gesamte Behausung. Das mutet an wie ein Ritual. Es ist auch eins. Schließlich ist Achim Detjen nicht nur ein beliebiger Major der Bundesluftwaffe, er ist ebensogut der DDR-Kundschafter Werner Bredebusch, der sich Unaufmerksamkeit und Leichtsinn nicht leisten kann. Daß er noch nicht enttarnt worden ist und in all den Jahren seiner gefahrvollen Arbeit keinen Verdacht auf sich gezogen hat, dankt er nicht zuletzt seiner Selbstdisziplin, soviel Kraft und Überwindung sie gelegentlich auch kostet.

Werner Bredebusch erblaßt. Er sieht ein zweitesmal hin. Nein, ein Irrtum ist ausgeschlossen. Die Haarsicherung an der mittleren Schreibtischschublade ist zerstört. Das Haar hängt herab. Wer immer in seiner Abwesenheit den Schreibtisch geöffnet hat, achtete nicht auf das wie zufällig zwischen Führungsschiene und Lade eingeklemmte Haar.

Das Fach ist ordnungsgemäß verschlossen. Der Mechanismus schließt sich wie immer; nichts deutet auf einen fremden oder gar gewaltsamen Eingriff hin. Und drin ist auch alles unverändert, alles liegt an seinem Platz. Nicht einmal der Umschlag mit den dreihundertfünfzig Mark fehlt. Hier waren demnach Profis am Werk, aber nicht von der kriminellen Sorte. Diese «Filigrantechniker» haben etwas anderes gesucht. Was?

Bredebusch gießt sich einen Magenbitter ein und trinkt ihn in kleinen Schlucken. In der Tat, die Überraschung ist ihm auf den Magen geschlagen. Da nutzt es nichts, die absolute Gewißheit zu haben, daß es in dieser Wohnung nichts gibt, was ihn belasten könnte. Darauf achtet er sorgsam.

So steht er lange, ein Fremder in den eigenen vier Wänden, und lauscht dem Ticken der Uhr.

Warum? Auf diese Frage bleibt er sich die Antwort schuldig. Ein «Wer?» ist leichter zu erklären. Polizisten kommen offiziell und mit Haussuchungsbefehlen. Das da ist Geheimdienstarbeit. Und der Anlaß?

Er setzt sich hin. Er schraubt mechanisch die Muschel vom Telefonhörer. Nein, eine «Wanze» ist hier nicht eingebaut worden. Ihm ist gar nicht wohl in seiner Haut. Was ist da im Gange? Auf einmal hat er das Gefühl, daß ihn die Wände belauern, Buchrücken ihn abschätzend mustern, die weiße, augenlose Gesichtsmaske, die er damals aus Portugal mitgebracht hat, ihn hämisch angrinst.

Bloß keine Panik! Sich nicht durch Nervosität verraten! Nicht zu erkennen geben, daß er eine Spur der Leute entdeckt hat, die Wert darauf legten, unbemerkt zu bleiben. Er hat sie nicht wahrgenommen; er ist ganz unbefangen.

Er geht zum Fernseher und schaltet ihn ein. Ein gewöhnlicher Sonntagabend...

Aber die Fragen bleiben.

5

Diese Mühle steht zwar an einem rauschenden Bach, aber sie klappert nicht. Das Mühlrad ist trocken und hat im Augenblick lediglich dekorativen Charakter. Das Wasser wird erst wieder daraufgeleitet werden, wenn die Renovierung des Ausflugshotels «Zur Mühle» abgeschlossen ist und das Haus neu eröffnet sein wird. Jetzt sind noch Leitern und Baugerüste da,

Balken liegen auf einem Stapel, und der Gesamteindruck ist ziemlich wüst.

Ein leiser Nachtwind hat sich aufgemacht. Das Mühlenhotel liegt ganz dunkel da und mutet verlassen an mit seinen geschlossenen Fensterläden. Der Eindruck täuscht. Wenn einer genau hinsieht, entdeckt er da und dort Licht in Ritzen der Läden und über dem Schornstein Rauch, den der Nachtwind schnell zerteilt. Rascher ziehen die Wolken am Himmel und geben für Sekunden die schmale Sichel des Mondes frei. Die Tannen ringsum beugen die Wipfel. Das Ächzen des arbeitenden Holzes ist da, ein Waldkauz meldet sich, und die offenen Torflügel der leeren Garage schlagen in ihren Halterungen.

Eine gute Privatstraße, die von der Chaussee zwischen Aschaffenburg und Würzburg in den Spessart hinein abzweigt, führt bis hierher. Der Fahrer des Wagens, dessen Scheinwerfer Lichtbahnen in die Dunkelheit schieben, kennt sich aus. Ohne zu zögern, steuert er über den leeren Parkplatz hinweg und genau in die Garage hinein. Im selben Moment verlöschen die Lichter, und ein hemdsärmliger Mann ist da, die Torflügel zu schließen. «Im kleinen Saal, Herr Born», sagt er nur.

Von der Garage aus führt eine Eisentür ins Haus. Der Chef der RHEIN-MAIN-DETEKTEI in Frankfurt geht einen mäßig erhellten Gang hinunter und öffnet eine Tür, ohne anzuklopfen oder ein «Herein» abzuwarten. Dann bleibt er stehen. Hier ist keine Lampe an. Nur das Kaminfeuer brennt, im Rauchfang heult der Wind, und die unruhigen Flammen werfen zuckenden Feuerschein über schwere Eichenmöbel und steinerne Wände. «Sie haben sich dreißig Sekunden verspätet», sagt eine Stimme hinter der hohen Lehne eines vor den Kamin gerückten Sessels hervor, die brüchige Stimme eines alten Mannes, der es nicht gewohnt ist zu warten.

Born setzt zu einer wortreichen Entschuldigung mit widrigen Umständen an, doch der andere unterbricht ihn gleich: «Geschenkt, Kamerad Born! Hierher! Nun?»

Der späte Gast geht um den Lehnsessel herum. «Planmäßig

gelaufen, Herr Fritsch», meldet er. «Das Urteil ist vollstreckt.»

Der Alte nickt gelassen. Das hat er erwartet. Er beugt sich ein wenig vor und streckt seine knochigen Hände näher ans Feuer. Sein schmales, hageres Gesicht ist unbewegt, als er in die Flammen hinein fragt: «Sie haben das Papier? Was steht drin?»

«Es war nicht im Blockhaus. Wir haben hinterher eine genaue Durchsuchung gemacht. Brinkmann muß es anderswo ...» Born bricht ab. Vor diesem Augenblick hat er sich gefürchtet. Fritsch mag Mißerfolge nicht; die empfindet der Chef der ODESSA als persönliche Beleidigung. Er wird die erteilte Auskunft nicht hinnehmen. Unwillkürlich strafft sich der Leiter der RHEIN-MAIN-DETEKTEI.

Fritsch mustert ihn von oben bis unten. Mehr und mehr, denkt er, erfüllt dieser Mensch weniger die Erwartungen, die die ODESSA in den Direktor ihres Sicherheitsdienstes setzt. Je älter Born wird, desto bequemer wird er auch. Zeit, sich nach einem Nachfolger umzusehen. Man hat Born die RHEIN-MAIN-DETEKTEI nicht anvertraut, damit er sie als angenehme Pfründe betrachtet, aus der er Mittel und Zeit für seine zahlreichen Damenbekanntschaften zieht. Das ist ja schon ein Komplex bei ihm! Und hat er nicht ein wenig zu viele Fehlschläge auf seinem Konto? Sicher, die bilden die Ausnahme, gemeinhin ist die Organisation mit dem Apparat zufrieden, aber schon ein einziger Fehlschlag ist im Prinzip einer zuviel. Und es könnten mehr werden, wenn man es schleppen läßt. Er, Fritsch, hat immer einen sechsten Sinn dafür gehabt, den Zeitpunkt zu erkennen, an dem ein Wechsel Wunder wirkt. Das Maß ist voll. Allerdings – woher nimmt er gleich einen Mann, den er so fest in der Hand hat und der so sehr sein Werkzeug ist? Nichts überstürzen!

Der Alte wendet sich zurück zum Feuer und starrt in die Glut. Er schiebt die Rechte unter das Sakko und massiert behutsam die Herzgegend. Diese Stiche! Sobald er sich aufregt, sind sie da. «Ihre Schlußfolgerungen?» fragt er unvermittelt.

Born wird sehr eifrig. Zunächst unterstreicht er die eigene Tüchtigkeit mit der Mitteilung, daß auch die Untersuchungsgruppe «Bonn eins» im Blockhaus nichts gefunden habe. Das wisse er von General von Wieseneck. Sie seien dann so verblieben, daß der General es übernahm, die Wohnung Brinkmanns zu räumen, indem er die Witwe zu ihrem Sohn nach Regensburg bringen ließ. Er sicherte auch zu, daß der MAD erst morgen in der Wohnung Nachschau halten werde, damit die RHEIN-MAIN-DETEKTEI Vorlauf habe. In diesem Augenblick – und hier schaut Born auf die Uhr – seien Herzog, Schwedler und Spezialisten an der Arbeit. Von dem Ergebnis werde ODESSA sofort unterrichtet.

Fritsch nimmt das zur Kenntnis. Er läßt den Blick nicht von den Flammen. Immer noch massiert er sein Herz. «Wie war es mit Brinkmann?» will er wissen.

Statt einer Antwort zieht Born aus der Innentasche seines Wildlederjacketts eine Stenorette, ein kleines Tonbandgerät. Es ist nicht größer als ein elektrischer Rasierapparat und halb so hoch. Ein leistungsfähiges Mikrofon wurde eingebaut, das auch als Lautsprecher fungiert, wenn man, wie Born jetzt, den Plastikdeckel über den Spulen öffnet. Eine Daumenbewegung – der Schalter rückt auf «On» –, das Gerät spielt.

Es regnet in Strömen. Schmatzende Schritte auf nassem Moos. Ein Metallklopfer dröhnt. Borns Stimme ruft: «Kamerad Brinkmann!» Noch einmal der Klopfer! Auf einmal ganz in der Nähe eine andere Stimme: «Wollen Sie zu mir?» Die Antwort: «Kamerad Brinkmann ... Ich dachte schon, ich habe die Fahrt umsonst gemacht! Sauwetter ...» Ein Hund bellt. «Keine Bange! Bella ist ein zärtliches Mädchen und nur auf Niederwild scharf.»

Eine Tür wird geöffnet und wieder geschlossen. Eine andere geht auf. Brinkmann sagt freundlich: «Ganz schön naß bist du, Bella! Bleibst gleich hier! Na los, 'rein mit dir!» Eine weitere Tür, die geöffnet wird. «Bitte!»

«Darf ich rauchen?» erkundigt sich Born im Ausflugshotel «Zur Mühle» nervös. Weiß der Teufel, so abgebrüht kann

keiner sein, daß es ihn bei der präzisen akustischen Wiederholung einer solchen Stunde nicht übermannt! Er hat einen Mann erschossen – und wenn er auch manches auf seinem Kerbholz hat, ein berufsmäßiger Killer ist er nicht. Weiß Gott, es ist ihm nicht leichtgefallen. Aber was sollte er machen? Es war ein Befehl von Fritsch. Er mußte gehorchen; er muß immer gehorchen. Ihm bleibt keine andere Wahl mehr.

«Rauchen Sie!» murmelt Fritsch und lehnt sich zurück. Er legt zuerst die Fingerspitzen und dann auch noch die Handflächen aneinander. Wenn er nun noch die Augen schließt, hat er das Bild und die Szene deutlich vor sich.

Er schließt die Augen. Das Band läuft.

«Hübsch hier! Wirklich hübsch!»

Eine Flasche wird entkorkt. Gläser klirren auf dem Tisch.

«Sie sind doch nicht hierhergekommen, um mein Blockhaus zu besichtigen, Kamerad Born.»

«Natürlich nicht. Obergruppenführer Fritsch hat mich gebeten...»

Sehr trocken entgegnet Brinkmann: «Das heißt, Sie bringen mir die Einladung zur ODESSA-Tagung. Ich habe mich schon gewundert. Sie ist längst überfällig. Trinken Sie! Bei solchem Wetter hält ein guter Kognak Leib und Seele zusammen.»

Nach einer winzigen Pause sagt Born: «Einsame Gegend hier...»

Brinkmann hustet. «Mir gefällt sie. Nirgendwo läßt es sich so gut nachdenken wie in der Einsamkeit. Ich arbeite an meinen Kriegserinnerungen, wissen Sie? Der Luftkrieg aus der Sicht des Generalstabes...» Es gibt ein scharrendes Geräusch, als ob ein Stuhl gerückt würde. «Also? Wo ist die Einladung?»

Darauf geht Born nicht ein. Mit einem neuen Ansatz, gleichsam geschäftsmäßig, erklärt er: «Kamerad Fritsch ist zu Ohren gekommen, daß Sie Sorgen haben. Wir würden Ihnen gern helfen. Deshalb bin ich hier.»

Neuerlich rückt ein Stuhl. Schritte gehen hin und her.

«Das ist es? Wenn ich Sie recht verstehe, Born, sind Sie

vergattert, mich zur Ordnung zu rufen? Lassen Sie mich ausreden! Sie sollen mich daran erinnern, daß ich der ODESSA auf Gedeih und Verderb verschworen bin und daß Beschlüsse der Organisation für mich bindend sind. Ist es so?»

«Ja, das ist so.»

Die Schritte hören auf. Brinkmann ist stehengeblieben.

«Auf deutsch gesagt: Ich habe das Maul zu halten.»

«Auf gut deutsch gesagt: Ja!»

Abermals rückt ein Stuhl. In die laufende Tonbandwiedergabe hinein erklärt Born Fritsch: «Ich hatte das Gefühl, daß er etwas ahnte. Er sah mehrfach zu seinem Jagdgewehr hinüber, das am Schreibsekretär lehnte. Ich dachte jedesmal, er würde gehen und das Gewehr zu seinen anderen in den Gewehrschrank stellen. Nichts davon! Da habe ich begriffen, daß er sich nur überzeugte, daß die Waffe noch da stand. Ich sah, daß der Sicherungsbügel umgelegt war. Ich schloß daraus, daß ich eine geladene Büchse vor mir hatte. Als habe er meinen Besuch erwartet...»

Borns Stimme ist wieder im Lautsprecher: «Der Sommer einundsechzig ist programmiert – und da räsonieren Sie mit Ihren Vorbehalten, mit Ihrer Theorie von ungenügender Vorbereitung, mit Ihrer Forderung nach Verschiebung der Entscheidung! Sie bringen unsere strategische Konzeption in Gefahr. Die Organisation setzt Himmel und Hölle in Bewegung, und Sie? Wir begreifen Ihre Einstellung nicht!»

Die Schritte Brinkmanns auf rohen Holzbohlen, schneller als vorhin, erregter. Ein hingeworfenes «Ich habe die größte Hochachtung vor dem Bemühen der Organisation um baldmöglichste Befreiung Mitteldeutschlands vom Kommunismus. Aber...» Seine Stimme wird eindringlich, fast beschwörend: «Sie alle erliegen einem Wunschdenken. Ich für meinen Teil möchte vermeiden, daß ein deutscher Generalstab im August einundsechzig zum drittenmal in diesem Jahrhundert eine vernichtende Niederlage hinnehmen muß.»

«Das ist seine alte Leier», bemerkt Fritsch kalt.

«Natürlich», fährt der Oberst auf dem Tonband fort,

«werden wir eines Tages marschieren! Doch es jetzt zu tun wäre Selbstmord!»

«Mit dieser Meinung stehen Sie allein!»

Stille. Brinkmann steht wieder. Dann sagt er fest: «Ich weiß mich im Recht! Teilen Sie Kamerad Fritsch mit, daß ich mich, da ich keine andere Tribüne mehr habe, an das NATO-Headquarters wenden werde. In der Hoffnung, daß sich wenigstens dort noch einige Leute einen klaren Kopf bewahrt haben! Ich glaube nicht, daß die Vereinigten Staaten oder auch das United Kingdom oder Frankreich von der Aussicht begeistert wären, in eine weltweite Auseinandersetzung hineingezogen zu werden – durch eine Aktion, die von einer Handvoll Leuten organisiert wird! Und allein? Ich betone noch einmal, wir sind nicht soweit. Mein Entschluß ist endgültig!»

«Ihr letztes Wort, Kamerad Brinkmann?»

«Mein letztes Wort, Herr Born!»

Polternd fällt ein Stuhl um. Ganz schnelle Schritte in gleichbleibender Nähe vom Mikrofon. Das heißt, es ist der Chef der RHEIN-MAIN-DETEKTEI, der rennt. Ein metallisches Klicken...

Brinkmann, sehr laut: «Wohl wahnsinnig geworden? Waffe weg, Born!» Näher kommende Schritte, hastig und ungleichmäßig. Keuchen. Ein zweiter Stuhl kippt. Vom Mikrofon gerade noch aufgefangen, ist das rasende Bellen des eingesperrten Hundes mehr zu ahnen als zu hören.

Ein Schuß.

Born schaltet das Gerät aus. Er ist blaß. Seine Stimme ist rauh und belegt, und er muß sich erst räuspern, ehe er betont sachlich erklären kann: «Ich hatte natürlich eine schallgedämpfte Pistole mitgebracht, Fremdfabrikat, bei uns nicht registriert. Dann sah ich das Jagdgewehr. Das würde viel natürlicher wirken, dachte ich. Ich hatte die Büchse vor ihm in der Hand, aber er bekam sie noch zu fassen. Genutzt hat es ihm nichts.»

Fritsch legt betulich die Wolldecke beiseite und erhebt sich

aus dem Sessel. Sein Gesicht bleibt völlig ausdruckslos. Ohne die geringste Regung bemerkt er: «Warum soviel Zeitverschwendung? Solche Leute nehmen keine Vernunft an. Aber der Einfall mit dem Jagdgewehr war gut! Geben Sie mir das Band!»

Born gehorcht. Er tut es ungern, doch er versteht, daß Fritsch die Aufnahme haben will, weil er mehrfach erwähnt wird und weil die Tonbandaufzeichnung, sollte sie in falsche Hände geraten... Ehe der Alte die Spule einsteckt, vergewissert er sich sogar, daß es keine Kopie gibt. Born kennt die Spielregeln der Organisation zu genau, um an eine solche Möglichkeit auch bloß gedacht zu haben.

«Nach dem Schuß kamen meine Leute. Wir sind unbemerkt in der Nähe des Blockhauses geblieben, bis der MAD erschien. Es war uns bekannt, daß Major Detjen den Toten finden würde. Herr von Wieseneck hatte mir gegenüber erwähnt, es sei denkbar, daß der Oberst seinen Stellvertreter zu beeinflussen versucht habe, ja, daß Major Detjen eventuell von Niederschriften Brinkmanns wisse und sich bemüßigt fühlen könne, solche Niederschriften an die Brüsseler Freunde des Obersten weiterzuleiten – in völliger Unkenntnis der Zusammenhänge natürlich. Der Major war so freundlich, sofort die Fensterläden zu öffnen, nachdem er im Haus war.»

Fritsch schaut ihn nur an, und da nimmt er einen Briefumschlag mit Fotografien heraus. Mit einer Telekamera aufgenommen, dokumentieren sie lückenlos Detjens Aufenthalt in der Jagdhütte. Diese Bilder sehen aus, als hätte der Aufnehmende selbst mit im Zimmer gestanden.

«Der Major hat sich weniger als eine Minute im Blockhaus aufgehalten – präzis sechsundvierzig Sekunden. Er hat nichts berührt und nichts gesucht. Sein Verhalten ist in jeder Phase durchaus korrekt gewesen.»

Fritsch verzieht ein wenig den Mund. «Sie mögen den Mann, ja?»

«Was heißt ‹mögen›», weicht der Chef der RHEIN-MAIN-DETEKTEI aus. «Gelegentliche Zusammenarbeit mit ihm hat

sich als nützlich erwiesen. Ich darf daran erinnern, daß Detjen seinerzeit auf dem ‹römischen Weg› nach Südamerika geschleust wurde. Die Franzosen hatten ihn als Kriegsverbrecher gesucht.»

Der Mann im Ohrensessel nickt und rückt das Plaid auf seinen Knien zurecht. Das ist ihm bekannt: Wer auf dem «römischen Weg» außer Landes gebracht wurde, ist in den Augen der Organisation der ehemaligen SS-Angehörigen eine verläßliche Persönlichkeit. Daß jener Flieger und infolgedessen logischerweise kein Angehöriger der SS war, spielt keine Rolle – die ODESSA hat sich immer für das Ganze verantwortlich gefühlt und den Wert eines Mannes mehr an seiner Haltung als am Besitz eines Mitgliedsbuches gemessen. Detjens Auftreten hat niemals Anlaß zur Kritik gegeben.

Die Flammen im Kamin zucken. Ihr rötliches Licht spielt auf Borns Gesicht. Der Duft von Birkenholz füllt den Raum.

Birkenholz... Doppelt so dick und halbmeterlang sind seinerzeit die Scheite gewesen, mit denen damals im russischen Lager weit hinter Moskau geheizt wurde. Diese bittere Kälte, vierzig Grad minus, wochenlang, dann sogar fünfzig Grad... Und die gemauerten Öfen fraßen... Sobald sie durchgebrannt waren, wenn das Holz nur noch eine durchglühte Masse bildete, wurde oben im Ofen eine Klappe geöffnet und der Zug durch einen eisernen Deckel gestoppt. Der Schnee lag meterhoch und beugte die Bäume tief. Sie standen reglos, es wehte nicht der leiseste Wind, und über dem ganzen Kriegsgefangenenlager lag dieser Duft von brennendem Birkenholz. In jenem Lager haben sie sich kennengelernt, Achim Detjen und er, Born. Der Zufall kettete sie aneinander, und immer wieder haben sich ihre Wege gekreuzt... Born ist ohne Argwohn gegenüber dem ehemaligen Jagdflieger, er fühlt sogar eine gewisse Zuneigung für ihn, aber für Emotionen ist in der Organisation kein Platz. Immerhin hat sie Brinkmann zum Tode verurteilt, und Brinkmann besaß einen Ehrenring des Reichsführers SS. Und was wäre mit ihm selbst, Born, geschehen, wenn er sich dem Befehl wiedersetzt hätte? Trotz

des Kaminfeuers fröstelt es den Chef der RHEIN-MAIN-DETEKTEI.

In das Schweigen hinein klopft es, und derselbe Mann erscheint, der Born in der Garage in Empfang genommen hat. Er hält ein Telefon in der Hand und führt das Kabel in den Anschlußstecker ein. «Für Sie», sagt er nur und reicht Born den Hörer.

In diesem Augenblick wünscht der von ganzem Herzen, seine Leute möchten eine Siegesfanfare blasen und melden, das verfluchte Brinkmannpapier sei sichergestellt worden. Wie ihn das bei dem Alten aufwerten würde! Aber am anderen Ende der Leitung sagte Wolf-Dieter Schwedler bloß: «Negativ, Chef! Was sollen wir tun?»

Born haßt ihn deswegen. Überhaupt reizt ihn die ganze, süffisant-arrogante Art dieses Diplomkriminalisten, sein mokantes Lächeln, sein Von-oben-Herab. Spekuliert er nicht schon auf seinen, Borns, Schreibtischsessel und freut sich, wenn der Chef aufs Kreuz fällt? Er weiß keine Antwort auf die aufgeworfene Frage; er legt einfach auf.

Fritsch sieht ihn an und weiß alles. «Was machen Sie nun?»

6

Äußerlich ist Major Detjen völlig unverändert, als er am Montagmorgen zum Dienst auf der Hardthöhe erscheint. Es ist alles in Ordnung, es muß alles in Ordnung sein! Pünktlich zehn Minuten vor der Zeit betritt er das Haus, um auf die Sekunde genau den Stuhl an seinen Schreibtisch heranzurükken. Wie es sich gehört, erscheinen ranggleiche Offiziere mit ihm, während rangniedere bereits zwei Minuten anwesend sind. Die abgestufte Zeitenfolge wird bis zum Oberst präzise eingehalten – Oberste betreten das Haus mit dem Glockenschlag acht –, und nur bei Generalen ist es ein bißchen anders.

Ein paar Worte hin und her, Allgemeines über das Wochenende. Major Schmitt erzählt schon im Paternoster von dem «Generalangriff», mit dem seine Enkel den Vorsatz zunichte machten, sich mal richtig auszuschlafen; der Sonntag war so anstrengend, daß er sich erst einmal davon erholen muß. «Man sollte sich auch so'ne Jagdhütte an Land ziehen wie der Chef. Unerreichbar sein.»

«Auch Brinkmann hatte seine Sorgen. Na, jetzt nicht mehr.» Sie sind allein im Paternoster. Detjen tritt dichter an den anderen heran und fährt leise fort: «Er ist tot. Selbstmord. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag. Aber behalten Sie's für sich, bis es offiziell bekanntgegeben wird.»

Schmitts Betroffenheit ist von seinem Gesicht ablesbar. Oben geht er gleich in sein Zimmer und hat bei Frau Marschner nur ein flüchtiges Kopfnicken für Hauptmann Rothe. Der war gestern mit seiner Familie in St. Goar. Er hat sich dort rechtzeitig bei dem Winzer in Erinnerung gebracht, bei dem er seinen Wein kauft, im Direktbezug, denn das ist billiger. «Und ein Wein ist das!»

«Interessiert mich!» wirft Achim hin. «Bringen Sie doch mal eine Kostprobe davon mit!» So alltäglich wie möglich...

Genau zwei Minuten nach acht Uhr klingelt das Telefon auf Detjens Schreibtisch. Achim nimmt den Hörer ab und steht auf, wie sich's schickt, wenn man mit einem Vorgesetzten spricht. Der Major erhält Anweisung, aus Brinkmanns Arbeitszimmer eine Akte mit der Nummer 134/5/61 zu entnehmen und sie umgehend dem Anrufer zu überbringen. Die Akte befinde sich im Panzerschrank; die Sicherheitsabteilung sei angewiesen, Detjen den Schlüssel auszuhändigen. Nach Entnahme habe der Major Panzerschrank und Arbeitszimmer zu verschließen und die Schlüssel mitsamt den Unterlagen abzugeben. Kein Wort, weshalb und warum.

Achim begibt sich zum Sicherheitsbüro, quittiert und kehrt mit dem Schlüssel zurück. Frau Marschner blickt ihn fragend an, doch er hebt nur die Schultern und verschwindet in Brinkmanns Raum. Panzerschrank auf, da liegt die Akte. Detjen

kennt sie, sie ist auch über seinen Tisch gegangen. Im übrigen ist der Safe so gut wie leer; Brinkmann hatte ihn vor seinem Urlaub aufgeräumt. Die Dienstpistole des Obersten und eine Schachtel Munition haben ein ganzes Fach für sich allein. Achim nimmt den Ordner heraus, das ist das Werk von Sekunden, schließt den leeren Panzerschrank zu und wendet sich zurück zur Tür.

Da zögert er, beißt sich auf die Lippen und ist gleich mit zwei, drei Schritten an Brinkmanns Schreibtisch. Er geht ein Risiko ein, das weiß er, aber die Gelegenheit ist so unglaublich günstig und verlockend. Hinzu kommt, daß alle Schreibtische im Referat aus derselben Produktionsserie stammen und mit übereinstimmenden Schlössern versehen sind. Mühelos läßt sich Brinkmanns Schreibtisch öffnen. Detjen macht nur die Schublade oben links auf. Dort liegt die private Schreibmappe des Obersten; er hat sie oft genug gesehen. Ehe er sie herausnimmt, wird er sich bewußt, daß er keine Fingerabdrücke hinterlassen darf. Mit einem Papiertaschentuch behilft er sich.

Umschläge und Briefbogen mit gedruckter Anschrift. Vier verschiedenfarbige Kugelschreiber, ein Rechenschieber. Die Seitenfächer. Fotos: Frau Brinkmann, der Setter. Gruppenbild einer Klasse mit ihrem Lehrer. Der Sohn, die Ähnlichkeit ist unverkennbar. Mehrere Briefe. Belanglos, von fremder Hand. Einer, den Brinkmann geschrieben hat. Nur angefangen, nicht zu Ende geführt. Die Anrede lautet: «Mein Lieber!» Und dann steht da noch: «Als ich gestern wieder draußen war und vor dem Bild stand, habe ich meinem Herzen einen Stoß gegeben. Du hast zwar nie etwas gesagt, aber meinem weidmännischen Scharfblick ist trotzdem nicht entgangen, wie begeistert Du vor dem ‹Wildbrethändler› gestanden hast. Ich möchte Dir eine Freude machen. Die Kopie gehört Dir. Ich bin sicher, daß Du einen guten Platz dafür finden wirst und bei ihrer Betrachtung manchmal an unsere gemeinsamen Pirschgänge denkst. Du hast einmal gesagt, daß das Bild seine volle Wirkung erst bei richtiger Beleuchtung erziele – nun, Du hast sicher ...» Mitten im Satz abgebrochen, als sei Brinkmann an

dieser Stelle gestört worden und habe den Brief einstweilen in die Mappe gegeben.

Achim zögert. Er ist schon versucht, den Brief an seinen Platz zurückzuschieben und zu vergessen. Wieder zögert er. In Sekundenbruchteilen ziehen die Vorgänge in der Jagdhütte noch einmal an ihm vorüber – die fieberhafte Suche der Beamten von «Bonn eins», der eigene Verdacht, es gehe um Brinkmanns Papiere. Man hatte auch das Bild von der Wand genommen und dahinter gesehen. Mehr nicht. Gab es da vielleicht einen Hohlraum im Rahmen, ein Versteck zwischen Malgrund und Rückplatte? Aber das wäre doch diesen Profis nicht entgangen! Da kann nichts sein!

Trotzdem! Einer jähen Eingebung folgend, steckt Detjen den unvollendeten Brief ein. Der ist so merkwürdig abgefaßt; der mutet an, als wolle er den Empfänger mit der Nase auf etwas stoßen. Er kann sich hier nicht ewig aufhalten. Deshalb versetzt er den Schreibtisch in seinen alten Zustand zurück und geht Akte und Schlüssel abzugeben, wie befohlen.

Als er wieder an seinem Platz sitzt, läßt ihn der Brief nicht los. Je länger er darüber nachdenkt, desto merkwürdiger erscheinen ihm die Formulierungen. Besitzen sie nicht etwas Suggestives? Wollen sie nicht jemandem ein Interesse einreden, das der Betreffende gar nicht bekundet hat? Und warum legte Brinkmann soviel Wert auf die Betonung der Beleuchtung? Was könnte sie denn zu Tage fördern, was nicht auch bei gewöhnlichem Tageslicht zu sehen gewesen wäre? Ein helles, freundliches Bild ... Eine bloße Kopie noch dazu. Malerische Besonderheiten kann der Oberst nicht im Augen gehabt haben. Was aber dann?

Auf der Toilette liest Achim die wenigen Zeilen noch einmal und prägt sie sich ein, so gut es geht. Dann zerreißt er den Bogen in winzige Fetzen und spült ihn weg. Für alle Fälle!

Die Zeiger der elektrischen Tischuhr stehen auf neun, als Frau Marschner den Major ins Vorzimmer bittet. Dabei gibt sie ihm mit tonlos bewegten Lippen zu verstehen, wer draußen ist: «Der MAD».

Von Wieseneck persönlich steht da, und mit ihm gekommen sind wiederum die Leute der Untersuchungsgruppe «Bonn eins». Detjen baut sich auf und klappt die Hacken zusammen.

«Herr Major», sagt der General sehr dienstlich, «kommen Sie mit. Sie werden für das Protokoll gebraucht.»

Einer der MAD-Leute hat die vorhin von Achim benutzten Schlüssel, öffnet Brinkmanns Zimmer und läßt dem General den Vortritt. Der lehnt sich mit dem Rücken ans Fenster, während die Spezialisten beginnen, den Raum zu durchsuchen. Detjen steht dabei und achtet darauf, nicht allzusehr im Wege zu sein. Abermals bemerkt er die außerordentliche Perfektion, mit der «Bonn eins» arbeitet, ein ineinandergreifendes Räderwerk, dem nichts entrinnt. Das ist so eingespielt, daß es keiner Verständigung zwischen den Männern bedarf. Jeder kennt seine Aufgabe,und jeder ist ein Meister seines Faches.

Jetzt haben sie den Schreibtisch erreicht. Offensichtlich ist ihnen nicht bekannt, daß sich alle Schreibtische des Referats mit dem gleichen Schlüssel öffnen lassen; sie bedienen sich eines komplizierten Verstellschlüssels. Detjen verzieht keine Miene. Die Schublade oben links, die Schreibmappe. Nach Fingerabdrücken sucht man nicht.

«Zuletzt waren Sie im Zimmer, Herr Major?» fragt Hauptmann Ebersbach sachlich.

«Vor einer Stunde etwa», bestätigt Achim im gleichen Tonfall. «Im Panzerschrank befand sich ...»

«Ich weiß. Danke», unterbricht ihn der Hauptmann.

Umschläge und Bogen mit aufgedruckter Adresse, Fotos: Frau Brinkmann, der Setter. Gruppenbild einer Klasse mit ihrem Lehrer. Mehrere Briefe von fremder Hand. Sie verschwinden in einer Plastiktüte. Dazu die obenauf liegenden Bogen und das Löschblatt.

«Laboruntersuchung», bestimmt Ebersbach wortkarg. «Durchgedrückte Schrift. Löschabdrücke – Sie wissen schon. Bitte, Herr Major, hat Herr Brinkmann oft Kugelschreiber benutzt?»

«Soviel mir bekannt ist, nur selten», stellt Achim richtig. «Ich glaube, er zog die gute alte Füllfeder vor.»

Natürlich kann der Brief, den er verschwinden ließ, ganz oder zu Teilen in Spiegelschrift auf dem Löschblatt wiederzufinden sein. Für ihn erwächst daraus keine Gefahr; Briefe werden geschrieben, damit man sie abschickt.

Hauptmann Ebersbach geht hinaus und läßt sich von Frau Marschner die Tageskladde Brinkmanns geben, das Heft, in dem Empfang und Weitergabe von Akten ebenso festgehalten werden wie Besprechungen, Dienstreisen und Besuche. Darin steht auch, wo abwesende Mitarbeiter wann und wie zu erreichen sind.

«Geben Sie mal her!» sagt von Wieseneck. «Frau Marschner soll eine neue anlegen. Diese Kladde zu den Asservaten.»

«Bonn eins» sucht weiter. Während er beobachtet, wie die Männer das machen, da denkt Detjen an den heimlichen Besuch in seiner Wohnung. Er ist versucht, ihn dieser Mannschaft hier anzulasten. Daß sie allerdings die Haarsicherung an seinem Schreibtisch übersehen hat...

Was sie zu finden gehofft haben, entdecken Hauptmann Ebersbach und seine Männer in Brinkmanns Arbeitszimmer nicht. Achim bemerkt, daß der Leiter der Gruppe die Schultern hebt, als er zu von Wieseneck ans Fenster tritt. Gleich darauf zieht «Bonn eins» ab. Im Vorbeigehen läßt Ebersbach Achim wissen, man werde ihm am Nachmittag das Durchsuchungsprotokoll zur Unterschrift vorlegen; es müsse ja alles seine Ordnung haben.

Der General bleibt. Mit einer lässigen Handbewegung fordert er Detjen auf, in einem der Sessel Platz zu nehmen. Dann stopft er betulich seine Pfeife und fragt wie nebenher und sehr freundlich: «Was haben Sie eigentlich zu verbergen, Detjen?»

«Vor Ihnen nichts, Herr General», antwortet Achim wie aus der Pistole geschossen. Er bringt es sogar fertig zu lachen, als halte er die Frage für einen guten Witz. In Wahrheit überlegt er fieberhaft, was sein Gegenüber meinen könnte. Mit seinem

anderen Ich hatte es gewiß nichts zu tun: Wäre man dem Kundschafter des Ministeriums für Staatssicherheit auf die Spur gekommen, so würde das nicht unter vier Augen abgetan werden.

Die Pfeife brennt. Weißgraue Rauchschwaden ziehen durchs Zimmer. «So?» fragt von Wieseneck. «Machen wir doch mal die Probe aufs Exempel. Wo waren Sie gestern nachmittag?»

Er hätte doch in die Spielbank gehen sollen! Dann könnte er jetzt mit ruhigem Gewissen sagen: Rufen Sie das Casino in Wiesbaden an! Dort haben sie meinen gestrigen Besuch in der Kartei. Aber das geht nicht. Er schlägt entspannt ein Bein übers andere. «Gut gegessen, gut gelaunt», sagt er lächelnd. «Schönes Wetter hat für mich was Lockendes. Erst wollte ich in den Fliegerklub, doch dazu war es eigentlich schon zu spät. Ich bin aufs Geratewohl am Rhein entlang gefahren, einfach so. Um diese Zeit sind die Straßen leer; kein Mensch hupt, wenn man ein bißchen trödelt; auf der einen Seite der Fluß, auf der anderen Weinberge – zauberhaft! Eigentlich wollte ich mir mal die Feste Ehrenbreitstein ansehen – ich war noch nie dort, eine Schande. Da ich aber die Abfahrt verpaßt habe, bin ich nach Wiesbaden gekommen. Ja, dort habe ich einen Happen gegessen, im Kurhaus übrigens, und mit dem Casino geliebäugelt. Rechtzeitig fiel mir das ‹Wehret den Anfängen› ein. Deshalb blieb es bei einem kleinen Spaziergang.»

Er wird das ungute Gefühl nicht los, daß er zuviel redet. Wiesbaden mußte er nennen, das war nicht zu umgehen. Man könnte ihn beobachtet haben. Aber warum, in drei Teufels Namen? Und dann müßte jetzt die Frage nach der Dame Winnie kommen, die er «zufällig» im Kurpark getroffen hat.

Die Frage fällt nicht. Von Wieseneck winkt sogar ab. Nein, von Winnie Winkelmann weiß er anscheinend nichts; er hat wohl nur auf den Busch geklopft. Da geht Detjen seinerseits zum Angriff über. «So schön die Fahrt war, ich bereue sie. Meine Wohnung ist durchsucht worden, während ich abwesend war. Zum Glück fehlt nichts. Sonst hätte ich natürlich die Kripo verständigt.»

Der General pafft. «Ach? Wie haben Sie das festgestellt?»

Achim grinst. «Drüben in Argentinien gab es eine Menge erfahrener Sicherheitsleute, Herr General. Die erwähnten gelegentlich mal ein paar einfache Kniffe, deren Anwendung davor bewahren kann, dumm zu sterben. Mir hat das gefallen. Und die schlichte Haarsicherung an meinem Schreibtisch ist gestern auch prompt übersehen worden.»

Von Wieseneck nickt. «In der Tat. Ich danke Ihnen für Ihre Ehrlichkeit, Detjen. Wie ich immer gesagt habe: Die alten Argentinier sind ein besonderes Völkchen! Na, Ihre famose Haarsicherung kriegt der Ebersbach postwendend aufs Butterbrot!»

Das ist ein Eingeständnis.

«Warum, Herr General?»

Von Wieseneck hantiert mit dem Pfeifenbesteck. «Es wäre mir lieber, Sie hätten es nicht bemerkt. So, wie wir miteinander stehen; uns verbindet vieles. Wenn ich da nur an Ihren Einsatz als Versicherungsdetektiv in Portugal denke. Andererseits: Es gibt Dinge, die einfach getan werden müssen, ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf individuelle Sympathien oder Antipathien. Wenn ein so hoher Offizier wie Brinkmann auf solche Weise aus dem Leben scheidet, bin ich gezwungen, in seinem Umfeld zu recherchieren.»

«Dafür habe ich volles Verständnis, Herr General», erwidert Achim. Er ist in Bonn immer als vorbildlicher Soldat aufgetreten; das muß auch so bleiben. Und die Bekanntschaft mit dem MAD-General hat ihm genutzt; er kann und darf sie sich nicht durch Empfindlichkeiten verscherzen. Detjen springt auf, als sich von Wieseneck erhebt.

«Ich habe nichts anderes erwartet.» Er tritt wieder ans Fenster. «Es ist doch merkwürdig. Ein Mann legt Hand an sich, weil er offensichtlich nicht mit Differenzen fertig geworden ist, die es zwischen ihm und vorgesetzten Ämtern gegeben hat. Fühlt sich verkannt, mißachtet, vielleicht sogar verlacht. Natürlich ist er sich bewußt, daß er mit seinem Freitod wenigstens in den unterrichteten Kreisen Aufsehen erregt.

Warum hat er dieses Aufsehen nicht genutzt, um noch einmal auf seine Probleme aufmerksam zu machen? Wir gehen davon aus, daß der Mann etwas hinterlassen haben *muß*. Das erklärt unsere Aktivitäten; denn der Posten, den Brinkmann innehatte, und die Informationen, die ihm zugänglich waren, legen die Vermutung nahe, daß sein Nachlaß in unrichtige Hände gelangt. Sie verstehen?»

«Ich verstehe, Herr General.»

Er versteht vor allem, daß der MAD-Offizier die Selbstmordvariante aufrechterhält, um seine Nachforschungen zu motivieren. Bei Jagdunfällen gibt es keine entsprechende Hinterlassenschaft, weil sie unvorhergesehen und überraschend eintreten. Der Verdacht, den Werner und Winnie besprochen haben, gewinnt neue Nahrung.

Von Wieseneck klopft die leergebrannte Pfeife aus. Er rechne selbstverständlich damit, sagt er, daß Detjen hier im Amt Augen und Ohren offenhalte und ihn verständige, wenn irgendwelche neuen Gesichtspunkte... Er sei ja hier zu Hause, und ihm gegenüber würden die Herren Kameraden gewiß kein Blatt vor den Mund nehmen. Vielleicht gebe es Beziehungen Brinkmanns zu Dritten, von denen noch niemand wisse. Möglicherweise stoße er auf so etwas, da er ja nun wohl amtierender Referatsleiter sei.

«Zwangsläufig», räumt Achim ein, «bis ein Nachfolger für den Herrn Oberst gefunden ist.»

«Wenn ich hier was zu sagen hätte, Detjen: Solange wie Sie schon beim Bund sind... Dazu Ihre Kriegserfahrung! Und ein alter Argentinier sind Sie auch.»

Achim gibt sich geschmeichelt. Aber er denkt, der Himmel möge ihn davor bewahren, die Treppe hinauf und auf Brinkmanns Stuhl zu fallen. Je höher er in der Militärhierarchie steigt – und daß er steigt, ist unvermeidlich unter den obwaltenden Umständen und dank der «Verdienste» des ehemaligen Jagdfliegeras' Achim Detjen –, desto mehr wird auch seine Bewegungsfreiheit eingeengt. Als er als Krösings Adjutant aus Südamerika in die BRD kam, war sein Aktions-

radius praktisch unbegrenzt. Er schrumpfte mehr und mehr, je größer das Referat wurde und je wichtigere Aufgaben ihm übertragen wurden. Um so mehr Leute ihn kannten, um so mehr stand er im Blickfeld. Und wenn man ihn nun gar auf Brinkmanns Sessel katapultiert, dann ist es völlig aus; denn ein Referatsleiter tut wenig «vor Ort», dorthin befiehlt er andere und läßt sich Bericht erstatten. In der Natur der Sache liegt, daß solche Berichterstattung andere Schwerpunkte haben muß, als sie sich ein Kundschafter stellen würde.

Soll er sich künftig ganz auf die Auswertung der Materialien beschränken, die über seinen Schreibtisch gehen? Das ist natürlich ungeheuer wichtig, bloß – das allein macht ihn nicht glücklich. Er hat recht gern ein bißchen Wind um die Nase.

Im Vorzimmer läßt von Wieseneck die Mitarbeiter des Referats zusammenrufen, ein Dutzend Männer in Uniformen, Frau Marschner und drei weitere Zivilangestellte, Schreibkräfte.

«Ich bin beauftragt», erklärt Detjen spröde, «Sie von folgendem in Kenntnis zu setzen: Unser hochverehrter Chef, Herr Oberst Brinkmann, hat in der Nacht vom Samstag zum Sonntag in seinem Jagdhaus Selbstmord begangen. An diesem Sachverhalt besteht nach den Erkenntnissen des Militärischen Abschirmdienstes kein Zweifel. Wir werden dem Toten ein ehrendes Andenken bewahren. Ich bitte Sie, Gerüchten entgegenzutreten, die im Zusammenhang mit dem Tod aufkommen könnten. Mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Referats bin ich beauftragt. Gibt es dazu Fragen? Ich danke Ihnen.»

Als er wieder an seinem Schreibtisch sitzt, bringt ihm Frau Marschner Kaffee. Betroffen waren alle, aber sie hat geweint. Frau Marschner ist von Anfang an dabei; sie hat die Chefs kommen und gehen sehen und ist ihnen allen unentbehrlich gewesen.

«So wie Brinkmann hat uns noch keiner verlassen», sagt sie leise. «Das paßt gar nicht zu ihm, aber wenn es der MAD festgestellt hat, wird es wohl stimmen.»

Achim nickt nur. Dann, wieder allein, kehrt er mit seinen Gedanken zu dem Brief zurück. Er kommt nicht davon los; von Wiesenecks Behauptung, Brinkmann müsse etwas hinterlassen haben, und die immer noch vergebliche Suche von «Bonn eins» zwingen ihn förmlich, seine Phantasie spielen zu lassen. Weshalb drängte der Oberst den Empfänger des unvollendeten Briefes so, das Bild des «Wildbrethändlers» gewissermaßen mit Effektbeleuchtung zu betrachten? Was sollte denn dabei zutage treten?

Er trommelt nervös mit den Fingerspitzen auf seine Glasplatte und starrt auf das Foto, das darunter liegt. Großformatig und hochglänzend zeigt es eine Me 109 mit buntscheckigem Tarnanstrich, jenen Flugzeugtyp, den der echte Achim Detjen bis zu seinem Abschuß über der Sowjetunion flog. Mit seinen 610 Stundenkilometern einmal als das «schnellste Landflugzeug der Welt» gefeiert, war dieser Standardjäger der faschistischen deutschen Luftwaffe von 1941 an den alliierten Jagdflugzeugen bereits unterlegen. Dennoch wurde er bis zum Kriegsende weitergebaut. Das Foto hier gehört zur Legende Werner Bredebuschs als ein Stück «liebe» Erinnerung.

Vom Fenster her fällt Licht auf die Glasplatte und erzeugt Reflexe. Es legt auch Glanzpunkte auf das Foto, auf das Balkenkreuz und den dreiflügligen Propeller. Würde man den «Wildbrethändler» so beleuchten, was würde es da zu sehen geben?

Er kommt nicht darauf; er muß sich das Bild noch einmal anschauen.

7

Alois Menzel ist ein Zeitungsleser besonderer Art. Er hat beim Lesen immer einen Bleistift in der Hand und macht gelegentlich hier und da einen dünnen Strich. Meist sind es Todes-

anzeigen, die ihn beschäftigen, oder auch Meldungen vom Ableben mehr oder weniger bedeutender Persönlichkeiten. So eine hat er jetzt vor sich: «Varndorf/Eifel. Unter noch nicht näher geklärten Umständen kam am Wochenende in seiner Jagdhütte nahe bei Varndorf der Jagdpächter Brinkmann ums Leben. Brinkmann, der im Range eines Obersten der Luftwaffe stand und das Haus vor Jahren von dem allseits geachteten Bauunternehmer Lucius Böck übernommen hatte, genoß in den Jägerkreisen der Umgebung hohes Ansehen, vor allem dank der bemühten Pflege des Niederwildes, das ihm besonders am Herzen lag. Insbesondere hat sich Oberst Brinkmann um die Einfuhr und Ansiedlung des in der Vergangenheit gänzlich ausgerotteten Fasans verdient gemacht. Wie die Redaktion erfährt, wurde der Leichnam des begeisterten Weidmannes inzwischen in seinen Heimatort übergeführt.»

Alois Menzel legt den «Eifel-Kurier» beiseite, rückt seine Nickelbrille höher auf die Nase und denkt nach. Ein Jagdpächter also, dazu ein Oberst, ein gutsituierter Mann ... Und er hat die Jagdhütte lange gehabt. Das heißt, er hat es sich darin angenehm und behaglich gemacht. Vielleicht... Vielleicht auch nicht... Er kann ja mit einem Feldbett ausgekommen sein. Das wäre aber sehr ärgerlich!

Der Mann steht auf, kramt im Schrank und legt auf den Tisch einen ganzen Stoß Landkarten von der Art, die Tankstellen als Werbegeschenke der Mineralölfirmen verteilen, wenn einer mehr als dreißig Liter tankt. Menzel sucht und findet das richtige Blatt und fährt nach Varndorf, vorerst nur mit dem Finger auf der Karte. Er überrechnet die Entfernung von Frankfurt und wiegt den Kopf. Ans Fenster stellt er sich und schaut hinaus auf den Südbahnhof, durch den fast lautlos die elektrischen Züge fahren. In der Nachmittagssonne glänzen die aluminiumbeplankten Wagen.

Menzel sieht auf die Uhr. Er liegt gut in der Zeit. Wenn sie gleich losführen, wären sie noch vor Anbruch der Dunkelheit in Varndorf, könnten sich orientieren und das Ding in aller Ruhe ausbaldowern. Soll er oder soll er nicht? Er fingert ein

Geldstück aus der Hosentasche, wirft es hoch und fängt es auf. Es ist ein Groschen, und die Rückseite sieht ihn an. Fünf Eichenblätter haben für Alois etwas Solides; in ihrem Zeichen hat er bisher immer Glück gehabt, sooft er die Münze auch warf.

Er geht ans Telefon, das im Flur steht, wählt eine Nummer und bittet die Frau, die sich meldet, Franz an den Apparat zu rufen. Er hätte da was, sagt er dann, und wenn Franz heute abend Zeit habe und mit ihm arbeiten wolle...

Franz sagt zu.

«Ich fahre noch mal weg, Lydia», wendet sich Menzel an seine Frau, die unterdessen in den Flur gekommen ist. «Ich bin natürlich zum Dienst.»

«Mit'm Franz, ja?» fragt sie zurück. «Nimm den warmen Pullover, Alois, und denk an deine Nieren. In der Eifel ist es nachts kalt.»

Er zieht hörbar die Luft durch die Nase. «Hast du wieder spioniert, was? Ich hasse das, Lydia! Und du weißt das ganz genau!»

Sie muß das letzte Wort haben. «Wenn ich deine Zeitungen nicht immer verbrennen würde – die Bullen wären dir schon längst auf die Schliche gekommen. Ich meine es nur gut.»

«Ist ja geritzt», erwidert er brummend und klopft ihr auf den Hintern. «Vergiß den Äppelwoi nicht. Ich brauche ihn danach.»

«Den habe ich ja wohl noch nie vergessen!»

Kurz darauf verläßt Menzel das Haus. Er hat die Joppe offen und unterm Arm die abgewetzte Aktentasche, aus der die Thermosflasche ragt. Jeden Tag geht er so, seinen Dienst als Nachtwächter einer stillgelegten Fabrik in Praunheim anzutreten, eine nichtssagende Erscheinung, fünfzigjährig und kahlköpfig, ein bescheidener Alltagsmensch, der nur noch geringe Ansprüche an das Leben stellt: freundlich, hilfsbereit, immer gewillt, einen tropfenden Wasserhahn zu reparieren oder einen verstopften Ausguß zu reinigen. Er ist in dem Haus mit den zweiundzwanzig Mietsparteien eine geachtete, ja,

unentbehrliche Persönlichkeit. Niemand weiß, daß Alois Menzel, ehe er hierher zog, um Haaresbreite einer gepfefferten Gefängnisstrafe wegen fortgesetzten einfachen und schweren Diebstahls nur dadurch entging, daß ihm seine jetzige Frau ein handfestes Alibi verschaffte. Denn seither ist Alois Menzel in den Akten der Frankfurter Polizei nicht wieder anhängig geworden.

Während er mit der Straßenbahn erst zum Goetheplatz fährt, dort umsteigt und mit einer anderen Linie die Fahrt nach Praunheim fortsetzt, denkt Menzel an jene alten Zeiten. Die fallen ihm immer ein, wenn er ein neues Unternehmen anfängt. Das waren Geschäfte! Damals hat er in der Voltastraße gewohnt, ganz nahe am Güterbahnhof, und manche Waggons gingen wie von allein auf. Vor allem mit nur einem bißchen Nachhilfe die, die in Bremerhaven den Konservennachschub für die US Army aufgenommen hatten – und es war kurz nach dem Zusammenbruch, der Schwarzmarktpreis enorm hoch. Eine Stange «Camel» stellte ein Vermögen dar. Na ja...

Alois Menzel wird behende, sobald er die Fabrik betreten hat. Da fällt alle Gemächlichkeit von ihm ab. Die Aktentasche mit der Thermosflasche stellt er achtlos beiseite. Unter Maschinenteilen zieht er eine flache Werkzeugkiste mit Trageriemen hervor, wie sie Monteure benutzen. Hineinzusehen ist überflüssig, alles ist an seinem Platz, sauber geordnet, funktionstüchtig. Menzel trägt die Kiste in eine leere Halle hinunter und zieht eine Plane weg. Da steht sein Kleintransporter fahrbereit – ein Wagen unbestimmbaren Typs. In der ganzen Straße, in der Menzel wohnt, weiß niemand, daß er überhaupt ein Fahrzeug besitzt. Er überzeugt sich, daß Beleuchtung und Bremslichter einwandfrei funktionieren.

Nun noch ein Kleidungswechsel. In eine verwaschene Monteurkombination schlüpft er, ohne zu vergessen, den von Lydia in die Aktentasche gestopften Pullover unterzuziehen, steigt in sein Auto und verläßt die ehemalige Maschinenfabrik Langwitz & Söhne durch eine hintere Ausfahrt. Der alte Gebäudekomplex, der demnächst abgerissen werden und an

dessen Stelle eine nagelneue Produktionsstätte entstehen soll, bleibt düster und dunkel zurück, und wenig später nimmt Menzel am Ortsausgang von Oberursel Franz an Bord. Der hockt da, als habe er eine Panne, neben seinem Moped. Sie schieben das Krad hinten auf die Ladefläche und befestigen es mit Riemen an der Seitenwand. Die Schnelligkeit, mit der das vor sich geht, verrät Übung. Dann geht die Fahrt weiter. Irgendwo unterwegs halten sie, bestellen in einer Landgaststätte ein paar Würste und Cola und kaufen eine Zehnerpackung Al-Capone-Zigarren.

Später halten sie im Wald, ziemlich weit entfernt noch von Brinkmanns Jagdhütte. Das Moped wird wieder abgeladen, und Menzel schwingt sich hinter Franz auf die Sitzbank. Der Mann in der Monteurkombination hält jetzt einen Benzinkanister in der Hand. Es könnte ihnen ja jemand begegnen, und der soll dann denken, der Ältere sei mit seinem Wagen liegengeblieben und habe den Jüngeren dazu bewogen, ihn zur nächsten Tankstelle und zurück zu bringen. Die Kleinigkeiten haben es Menzel angetan.

Nein, sie sind nicht zu einer langwierigen Suchaktion gezwungen. Von der Landgaststätte aus hat Alois nämlich den Varndorfer Bürgermeister angerufen. «Bildzeitung Hamburg, Schröder», hat er gesagt und sich bemüht, seiner Stimme ein wenig Schneid zu geben. Das hat er schon öfter gemacht, und die Masche zieht immer. «Wir haben da eine Story über Brinkmann. Sie müssen ihn gekannt haben. Sagen Sie doch mal drei Sätze über ihn. Ihr ganz persönlicher Eindruck? Immer zu! Ich notiere schon. Natürlich bekommen Sie ein Honorar. Wunderbar! Wo liegt denn eigentlich dieses Jagdhaus? Wie kommt der Fotograf dahin?»

Mit solchem Wissen ausgestattet, fahren sie genau auf ihr Ziel zu.

General von Wieseneck legt den Brief langsam auf den Tisch zurück und nickt Hauptmann Ebersbach anerkennend zu. «Sehr gut!» bemerkt er. «Ich danke Ihnen, daß Sie mich sofort verständigt haben.»

Der Hauptmann verzieht keine Miene. Von Wieseneck sieht ihn kaum. Im privaten Arbeitszimmer des Generals brennt nur die Schreibtischlampe, und ihr Licht genügt nicht, den großen Raum auszuleuchten. Er versinkt im Dunkeln, und in dieser Dunkelheit verschwindet Ebersbach in seinem blauen Nylonmantel und mit dem Hut in der Hand. «Alles andere war uninteressant: fünfundvierzig Beileidstelegramme, einhundertfünfzig gedruckte Kondulationen, siebenundzwanzig Handschreiben, dieses nicht mitgezählt.»

«Bis jetzt!» schränkt der General ein. «Die Postüberwachung wird bis auf weiteres aufrechterhalten.»

«Zu Befehl, Herr General.»

«Was meldet Regensburg?»

«Keine besonderen Vorkommnisse, Herr General. Nichts, was Anlaß geben könnte, Recherchen anzustellen.» Der Hauptmann räuspert sich. «Was befehlen Sie zu veranlassen?»

«Ich behalte den Brief hier», entgegnet von Wieseneck und steht auf.

«Gute Nacht, Herr General.»

Der General greift zum Hörer, wählt. In seiner Dienststelle meldet sich der diensthabende Offizier nur mit der Telefonnummer, ohne Dienstgrad, Namen und Amt zu nennen.

«Von Wieseneck. Ich brauche sofort alle Angaben über einen... Notieren Sie mal: Sir Reginald Douglas, Brüssel, Rue de Suisse oder Switzerland Straat Nummer achtundvierzig. Vermutlich beim NATO-Headquarters. Rufen Sie zurück, gleichgültig, wie lange es dauert.»

Er nimmt wieder Platz und greift neuerlich zum Telefon. Die RHEIN-MAIN-DETEKTEI anzuwählen hält er für zwecklos; er ruft gleich bei Born zu Hause an. «Ich möchte Sie morgen früh um halb acht Uhr bei mir sehen», sagt er knapp. «Bei mir in Bad Godesberg. Ende.»

Der General legt auf, raucht, blickt auf den Apparat. Der schweigt. Von Wieseneck wartet. Im gelblichen Lichtkreis der Schreibtischlampe liegt der Brief.

Endlich! Die Telefonklingel.

«Ja?»

«Die angefragte Person, Herr General: Sir Reginald Douglas, geboren ersten zwölften zehn, Colonel der Royal Air Force. Während des Krieges Chef des Stabes beim Befehlshaber der elften Group RAF, Luftmarschall Keith Park. Für Verdienste um die Verteidigung des Londoner Luftraums hoch dekoriert. Ihm wird wesentlicher Anteil an der Entwicklung der Spezifizierung von Kampfaufträgen für die Jagdstaffeln des Fighter Command zugeschrieben; nach der von ihm mitgeschaffenen Taktik griffen die schneller steigenden Spitfire einfliegende deutsche Jagd- und die langsam steigenden Hurricane Bomberverbände an. Durch diese Taktik der Briten stiegen damals die deutschen Verluste sehr. Sir Reginald gehört seit drei Jahren dem Luftwaffenstab beim NATO-Headquarters an. Er ist verheiratet mit...»

«Danke», unterbricht von Wieseneck. «Haben wir etwas über persönliche Verbindungen zu eigenen Offizieren?»

«Ich bedaure, Herr General. Befehlen Sie, beim BfV nachzufassen?»

«Nein.»

Auch noch das Bundesamt für Verfassungsschutz aufmerksam zu machen widerstrebt ihm. Dafür ist ihm die Sache doch zu delikat; je weniger Leute von ihr wissen, desto besser. Und was er erfahren wollte, weiß er. Besonders heiter stimmt es ihn nicht. Beunruhigender Gedanke, Brinkmanns Nachlaß könnte ausgerechnet in die Hände jenes adligen Luftwaffenobersten Ihrer britischen Majestät geraten sein. Der hat in der »Luftschlacht um England« hinlänglich Bekanntschaft mit Hitlers Kriegsmaschine gemacht – 23002 tote und 32138 verwundete Zivilisten allein im zweiten Halbjahr 1940, wenn sich von Wieseneck richtig erinnert. Unverständlich, daß man einen solchen Mann überhaupt ins NATO-Hauptquartier schickt! Der muß doch vollgestopft sein mit Vorbehalten und Mißtrauen gegenüber dem Partner Bundesrepublik im atlantischen Verteidigungssystem, der muß doch die Frage auf der Zunge haben, sooft ihm Bonner Offiziere in Brinkmanns Alter

gegenüberstehen, ob die nicht die Bomber kommandiert haben, die er und seine Leute abfangen mußten! Kann ein solcher Mann die neue strategische Lage in Mitteleuropa objektiv beurteilen? Fühlt er sich in seiner heutigen Position nicht vielmehr als eine Art Wachhund, der aufpassen muß, daß die neuen Freunde an Rhein und Ruhr nicht zu mächtig, nicht zu aktionsfähig werden und daß es keine unliebsamen Überraschungen gibt?

Sir Reginald Douglas und Oberst Brinkmann kannten einander. Der Brief läßt den Schluß zu, daß sie sich sogar recht gut kannten. Dabei bleibt offen, ob Sir Reginald diese Verbindung nicht vorwiegend gepflegt hat, um gewisse Informationen zu erhalten. Das Brinkmannpapier in seinen Händen – wäre das nicht das Ende der Chance, in diesem Sommer 1961 die Zustände jenseits der Elbe grundsätzlich zu ändern? Unversehens hat der General Schweißperlen auf der Stirn.

Wenn man nur wüßte, was es mit diesem verfluchten Bild auf sich hat! Ebersbach und seine Männer haben doch alles untersucht; er selbst hat sich Detjen gegenüber zum «Wildbrethändler» geäußert und nicht mehr gesehen als eine gute Kopie... Warum hat sie Brinkmann Sir Reginald Douglas so warm ans Herz gelegt? Das ist doch sehr merkwürdig.

Zu spät ... Achim Detjen steht mitten in der Jagdhütte. Der grellweiße Lichtstrahl seiner Taschenlampe tastet über die Zimmerwände. Sie sind leer, verschwunden das Zinngeschirr, verschwunden die alten Jagdwaffen. Weg auch «Der Wildbrethändler». Die Leere gähnt.

Er macht die Lampe aus, steht, schiebt gedankenlos die Pistole in die Tasche. Herausgenommen hat er sie, weil die Tür offen war, als er eintraf. Sie zeigte deutliche Spuren gewaltsamer Einwirkung mit einem Brecheisen, es hatte wohl schnell gehen sollen: gesplittertes Holz, heller an den Bruchstellen.

Seltsam hilflos kommt er sich vor. Aus einer gründlichen Untersuchung des Bildes wird nichts. Er kann sich nur noch aus dem Staube machen und dem Himmel danken, daß er

vorsichtshalber den «Käfer» einen halben Kilometer entfernt abgestellt hat. Die Spurensicherung vollbringt manchmal wahre Wunder, und sicherlich wird man die nähere Umgebung des Jagdhauses nach Reifenabdrücken absuchen. Der weiche Waldboden ... Detjen atmet auf, als er wieder Asphalt unter den Reifen spürt. Obwohl er eigentlich nichts zu fürchten braucht, fährt er einen weiten Umweg. Er tankt unterwegs und läßt den Wagen sogar durch die Waschanlage rollen. Alle Spuren der Waldfahrt beseitigen! Ein Glück, daß jede größere Tankstelle eine solche Waschanlage hat!

Zwei Fragen sind da: Wer ist in die Hütte eingebrochen? Sind Kriminelle am Werk gewesen, oder wurde eine kriminelle Handlung nur vorgetäuscht, um Spuren zu verwischen? Wenn ja, von wem?

Vom MAD nicht. Der hätte jederzeit die Möglichkeit gehabt, das Bild im Rahmen seiner Nachforschungen zu den Asservaten zu nehmen. Von wem dann? Doch Kriminelle? Aber gerade zu diesem Zeitpunkt? Wäre da nicht der »Kamerad Zufall« zu vordergründig im Spiel? Wer, außer dem MAD? Aber es führt zu nichts, sich in Spekulationen zu verlieren. Vielleicht der Mann, an den der angefangene Brief gerichtet war? Brinkmann kann ihn noch einmal geschrieben, kann ihn auch eindeutiger formuliert haben. Aber deshalb? Das ist Unsinn!

Er wischt den Gedanken weg und er ertappt sich bei der Feststellung, daß er das Bild noch nie für so wichtig gehalten hat wie jetzt, da es ihm nicht mehr zugänglich ist.

Born erwartet Schwedler und Roloff in der Gaststätte «Zu den drei Eichen». Das ist dieselbe, in der gestern ein unscheinbarer kahlköpfiger Fünfziger im verwaschenen Monteuranzug Würstchen gegessen und dem Bürgermeister von Varndorf telefonisch ein Honorar der «Bildzeitung» versprochen hat.

Schwedler bestellt schon beim Betreten der rustikal eingerichteten Schankstube mit den blank gescheuerten Eichentischen ein Frühstück. Roloff zieht mit. Das weltmännische

Gebaren seines Kollegen beeindruckt ihn immer. Er kopiert es, so gut er kann.

«Muß das sein?» sagt Born knurrend. Er sieht auf die Uhr. «Es eilt ein wenig.»

Wolf-Dieter Schwedler rückt am Goldgestell seiner Brille und erwidert in mokanter Weise: «Blinder Eifer schadet nur, Chef, wie das alte Sprichwort so richtig sagt.» Und der Kellnerin, die just das Rührei mit Speck, aufgeschnittenen Landschinken, Kräuterbutter, nahezu unterarmlange Brotscheiben von einem runden Laib und einen zwiebelgarnierten Handkäs' serviert, befiehlt er: «Ach, legen Sie für den Herrn doch auch noch ein Gedeck auf!» In den Augen der jungen Frau ist daraufhin er der Chef.

Der Kaffee ist ausgezeichnet. Born nimmt einen Schluck und zieht anschließend seinen Notizblock aus der Tasche. Da seine Mitarbeiter genüßlich essen und vorerst ganz auf diese sinnvolle Beschäftigung konzentriert sind, überdenkt er noch einmal das kurze morgendliche Gespräch im Haus von Wiesenecks. Auch dort wurde gerade gefrühstückt.

«Sie müssen wieder nach Varndorf fahren», hatte der General gesagt und ein Ei geköpft. «Sicherlich ist Ihnen das unangenehm, aber es geht nicht anders. Dieser Brief da... Lesen Sie!»

Born las: «Sehr verehrte gnädige Frau! Erlauben Sie mir, Ihnen mein tiefempfundenes Beileid zu dem schweren Verlust auszusprechen, von dem ich soeben mit Erschütterung erfahren habe. Dies ist mir um so mehr ein Bedürfnis, da ich in mehrjähriger Zusammenarbeit Gelegenheit hatte, Herrn Oberst Brinkmann als einen aufrechten und verantwortungsvollen Kameraden schätzen zu lernen. Ich darf sagen, daß ich es nicht zuletzt Ihrem Gatten danke, wenn ich gelernt habe, den Gegner von einst mit anderen Augen zu sehen. Es war für mich beruhigend zu wissen, daß es in der Führungsspitze der Bundeswehr Persönlichkeiten mit so klarem Blick für Realitäten und analytischem Verstehen für Mögliches und Unmögliches gibt, abhold jeglichem Vabanquespiel. Seien Sie

versichert, verehrte gnädige Frau, daß ich Ihrem Gatten ein bleibendes Andenken bewahren werde.

Noch vor wenigen Tagen schrieb er mir aus Varndorf und hatte die Liebenswürdigkeit, sich meiner Begeisterung für ein Bild in seiner Jagdhütte zu erinnern, das ‹Der Wildbrethändler› heißt und das er mir zueignete. Vorausgesetzt immer, daß Sie, verehrte gnädige Frau, nicht anderweitig über das Gemälde disponieren möchten, würde ich ihm gern einen Ehrenplatz auf Douglas-Castle geben. Zugleich erlaube ich mir, Sie in meinem eigenen und im Namen von Lady Amely herzlich zu bitten, einige Wochen bei uns zu verbringen.

Sehr verehrte gnädige Frau! Ich werde die Ehre haben, an der Grablegung Ihres Gatten teilzunehmen, als dessen ergebenen Freund ich mich zu betrachten bitte.

In Verbundenheit

Sir Reginald Douglas, Colonel RAF.»

Born hatte den Brief studiert und den General fragend angesehen. Von Wieseneck bestrich eine Scheibe Toast mit Konfitüre. Während er einen winzigen Bissen kaute, warf er hin: «Ich habe bereits ein paar Nachforschungen angestellt. Es stimmt, daß Douglas mehrmals bei uns war. Unter anderem im Zusammenhang mit der Berliner Luftbrücke. Aber in Varndorf, lieber Born, ist er nie gewesen. Ergo: Er kann das Bild vom ‹Wildbrethändler› nie gesehen haben, wenigstens nicht diese Kopie in der Jagdhütte. Aber auf die ist er ganz scharf, und das ist Brinkmanns Geschoß. Ich fürchte, uns ist da etwas durch die Lappen gegangen. Ihre Aufgabe: Bemächtigen Sie sich des Bildes! Verstehen Sie? Es muß einfach jedem Zugriff entzogen werden, muß verschwunden sein! Das bewerkstelligen Sie leichter als ich mit meinem bürokratischen Apparat, bei dem Asservate das ewige Leben haben. Herr Fritsch ist der gleichen Meinung.»

Daraufhin hatte Born Schwedler und Roloff in diese Gaststätte bestellt.

Er nennt ihnen nur die Aufgabe, nicht aber den Grund. Dann läßt Born seinen Mercedes stehen und steigt zu seinen Leuten

in den hochbeinigen Landrover, der für die Fahrt auf unbefestigten Straßen besser geeignet ist.

Sie kommen gar nicht an das Landhaus heran. Da stehen nämlich mehrere grünweiße Fahrzeuge der Landpolizei. Unter diesen Umständen hält es Born für angemessen, in eine Wegabzweigung einbiegen zu lassen. Roloff wird als Aufklärer hinübergeschickt und mischt sich unter die Neugierigen: Forstarbeiter und Dorfbewohner.

«Das Jagdhaus ist letzte Nacht geplündert worden», meldet er schließlich. «Forstarbeiter haben in aller Herrgottsfrühe die offene Tür gesehen. Ich bin ans Fenster gegangen. Alles weg! Auch das Bild. Sie suchen noch Spuren!»

Fritsch! denkt Born und wird ganz blaß. Natürlich lastet er mir das an. Ich bin einfach viel zu spät verständigt worden.

Schwedler entgeht nicht, daß der Chef den Hemdkragen öffnet und schwer atmet. «Gut, daß wir gefrühstückt haben!» sagt er zufrieden. «Dieser Schreck auf nüchternen Magen... Nicht zu verkraften!»

«Schnauze, Mensch!» faucht ihn Born an. «Ich habe einen interessanten Job. Sie können endlich mal zeigen, was Sie gelernt haben. Schaffen Sie das Bild her! Das kann doch für Sie kein Problem sein.»

Schwedler ist nicht aus der Fassung zu bringen. «Bis wann, Chef?» fragt er nonchalant zurück.

«Termin: gestern», erwidert Born kalt.

8

«Der ganze Aufriß, den der MAD deswegen veranstaltet, läßt mich annehmen, daß es sich bei den ominösen Brinkmannpapieren um so brisantes Material handelt», schließt Werner Bredebusch seine zusammenfassende Schilderung der letzten Ereignisse im Zusammenhang mit dem Tode Brinkmanns. «Ich glaube, sie zu kennen würde mehr bedeuten als eine bloße

Zusatzinformation. Aber nach diesem dummen Einbruch in die Jagdhütte ... Ich weiß nicht weiter.»

Winnie Winkelmann nickt. «Dieser Briefanfang aus seiner Mappe gibt mir auch zu denken. Das ist doch ein deutlicher Hinweis. Aber worauf?»

Heute dient ihnen der Kölner Zoologische Garten als Treffpunkt. Sie gehen im Besucherstrom, der an diesem schönen Frühlingsnachmittag groß ist, lassen sich treiben und verweilen da und dort vor den Gehegen. Werner schmunzelt, als ganz in seiner Nähe ein kleiner Junge seine Mutti vor Zebras verwundert fragt, warum denn diese Pferde alle einen Schlafanzug anhaben. Na, junge Frau, denkt der Kundschafter, nun finden Sie mal darauf eine Antwort!

Was sie erwidert, hört er nicht mehr. Winnie ist weitergegangen, und er schließt zu ihr auf.

Unvermittelt setzt sie neu an: «Was ist mit ‹Checkmate›?»

«Ich habe keine neuen Informationen. Der Termin für das Manöver bleibt unverändert – August/September. Die bisher größte Konzentration von NATO-Kampfverbänden in einem Manöver; Zahlen hast du ja schon.» Werner nimmt sie am Arm. «Endgültig ist das alles nicht. Sobald ich etwas habe ...»

«Ja», sagt sie einfach, und während ihre Gedanken bei «Checkmate» sind, fällt ihr jener Artikel in der «Bonner Rundschau» ein, in dem der Adenauer-Intimus Robert Ingrim erklärt hat, die NATO-Mächte müßten zu diesem Zeitpunkt in der Lage sein, «alle Mittel des Krieges, des Nervenkrieges und des Schießkrieges, anzuwenden. Dazu gehören nicht nur herkömmliche Streitkräfte und Rüstungen, sondern auch die Unterwühlung, das Anheizen des inneren Widerstands, die Arbeit im Untergrund, die Zersetzung der Ordnung, die Sabotage, die Störung von Verkehr und Wirtschaft, der Ungehorsam, der Aufruhr». Soll der kalte Krieg gegen die Deutsche Demokratische Republik seinen Gipfelpunkt erreicht haben, wenn die NATO-Kampfverbände zusammengezogen sind und Gewehr bei Fuß stehen? «Des Nervenkrieges und des Schießkrieges.» Der Nervenkrieg wird ja wohl schon auf die Spitze getrieben.

Winnie fragt Werner, ob er das auch gelesen habe.
Er nickt. «Ja, und ich bewundere die Langmut der Genossen in Berlin.»

Das Personalbüro der Elektronik-Geräte-und-Anlagenbau, das ein Direktor namens Donner leitet, liegt im fünfzehnten Stockwerk eines modernen Hochhauses und hat so gut wie keinen Besucherverkehr. Der Fahrstuhl endet im vierzehnten Stock. Nur wenige Eingeweihte haben einen Schlüssel zu dem separaten Aufzug, der noch eine Etage höher fährt. Gäste für Direktor Donner werden nach vorheriger Anmeldung von einem seiner Mitarbeiter unten in Empfang genommen und nach oben geleitet. Im fünfzehnten Stock sehen sie lediglich das Domizil Donners, dessen breite Fenster einen reizvollen Blick auf das Panorama von Köln gestatten. Das angrenzende Großraumbüro mit der kühlen Sachlichkeit seiner zu Waben zusammengestellten Vario-Möbel und schallschluckenden Wandverkleidungen bleibt ihnen verborgen.
Oberst a. D. Günter Krösing steht auf. Er ist recht zufrieden mit dem Gespräch, in dessen Verlauf er auch seine Vorschläge hinsichtlich Detjens auf den Tisch gelegt hat. Ihm ist nicht entgangen, daß Direktor Donner überrascht die Stirn in Falten gezogen hat, als der Dienstgrad Achims zur Sprache gekommen ist. Ein Major scheint ihm denn wohl doch ein wenig zu klein für die Aufgabe zu sein. Er sagt das auch, aber Krösing wischt den Einwand mit der im Brustton der Überzeugung vorgebrachten Erklärung weg, man habe es mit einem Mann von Zukunft zu tun, der in Kürze avancieren werde. Je eher man sich seiner versichere, desto besser habe man ihn in der Hand, und desto zielgerichteter könne man ihn aufbauen. Das sei eine Investition auf lange Sicht, sozusagen. Die beiden sind übereingekommen, daß der Oberst zunächst einmal in unverbindlicher Weise Detjens grundsätzliche Bereitschaft ausforschen werde. Krösing versprach, Donner vom Ergebnis in Kenntnis zu setzen.
Donner läßt es sich nicht nehmen, seinen Besucher per-

sönlich bis zum Hauptfahrstuhl ein Stockwerk tiefer zu geleiten. Ganz beiläufig erkundigt er sich unterwegs nach dem Stand der Arbeiten an der «berühmten» MRCA. Allzuviel weiß Krösing dazu nicht zu sagen. Die Entscheidung des Verteidigungsausschusses des Bundestages stehe noch aus, erwidert er und nutzt gleich die Gelegenheit zu erwähnen, die gesamten Vorlagen seien über die Schreibtische des Referates gegangen, in dem Major Detjen arbeite.

«Aha!» sagt Donner. «Nun ja, die Abteilung Brinkmann... Sagen Sie, Herr Krösing, muß man da noch mit Weiterungen rechnen?»

«Kaum», erwidert der Besucher. «Der Sachverhalt ist doch, wie ich aus sicherer Quelle erfahren habe, eindeutig geklärt. Ein bedauerlicher Unfall, der wie ein Selbstmord aussieht. Schade um den Mann!»

«Ja, schade», schließt sich Donner dem Nekrolog für den passionierten Jäger an. Dann öffnet er dem Oberst zuvorkommend die Fahrstuhltür.

Er selbst kehrt in den fünfzehnten Stock zurück, doch betritt er statt seines Zimmers mit der schönen Mahagonitäfelung den Großraum. Hier sind alle Geräusche merkwürdig gedämpft. Donner geht zwischen Raumteilern und in sich geschlossenen Arbeitsbereichen hindurch. Er wechselt hier und da ein paar Worte mit hemdsärmeligen Sachbearbeitern und läßt sich da und dort über Ergebnisse unterrichten. In jeder Abteilung steht der Schreibtisch des Gruppenleiters frei, während die Arbeitsplätze seiner Mitarbeiter nach einem ausgeklügelten System komplexweise aneinandergerückt und zugeordnet sind. Kartei- und Aktenschränke trennen sie voneinander, über freistehenden Panzertresoren ist an der Decke eine Videokamera in Betrieb, und auf Aktenwagen werden Stöße von Heftern hin und her gefahren. Obwohl ständig Menschen in Bewegung sind, ist kein Schritt zu hören.

Der Gruppenleiter, bei dem der Direktor zuerst stehenbleibt, sieht nur auf und beginnt ohne Umschweife sachlich zu referieren. Daß er weder aufsteht noch einen Stuhl anbietet,

bedeutet keine Unhöflichkeit gegenüber dem Chef. Es ist nur rationell und deshalb ungeschriebenes Gesetz. Ein Stuhl ist ja da, wenn sich der Chef setzen will, wird er das tun. Floskeln sind hier unerwünscht, man legt Wert auf versachlichte Arbeitsbeziehungen und hat dadurch eine Menge unnötigen Leerlauf ausgeschaltet. Wer in diesem Großraum arbeitet, wird nicht nach der Tiefe seiner Verbeugungen gewertet, sondern allein nach seiner Leistung. Natürlich erzeugt der Erfolgszwang, unter dem jeder steht, in besonders hohem Maße Streß, aber sich dem auszusetzen ist der Preis für überdurchschnittliche Gehälter. Nein, Leerlauf gibt es hier nicht, und er wird auch nicht vermißt.

Die Abwerbung qualifizierter Fachkräfte aus der «Zone» läuft auf vollen Touren. Man wird in der Lage sein – und das entspricht der Aufgabenstellung –, das geplante neue Zweigwerk im Sauerland weitgehend mit solchem Personal zu versorgen. Die Verfahrensweisen: erstens, das Ansprechen ausgesuchter Leute durch bereits in der Bundesrepublik lebende ehemalige Kollegen und Freunde – eine Art «Patenschaftssystem»; zweitens, der Einsatz von «Schleppern», die «drüben» gezielt mit einem in Frage kommenden Personenkreis Kontakt aufnehmen und weitere Verbindungsmänner gewinnen, und drittens, die Arbeit mit erhalten gebliebenen Personalkarteien von Betrieben, deren frühere Zweigwerke im Osten enteignet wurden. Die dritte Variante hat sich besonders bewährt, da es den Angeschriebenen offenbar Freude macht, sich unvergessen und wieder gebraucht zu sehen. Dies um so mehr angesichts der versprochenen und mit Akribie auch gewährten Regelung sozialer Belange im Falle des Absetzens aus Ostdeutschland, als da sind: Wohnungsbeschaffung, Überbrückungsgelder, Entschädigung für Verlorenes. Blendende Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen! Was die Gruppe selbst natürlich nicht der Aufgabe enthebt, «drüben» immer neue Schwachpunkte zu finden und in sie hineinzustoßen.

Das versteht sich für Donner, darüber verliert er kein Wort. Er würde es sogar übelnehmen, wenn der Gruppenleiter die

Psychologen erwähnen würde, die zum Abfassen der «Erinnerungsbriefe» hinzugezogen werden. Selbstverständlichkeiten.

«Wann,» fragt er trocken, «können wir über die Professoren Zaerruhn, Matz und Blankenburg verfügen?»

Der Gruppenleiter verzieht keine Miene. «Professor Zaerruhn und seine Familie sind heute morgen via Westberlin in Köln gelandet. Ich habe ihn im Hotel ‹Schweizer Hof› untergebracht. Unser Herr Bergner betreut ihn. Das Lager Friedland ist informiert; die Formalitäten erledigen wir. Professor Matz hat seine Zusage, für uns zu arbeiten, widerrufen. Er trennt sich nicht von Dresden. Wir bleiben dran. Professor Blankenburg hat Pech gehabt. Die Forschungsunterlagen, die er mitbringen sollte... Ihr Fehlen ist entdeckt worden; die Staatssicherheit hat ihn in Königs Wusterhausen abgefangen, als er in die S-Bahn steigen wollte. Unser Mann war schon in seiner Nähe; vor einer halben Stunde kam sein Anruf aus Westberlin. Einzelheiten im Tagesbericht.»

Donner nickt und geht weiter. Raumteiler. Stellwände. Nun Kopiermaschinen. Und Berge von Fachzeitschriften aus aller Welt. Von dieser Gruppe werden Publikationen nach Veröffentlichungen durchforscht, die die Arbeit der EGA tangieren. Thematisch sortiert, gehen die Kopien der Ingenieurabteilung zu, die sie nach speziellen Gesichtspunkten analysiert und ihrerseits weitergehende Untersuchungen veranlaßt, sofern das nützlich erscheint.

Als Donner näher tritt, wird gerade die amerikanische Zeitschrift «Aviation Week» abgelichtet, die sich in Fachkreisen durch ihre extensiven Recherchen zu aktuellen Luftfahrtthemen einen Namen gemacht hat. Der Artikel, der kopiert wird, berührt das Arbeitsgebiet der eigenen Elektroniker.

Zu diesem Material wird keine deutschsprachige Inhaltsangabe angefertigt. Donner erwartet von seinen Mitarbeitern, daß sie Englisch und Französisch beherrschen. Beiträge aus sowjetischen Quellen ebenso wie aus japanischen erhalten Exzerpte. Wer spricht schon japanisch oder russisch? Der

junge Mann, der für Russisch zuständig ist, hat eine gute Nase bewiesen, als er Slawistik studierte – noch ist die Nachfrage größer als das Angebot. Für Japanisch hat man sich eine Dame aus dem Lande der aufgehenden Sonne holen müssen. Sie hat in Yokohama Germanistik studiert, und nun behaupten die Kollegen, die mit ihr zu tun haben, im ganzen Großraumbüro spreche niemand ein so wunderbares Deutsch wie sie.

Ein paar Worte auch hier, und Donner ist bereits bei einer dritten Gruppe. Um ihren Leiter zu sprechen, kam er vor allem herein. Der Gruppenleiter heißt Sennewald, trägt jedoch den Spitznamen «Blitz». Das hängt mit seiner engen Verbindung mit dem Direktor der fünfzehnten Etage zusammen. «Donner und Blitz» läßt sich leichter sagen als «Donner und Sennewald». Seine Gruppe trägt offiziell den Namen «Betriebsklima». Ihr obliegt es, Informationen einzuholen und Ermittlungen bei Neueinstellungen für das Werk durchzuführen. Man möchte ja wissen, mit wem man es zu tun hat, und legt keinen Wert darauf, sich eine Laus in den Pelz zu setzen.

Auch hier beginnt das Gespräch ohne Vorrede.

«Detjen, Achim, Major der Luftwaffe im Bundesverteidigungsministerium, gleiches Referat wie Brinkmann», sagt Donner, und der «Blitz» hat schon Stenoblock und Kugelschreiber zur Hand. «Alles über diesen Mann! Der Nachfolger.»

«Gibt es Schwerpunkte?»

Der Direktor weist nicht darauf hin, daß besonders gründlich auf mögliche ältere Industrieverbindungen Detjens geachtet werden müsse, damit man nicht etwa mit ihm dem Informanten eines Konkurrenzunternehmens aufsitzt – das hieße gegenüber Sennewald, Eulen nach Athen zu tragen. Stattdessen bemerkt Donner: «Was mich persönlich stört: Wieso ist ein Mann Anfang Vierzig nicht verheiratet?»

Der «Blitz» grinst. «Er wird seine Erfahrungen mit Frauen haben, und vielleicht ist er klüger als wir alle.»

Unernst dahingesagt und infolgedessen von Donner einfach überhört, hindert der Witz Sennewald nicht, den Hinweis des

Direktors auf seinem Block zu unterstreichen. Ein Mann diesen Alters in guter, ja, gehobener Position mit gediegenem Pensionsanspruch und unverheiratet? Das ist zumindest nicht alltäglich, dem muß man auf den Grund gehen. «Notiert!» bestätigt er.

«Dann wäre da noch die Sache Lemnitz. Ausgerechnet bei der EGA diesen obskuren Friedensappell zu verteilen, das geht doch wohl zu weit!»

«Im Tagesbericht», erwidert Sennewald knapp. «Der Verfassungsschutz ist eingeschaltet. Wir sind überzeugt, daß die Herren bei Werkmeister Lemnitz auch noch ganz andere Materialien finden werden.» Das nimmt er nicht nur an, das weiß er im voraus.

Fremdartig und ungewohnt ist diese Welt. Einen Hang zum Gigantischen hat sie, und alles übersteigt das normale Maß. Haushohe Schachtelhalme, monumentale Bäume und eine Tierwelt, die aus Dr. Frankensteins Gruselkabinett zu kommen scheint, treten Werner Bredebusch entgegen. Wenn er nicht hin und wieder die sehr weiträumige Stereobrille höher auf die Nase schieben müßte, weil sie rutscht, könnte er glauben, verloren und klein in dieser Szenerie zu stehen, die ihm ein Vortrag mit 3-D-Fotos von meisterhaft gestalteten Dioramen und Schaubildern im Vortragszentrum räumlich nahe bringt.

Werner läßt das alles mit großartiger Gelassenheit über sich ergehen. Nein, die Entwicklungsgeschichte der Fauna und Flora des heimischen Lebensraumes reißt ihn nicht vom Stuhl. Höchst gleichgültig sind ihm die Stammbäume der Dinosaurier, völlig egal ist ihm sogar die Mitteilung, daß es vor dem Urvogel Archäopteryx bereits Gleitflieger gab, die mit sogenannten Flughäuten kurze Flüge ausführten, und nicht einmal die berühmten einschlägigen Funde in den Plattenkalken des oberen Jura bei Solnhofen in Bayern faszinieren ihn. Er fühlt sich ausschließlich der Gegenwart verbunden.

Nachdem Winnie Winkelmann und er sich getrennt haben,

hat Werner Bredebusch sich unvermittelt die Frage gestellt, was er antwortet, wenn ihn wieder jemand fragt, wo er war. Jetzt kann er mit gutem Gewissen sagen, er habe den Katzensprung nach Köln gemacht, im Zoologischen Garten mal tief durchzuatmen und die kleinstädtische Enge von Bonn für ein paar Stunden zu vergessen. Ja, und im Zoo habe er Gelegenheit genommen – ein purer Zufall! –, einen ungemein fesselnden Vortrag zu erleben. Seither wisse er, daß es in der Vergangenheit noch «größere Tiere» gegeben habe als in der Gegenwart. Für alle Fälle hat er die Eintrittskarte so «achtlos» in die Jackentasche geknüllt, daß sie darin für die nächste Zeit auffindbar bleibt. Zusätzlich erwirbt er sogar eine Broschüre mit der Absicht, sie ebenso «achtlos» in seiner Wohnung herumliegen zu lassen. Eigentlich ist es ganz gut, gelegentlich mit der Nase darauf gestoßen zu werden, daß man nicht vorsichtig genug sein kann. Er ist ganz zufrieden mit sich.

Nichts Böses ahnend, steigt er auf dem Zoo-Parkplatz in seinen Wagen und drückt ihn rückwärts aus einer sehr engen Parklücke. Der mächtig ausladende Buick links neben ihm nimmt seine Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß er auf den kleinen Fiat auf der anderen Seite kaum achtet. Und so geschieht es: ein häßliches metallisches Knirschen, Stoß und Splittern.

Natürlich steigt er aus und besieht den Schaden. Der Stoßstange seines Wagens ist nichts passiert, sie trägt jetzt nur ein wenig grüne Farbe, aber dem Fiat fehlt ein Rücklicht, und er hat einen häßlichen Kratzer im Lack. In der Nähe versammeln sich nun Neunmalkluge und machen die üblichen geistreichen Bemerkungen. Werner Bredebusch läßt das kalt. Mit einem Anflug von Ironie denkt er, sein Zooaufenthalt wäre damit eindeutig nachgewiesen, und er hätte sich den Besuch des Vortrags über die Entwicklungsgeschichte der Fauna und Flora des heimischen Lebensraumes eigentlich schenken können. Oder ist das die Rache der Dinosaurier für seine mangelnde Aufmerksamkeit?

Er tut, was getan werden muß – er entnimmt seiner

Brieftasche eine Visitenkarte und vermerkt mit dem Kugelschreiber auf ihrer Rückseite: «Verzeihen Sie meine Unachtsamkeit. Ich bitte Sie, sich wegen der Schadensregulierung mit mir in Verbindung zu setzen. A. D.» Wie sich's gehört, fügt er noch die Uhrzeit hinzu, ehe er die Karte durch einen Fensterspalt in den Fiat wirft. Sie landet genau in der Mitte des Fahrersitzes.

Er notiert sich das Kennzeichen des kleinen Wagens – das Kölner Kennzeichen «K-LM 833» – und fährt ab. Die Schaulustigen haben sich schon verlaufen, der Mann hat sich nicht einfach aus dem Staub gemacht; er ist uninteressant.

Werner Bredebusch ist nicht mehr ganz so zufrieden mit sich wie vorhin.

9

Bei der Vorspeise – Gänseleberschnittchen, rundausgestoßenes getoastetes Weißbrot mit Butter und Pastete belegt und mit Trüffeln garniert – bleibt das Gespräch allgemein. Man muß erst ein wenig warm werden miteinander und sich kennenlernen. Vom Wetter in Frankfurt ist die Rede und natürlich von der zunehmenden Kriminalität. Die steigende Unsicherheit, vor allem der Gegend um den Bahnhof mit der Kaiserstraße, der Weser-, der Mosel- und der Münchnerstraße, wird hervorgehoben, und es wird beklagt, daß die Mainmetropole mehr und mehr zum Dorado der internationalen Verbrecherwelt wird. Damit ist man bereits beim eigentlichen Thema. Als das Hauptgericht serviert wird – gebackene Frischlingsbrust, entbeint, in Scheiben geschnitten, mit Ei und Reibebrot garniert, grüner Spargel als Beilage, extra gereicht Currysahnensoße und Petersilienkartoffeln sowie ein Salatteller –, kann man zur Sache kommen. «Blauer Spätburgunder», rubinrot im Glas, fein im Aroma, herb im Geschmack und dennoch von angenehmem Feuer, hält dabei die Kehlen feucht.

Wolf-Dieter Schwedler deutet mit einer Kopfbewegung auf sein Glas. «Wein vom Tatort, gewissermaßen. Sie wissen doch, daß das Ahrtal das größte Rotweingebiet unseres Landes ist? Ja, und die Ahr fließt auch durch die Eifel, ehe sie bei Sinzig in den Rhein mündet. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar, daß Sie mir mit einer kleinen Information unter die Arme greifen wollen, Herr Friebel.»

Ludwig Friebel deutet eine Verbeugung an. Er muß nicht sagen, daß er mit beiden Händen zugegriffen hat, als der Kriminalrat Monk, sein Vorgesetzter im Einbruch/Diebstahl-Dezernat der Frankfurter Kripo, ihm diese Begegnung vermittelt hat. Ob er nicht Lust habe, fragte Monk, bei der renommierten RHEIN-MAIN-DETEKTEI in einer Sache beratend tätig zu werden. Die RHEIN-MAIN-DETEKTEI, fuhr der Kriminalrat fort, sei im Auftrag einer Versicherungsgesellschaft mit der Wiederbeschaffung einer Reihe gestohlener Kunstgegenstände befaßt, und er halte es durchaus für angemessen und vom polizeilichen Standpunkt aus vertretbar, ihr dabei behilflich zu sein. Für opportun erachte er auch, der Detektei Einblick in gewisse Unterlagen zu geben. Und im übrigen könne Oberkommissar Friebel seinem ehemaligen Kommilitonen Schwedler einen sehr herzlichen Gruß in alter Verbundenheit bestellen.

Beziehungen sind das halbe Leben.

Friebel hat sich auf dieses Gespräch im Hotel «Frankfurter Hof» in der Wilhelm-Leuschner-Straße entsprechend vorbereitet. Mit sich führt er Sachfahndungsmaterialien, die präzise Beschreibungen und auch Fotos – Ausschnittreproduktionen von Privatfotos der Familie Brinkmann – enthalten; bei sich hat er auch die auf Anforderung fernschriftlich übermittelten Erkenntnisse der Landespolizei, die das Jagdhaus durchsuchte. Zu deren Preisgabe ist er von seinem Vorgesetzten ermächtigt. Was will er mehr?

Im gefälligen Plauderton und wie beiläufig bemerkt er, während sie essen, daß die lieben Kollegen in der Eifel nicht fündig geworden sind. Das habe wohl daran gelegen, daß es

am Ereignisort keine Anzeichen dafür gab, daß dort Profis mit einer eigenen, unverwechselbaren Handschrift am Werke gewesen wären. Vielmehr deuteten die Tatumstände auf einen Zugriff von Amateuren hin, die nach dem Motto handelten: «Die Gelegenheit ist günstig.» Allein das Öffnen der Tür mit dem Brecheisen, das jeden Vorüberkommenden geradezu mit der Nase darauf stoße, hier müsse etwas nicht in Ordnung sein, spreche für sich. Profis hätten selbstverständlich Wert darauf gelegt, daß ihr Tun möglichst lange unentdeckt bleibt!

«Außerdem, Herr Schwedler: Wenn Sie die Liste der gestohlenen Gegenstände durchsehen, werden Sie nur zweitrangige Ware finden. Alte Jagdwaffen gibt es zu Tausenden, und das Bild war bloß eine Kopie. Was das Zinngeschirr angeht, neunzehntes Jahrhundert, ich bitte Sie! Ja, wenn es sich um Stücke aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert gehandelt hätte, sähe es schon anders aus, aber so!» Der Oberkommissar tupft sich den Mund mit der Serviette. «Wissen Sie, was mich wundert? Ich verstehe nicht, warum die Versicherungsgesellschaft solcher Bagatellen wegen Ihre Dienste in Anspruch nimmt. Die sind doch nicht billig, und der Aufwand steht in keinem Verhältnis zum Ergebnis.»

Schwedler lächelt und leert sein Glas. Sofort ist der befrackte Kellner zur Stelle und schenkt nach.

«Mein lieber Herr Friebel», setzt der Kriminalist lässig an, «da kommen mehrere Dinge zusammen. Erstens hat unsere Detektei einen Pauschalvertrag mit der Versicherung, und zweitens, diese Sammler sind doch fast alle Verrückte! Ich habe läuten hören, Brinkmann habe sehr an seinen Schätzen gehangen und sie zu einem horrenden Liebhaberpreis versichert.»

Friebel lehnt sich zurück und zieht seine Weste straff. «Einen Versicherungsbetrug haben Sie doch wohl ins Auge gefaßt? Reichtümer wird der Herr Oberst kaum gesammelt haben, und wenn da jemand mit dem Geld der Versicherung das Erbe ein bißchen aufstocken will – so was haben wir alle Tage.»

«Scheidet aus! Da sind wir ganz sicher», biegt Schwedler eine Gesprächsrichtung ab, die von seinem Anliegen wegführt. «Das ist mit aller Sorgfalt überprüft worden, Herr Friebel. Was ich von Ihnen wissen möchte...» Er unterbricht sich, weil unter der Aufsicht des Oberkellners der nächste Gang serviert wird – Seezungenfilet auf Butterreis mit geraspelter Ananas und Choronsoße, das ist eine holländische Soße mit Weißwein und angeschwitzten Würfeln von abgezogenen Tomaten vermengt. Und statt Rot- kommt nun Weißwein auf den Tisch, ein Grüner Veltliner aus Ungarn, feinwürzig, aber kräftig und ausgeglichen. «Was ich von Ihnen wissen möchte, ist dies: Da es sich bei den gestohlenen Gegenständen, wie Sie so richtig sagen, um minderwertige Ware handelt, kann sie schwerlich über den normalen Antiquitätenhandel abgesetzt werden. Wenn jener oder wenn der angesehene Kunsthandel in Frage käme, da wüßten wir schon, was zu tun wäre, das dürfen Sie mir glauben, aber in einem solchen Fall... Wo würden Sie da ansetzen?»

«Exzellent, ganz exzellent!» lobt der Oberkommissar das Seezungenfilet. «Wie Sie dieses Menü zusammengestellt haben – großes Kompliment!»

«Wenigstens vom Essen verstehe ich etwas», erwidert Schwedler schmunzelnd und fügt gleich hinzu: «Aber zum vollen Druchbruch kommt dieses Talent immer nur dann, wenn die Firma zahlt.»

Friebel lacht mit. In diesem Augenblick verstehen sie sich sehr gut. «Wir wollen mal davon ausgehen», spricht der Oberkommissar dann zur Sache, «daß ein Diebstahl im Auftrag potenter Sammler von vornherein ausscheidet. Kein Rubens, kein van Gogh, kein Liebermann. All das Zeug aus der Jagdhütte ist vielmehr von der Art, die sich der kleine Mann in die Bude hängt, sofern er dem Nostalgietrend folgt oder einen Hauch ererbter Kultur vortäuschen will. Wo kauft dieser kleine Mann? Er geht nicht in Geschäfte, die ihm für teures Geld Echtheit der Ware garantieren, es soll ja nur so aussehen. Expertisen sind nicht gefragt. Also: Hier in Frank-

furt gibt's den Flohmarkt in Sachsenhausen, die Antikenbörse an der Eschenheimer Warte, den Kunstkeller am Ende der Zeil oder, was das Bild angeht, die Läden, die Bilder einrahmen und immer auch gerahmte Kopien verkaufen – in der Berliner Straße zum Beispiel –, oder das Zeug wird in irgendeinem Second-hand-Geschäft als ‹günstige Gelegenheit› angeboten. Professionelle Hehler geben sich damit gar nicht erst ab. Auch das ist einer der Gründe dafür, daß Amateure als Täter vermutet werden.»

«Interessant!» sagt Schwedler. «Die gleichen Absatzmöglichkeiten hätten die Kerle ja auch in allen anderen Städten.»

«Ja», bestätigt Friebel.

Und dann kommt schon das Dessert – Mangocreme, konservierte Früchte püriert, mit Zucker und Joghurt vermengt und mit gehackten Nüssen bestreut. Natürlich Mokka.

Später lehnt sich Wolf-Dieter Schwedler bequem in seinem Schreibtischsessel zurück und streckt die Beine lang. Obwohl er nach dem reichlichen Mahl mit dem Kriminalbeamten zu Fuß vom «Frankfurter Hof» in die Oppenheimer Straße zurückgekehrt ist, hat er immer noch ein Völlegefühl. Er beschließt, heute auf das Abendbrot zu verzichten.

Vor ihm liegen die von Friebel empfangenen Materialien, und als er nun die überlassene Durchschrift des Fernschreibens durchgeht, findet er da einen Punkt, der ihn stutzig macht, so daß er die fragliche Stelle rot anstreicht. Eine beiläufige Aussage des Varndorfer Bürgermeisters: Am Abend der Tatnacht wurde er von der Hamburger «Bild-Zeitung» angerufen und um eine Beschreibung der Lage der Jagdhütte gebeten. Der Anrufer nannte sich Schröder. Weil sich der angekündigte Fotograf im Ort nicht sehen ließ und der Bürgermeister das zugesagte Informationshonorar auch nicht erhielt, erschien es der Landespolizei angebracht, in Hamburg Rückfrage zu nehmen. Ja, erwiderte man bei der «Bild-Zeitung», man habe einen Herrn Schröder in der Hauptredaktion, aber

der Redakteur weile in Westberlin und ein Sujet Brinkmann/Varndorf wäre in der Redaktion gänzlich unbekannt. Man sei aber dankbar für den Hinweis. Dabei ließ es die Landespolizei bewenden.

Nicht so Schwedler! In dem Augenblick, da er das liest, steht für ihn fest, daß die «Amateur»-Theorie wohl doch nicht stimmen kann. Der Anruf besagt nämlich, daß die Täter Ortsfremde waren, die sich erst einmal über die Lage des Jagdhauses informieren mußten. Woher aber wußten Ortsfremde vom Tode Brinkmanns? Eine Lokalzeitung – und auf jedem größeren Bahnhof sind auch sämtliche Lokalzeitungen zu bekommen. Der oder die Einbrecher haben den Artikel gelesen und sich daraufhin in Marsch gesetzt. Eine einsame Hütte im Wald, ungefährdeter kann man kaum Beute machen. Nein, diese Verfahrensweise ist die von Profis, nicht die von den Großen der Branche, aber immerhin. Ob das Ergebnis den Erwartungen entsprach oder nicht, steht auf einem anderen Blatt. So betrachtet, ist sogar das Eindringen mittels einer Brechstange wahrscheinlich genau überlegt gewesen. Sollte da eine falsche Spur gelegt werden? Schwedler ist überzeugt, daß da Leute tätig waren, die durchaus in der Lage gewesen wären, ein Schloß auf elegantere Weise zu öffnen.

Der Mitarbeiter der RHEIN-MAIN-DETEKTEI greift zum Telefon, ruft die Antikenbörse an und läßt sich einige Preise für historische Jagdwaffen nennen. Die Antworten, die er auf seinen Block kritzelt, überraschen ihn: Die Nachfrage ist so groß, daß selbst für brandneue Nachbildungen, funktionstüchtig natürlich und von Büchsenmachern originalgetreu in Handwerksarbeit hergestellt, eine ganze Menge blauer Scheine hingeblättert werden muß. Ebensohoch stehen möglichst ausgefallene Jagdtrophäen im Kurs, und das gleiche gilt für Zinngeschirr. Der Herr wolle bitte alle gemachten Wertangaben in der Relation sehen – nein, exquisite Stücke führe die Antikenbörse nicht, weder Jagdwaffen mit berühmten Meistermarken noch Originalgemälde weltbekannter Maler. Aber mit sehr schönen Kopien könne man aufwarten...

Schade, eine Kopie des «Wildbrethändlers» von Snyders sei nicht da, aber der Herr könne gern seine Telefonnummer hinterlassen und sicher sein, daß er verständigt werde, sobald... Und man werde die Augen offenhalten. Darum bittet Schwedler.

Ganz sicher ist die Beute aus dem Jagdhaus noch nicht im Handel und wird auch in den nächsten Wochen nicht angeboten werden. Nicht, solange die entsprechenden Einlegeblätter im Sachfahndungsbuch noch druckfrisch sind! Leute, denen die Zeitungslektüre, der fingierte Anruf beim Bürgermeister und das Brecheisen einfielen, bedenken auch das. Ganz still werden sie sich fürs erste verhalten und abwarten.

«Das ist unsere Chance!» sagt Schwedler laut in den leeren Raum. «Ich muß sie dazu bringen, mir den ‹Wildbrethändler› anzubieten.»

Er steht auf, schließt den Hosenbund und geht, die Hände in den Jackentaschen, im Zimmer auf und ab. Jedesmal am Schreibtisch bleibt er stehen und wirft einen Blick auf das Sachfahndungsblatt mit der Abbildung des Gemäldes. Und auf einmal lacht er laut auf.

Wolf-Dieter Schwedler hat da eine Idee...

10

Am Abend klingelt es. Als Detjen die Wohnungstür öffnet, steht draußen sein alter Bekannter James D. Wilson und hat einen Blumenstrauß unterm Arm und eine Flasche in der Manteltasche.

«Hallo!» sagt der Spezialagent der Central Intelligence Agency in der gewohnten saloppen Art. «Wenn Sie charmanten Besuch haben, gehe ich gleich wieder. Ich will nicht stören.»

«Kommen Sie ’rein!» bittet Achim. «Und was den charmanten Besuch angeht: Ich komme langsam in die Jahre, wo man ganz gern mal einen Abend zum Ausruhen hat.»

«Wem sagen Sie das!» erwidert Wilson seufzend, wickelt die Blumen aus, wirft das geknüllte Papier auf die Hutablage und reicht Detjen den Strauß. «Ehre, wem Ehre gebührt! Herzlichen Glückwunsch!»

«Wozu?»

«Sind Sie Brinkmanns Nachfolger oder nicht? Referatsleiter oder nicht?» Er winkt gleich ab. «Sie sind's, und wenn Sie das noch nicht wissen, zeigt das nur, wie langsam Ihr Amt arbeitet.»

«Mein Name ist Hase.» Detjen schmunzelt und gibt sich Mühe, freudig überrascht zu wirken. «Ich glaube, darauf müssen wir einen trinken.»

«Gläser!» fordert Wilson und geht, nachdem er abgelegt hat, voran ins Wohnzimmer. Er kennt sich aus; er ist ja bereits früher hiergewesen. Zielstrebig marschiert er auf den Sessel zu, dem er bereits bei anderer Gelegenheit den Vorzug gegeben hat.

Achim folgt ihm. Während er Gläser bereitstellt, überlegt er, was der CIA-Mann wohl heute von ihm wollen mag. Aus reiner Menschenliebe ist Wilson nie aufgetaucht, die Gratulation dient ihm bestenfalls als Vorwand. Der Grund muß ein anderer sein. Immer war das so: schon damals in Argentinien und dann in all den Bonner Jahren. Wann er auch erschien, lag immer etwas Besonderes in der Luft, und jedesmal ging es darum, Detjen in einer bestimmten diffizilen Angelegenheit vor den Karren des US-Geheimdienstes zu spannen, sein Wissen über Interna der Bundeswehr zu nutzen und auf diese Weise Informationen aus anderen Quellen zu überprüfen. Vertrauen zu Verbündeten zu haben ist gut, sie zu kontrollieren besser. Werner Bredebusch hat mitgespielt, weil ihm das nutzte und half, Materialien, die über seinen Schreibtisch gingen, unter bestimmten Aspekten zu sehen. Und zu wissen, was der CIA wichtig ist, stellt für ihn genauso Kundschafterarbeit dar wie seine Aufklärertätigkeit innerhalb der Bundesluftwaffe. Das eine ergänzt das andere. Er wird auch fürderhin mitspielen.

«Three cheers oder, wie man hier wohl sagt: Hoch soll er

leben!» ruft Wilson, reicht Achim ein gefülltes Glas und stößt mit ihm an. Der obligate Whisky mit Eis aus Detjens Kühlschrank. Wilson und Whisky – beides fängt mit W an, und der Mann hat wohl auch zu viele Agentenfilme gesehen, deren Helden das Zeug literweise hinuntergißen.

«Was sagen denn eigentlich Ihre alten Kameraden zum Tode Brinkmanns?» kommt er dann mühelos zur Sache.

«Man betrauert ihn.»

«Quatsch!» kontert der Spezialagent trocken. «Man vermißt ihn ebensowenig wie diesen Admiral aus dem Beschaffungsamt, der sich die Pistole an die Schläfe gesetzt hat – dilettantischerweise an die rechte, obwohl er ein gestandener Linkshänder war und mit der Rechten nicht einmal einen Bleistift halten konnte –, oder den Regierungsrat aus dem Auswärtigen Amt, der so ungeschickt aus dem Fenster sah, daß er aus dem fünften Stockwerk auf den Asphalt fiel. Drei alte Kameraden, und sie hockten ziemlich oft zusammen – wie wir leider erst hinterher erfahren haben. Was sagt denn Ihr Freund Wieseneck dazu?»

«Nichts!» erwidert Detjen. «Außerdem ist er nicht mein Freund.»

Wilson beugt sich über die Zigarettendose auf dem Tisch und bedient sich. «Seit wann sind Sie so zurückhaltend mir gegenüber? Ich dachte immer, Wieseneck habe Sie in die Jagdhütte geschickt, damit ein zuverlässiger Mann den Toten findet.»

Achim schwenkt das Glas und läßt die Eiswürfel darin klirren. «So weit dachten Sie richtig», räumt er gelassen ein. «Aber alles andere...» Detjen schüttelt den Kopf. «Kein Wort! Vom Admiral habe ich in der Zeitung gelesen, und da hieß es, er sei Opfer eines Verkehrsunfalls geworden. Die Sache mit dem Regierungsrat aus dem Auswärtigen Amt kenne ich überhaupt nicht.»

Der andere läßt sein Feuerzeug aufflammen. «Das geschah in Madrid, und es war ein Hotelfenster. Nun, Ihre Regierung arbeitet ja wohl inoffiziell recht gut mit Franco zusammen.»

«Zufälle gibt's!» Der Major wundert sich und füllt die Gläser neu. «Übrigens wurde bei mir auch in aller Heimlichkeit Haussuchung gehalten. Von Wieseneck und seine Mannen sind gründlich, und da ich Brinkmanns Stellvertreter war...»

«Aha!» erwidert Wilson gedehnt. Er nickt vor sich hin, als wolle er sich einen Gedanken bestätigen. «Sie drehen durch, weil ihnen eine Panne passiert ist.»

«Ich möchte nicht unbedingt dumm sterben», provoziert Detjen. «Wenn es Ihnen nichts ausmacht, Mister Wilson...»

«Sie müssen es sogar wissen, weil ich etwas mit Ihnen vorhabe. Die Situation in Mitteleuropa. Die alten Kameraden und die jungen Leute, die in ihre Fußstapfen getreten sind, schüren sie doch mit der erklärten Absicht, das politische Kartenbild des alten Kontinents zu verändern. Es ist ihnen zuviel Rot drauf. Wozu denn sonst all diese Anstrengungen und die ganze Hektik? Natürlich sind sie sich darüber im klaren, daß sie allein nichts mehr ausrichten können. Daß es gerade noch dazu reicht, den Startschuß abzufeuern, aber dann...»

Der Spezialagent steht auf und beginnt im Zimmer hin und her zu laufen, während er fortfährt: «Da ziehen sie ins Kalkül, daß die NATO im Falle eines bewaffneten Konflikts an der Elbe nicht umhinkommen wird, ihre Bündnisverpflichtungen zu erfüllen. Was will sie machen, sofern man sie nur vor vollendete Tatsachen stellt? Einzelne Mitglieder können mit den Zähnen knirschen und gar keine Lust haben, ihre Soldaten in Richtung Ural marschieren zu lassen, es bleibt ihnen keine Wahl. Ich bin überzeugt, daß in dieser Rechnung das Manöver eine entscheidende Rolle spielt, das den Deutschen ins Haus steht: Checkmate. Sie wissen als alter Soldat, daß es bei so was mit dem Zusammenziehen noch so großer Kampfverbände nicht getan ist. Die Stäbe proben den Ernstfall mit allen Nachschub- und Transportfragen, die in den Heimatländern verbleibenden Truppen sind in Alarmzustand versetzt, damit sie auch etwas davon haben; man kann praktisch von einer Stunde auf die andere mobil machen und einen Tag später

selbst über Teile des Ersatzheeres verfügen. Und wenn die Dampfwalze einmal in Bewegung ist, vermag sie nach der höheren Mathematik der Kriegskunst keiner mehr aufzuhalten.»

Werner Bredebusch hat Mühe, ruhig und beherrscht zu bleiben. Winnie Winkelmanns und seine Vermutungen finden ihre Bestätigung. Merkwürdigerweise hat er in diesem Augenblick ein einziges Bild überdeutlich und mit quälender Genauigkeit vor sich: Er sieht sich, den jungen Flugzeugführer in einem Schlachtfliegerverband der Nazi-Luftwaffe, mit einer Henschel Hs 123 Ende Juli 1941 auf einen Eisenbahnknotenpunkt in der Nähe von Minsk niederstoßen; er beobachtet wieder Einschläge, hört noch einmal das Rattern von Bordwaffen und nimmt überdeutlich wahr, daß dort unten kaum Männer in den erdbraunen Feldblusen der Roten Armee sind, wohl aber Frauen mit bunten Kopftüchern, Kinder auf dem Arm, Kinder an den Rockschößen. Und um sie herum bricht die Hölle los, bersten Waggons, werden Erde, Gleise, Züge und Gebäude umgepflügt von Detonationen. Er, Werner Bredebusch, hat damals die vier 50-Kilo-Bomben unter den Schwingen des Doppeldeckers nicht ausgelöst, und kein Schuß ist aus den beiden MG 17 gefallen, aber ... Das war das Gesicht des Krieges der verfluchten «alten Kameraden»!

«Ja, ja», geht Detjen auf Wilsons Worte mit einem sachlichen Interesse ein, das ihn übermenschliche Anstrengungen kostet. «Und wenn ich Sie richtig verstehe, hat es durch Brinkmann und seinen Anhang eine Panne gegeben. Aber wie denn? Ich begreife das nicht!»

Er muß sich unwissender stellen, als er ist. Das Gespräch mit Brinkmann, in dem ihn der Oberst über seine Vorbehalte informierte, den gegenwärtigen Zeitpunkt als ungeeignet für eine Revision der Ergebnisse des zweiten Weltkrieges betrachtete und mit Schritten zur Verhinderung eines riskanten Abenteuers drohte, darf einfach nicht stattgefunden haben. Ebensowenig darf er etwas von Brinkmanns Nachlaß ahnen, und erst recht nicht kann ihm die fieberhafte Suche danach aufgefallen sein.

Der Spezialagent geht zum Kühlschrank, um neue Eiswürfel zu holen. «Kennen Sie einen Sir Reginald Douglas?» fragt er über die Schulter. Als Achim verneint, erwidert er kurz: «Auch ein Brinkmann-Intimus. Royal Air Force. NATO-Stab. Glauben Sie, daß England Krieg führen will? Es wird noch lange brauchen, mit den Auswirkungen des letzten Krieges fertig zu werden. Wenn man da nur das Geringste von der Suppe ahnen würde, die die ‹alten Kameraden› ankochen – man würde sie vom Feuer reißen, ehe sie zu wallen beginnt. Oder die Franzosen mit ihrem ohnehin distanzierten Verhältnis zum Nordatlantikpakt – du liebe Güte! Ja, und Brinkmann, eingeweiht in alles, hat erst kürzlich an eben jenen Sir Reginald einen freundlichen Brief geschrieben.» Wilson kehrt an den Tisch zurück. «Als Sie in Brinkmanns Hütte gewesen sind, haben Sie da ein Bild gesehen? So einen Schinken in Essig und Öl?»

«Ja, hing an der Wand.»

«Der ‹Wildbrethändler› ...»

«Es stand kein Name dran. Aber Viehzeug war drauf. Was ist damit?» Dabei denkt er, daß Brinkmann den im Dienstzimmer zurückgelassenen Brief noch einmal geschrieben hat und daß der «liebe Freund» der Anrede zweifellos mit Sir Reginald Douglas identisch ist. Schon wieder das Gemälde! Offenbar hat der britische Flieger sofort geantwortet; der Brief ist natürlich in von Wiesenecks Hände gelangt, und die CIA hat durch einen Spitzel im MAD postwendend davon erfahren.

«Was soll damit sein? Es war nur eine Frage am Rande», bagatellisiert Wilson. «Warum trinken Sie denn nicht? Schließlich sind Sie's, der gefeiert wird.»

Pflichtschuldig setzt Achim das Glas an die Lippen. «Ein dicker Hund, wenn das alles stimmt! Gut, daß Sie wissen, was auf der Pfanne ist! Da kann ja nichts mehr schiefgehen. Ich lese jeden Tag in den Zeitungen, wie sehr sich Regierung und Kongreß in Washington um die Erhaltung des Friedens mühen.»

Die gezielte Provokation trifft voll ins Schwarze. Wilson liegt mehr im Sessel, als er sitzt, hat ein Bein über das andere

geschlagen und betrachtet angelegentlich seine wippende Schuhspitze. «Washington und der Kongreß», antwortet der Spezialagent. «Das ist die eine Seite. Ich stelle nicht einmal in Frage, daß unsere Friedensapostel ehrlich meinen, was sie sagen und sagen müssen, um die Stimmen ihrer Wähler zu behalten. Abgeordnete und Präsidenten kommen und gehen – die CIA bleibt. Das ist die andere Seite. Wir müssen in größeren Dimensionen denken, weiträumig und auf lange Sicht. Machen wir uns doch nichts vor, Detjen: Die Zeit arbeitet gegen uns. Je länger der Einflußbereich der Kommunisten besteht, desto mehr wird er sich festigen, desto größer wird seine Anziehungskraft. Daran kann uns nicht liegen. So betrachtet, ist der Zeitpunkt tatsächlich günstig. Ich werde den Teufel tun und dem Rad des Schicksals in die Speichen fallen – kein Gedanke! Woran mir liegt, ist, zu jeder Zeit im Bilde zu sein, um im richtigen Moment die richtigen Weichen stellen zu können. Unter anderem bin ich deswegen hier.»

Detjen grinst ihm ins Gesicht. «Na, prima!» sagt er. «Jetzt endlich weiß ich, wer einzig und allein die Geschicke der Vereinigten Staaten von Amerika lenkt – James D. Wilson! Wer hätte das gedacht!»

Wilson findet das gar nicht komisch. «Ach?» fragt er. «Hat es sich so angehört? Tut mir leid. Es gibt 'ne Menge einflußreicher Wilsons in Amerika, sie heißen nur anders.»

«Kommen wir doch mal zur Sache. Lassen Sie die Katze aus dem Sack: Welche Information erwarten Sie von mir?»

Der Spezialagent rekelt sich hoch. «Konkrete Frage, konkrete Antwort! Ich möchte genau wissen, worum es bei der Stabsübung in der Lüneburger Heide geht.»

«Ich auch!» Das meint er ganz ehrlich.

«Was soll das heißen?»

«Mir ist nicht befohlen worden, daran teilzunehmen, niemandem aus dem Referat. Die ‹mittelfristige Planung› ist dort nicht gefragt.»

«Hell and damnation! Das hat mir gefehlt!» Wilson springt auf, runzelt die Stirn, grübelt und sagt dann: «Sie nehmen teil!»

Er leert das Glas auf einen Zug. «Solche Geschichten kann man doch nicht ohne ‹mittelfristige Planung› machen! Vorstellungen haben manche Leute!»

«Es ist nicht zu fassen!» bestätigt Achim und nimmt den Ton des anderen auf.

Nachdem die Flasche leer und der Spezialagent aus Übersee gegangen ist, zieht Werner Bredebusch die Rollos herunter, braut sich einen Kaffee, der Tote erwecken könnte, und macht sich an die Arbeit. Er faßt den Inhalt des Gesprächs mit Wilson auf das Wesentliche zusammen, formuliert, streicht aus, schreibt neu. Die unmißverständlich abgefaßten Kernsätze verschlüsselt er. Die beschriebenen Bogen verbrennt er und spült die Asche im Ausguß hinunter. Übrig bleibt ein Stückchen dünnes Luftpostpapier, bedeckt mit Zahlenkolonnen in winziger Schrift. Das steckt er in die leere Plastikhülle einer Kugelschreibermine – dergleichen kann überall herumliegen, ohne Verdacht zu erwecken –, der Verschluß kommt wieder darauf, und anschließend hat Werner das dringende Bedürfnis, eine Stunde Luft zu schnappen.

Niemand achtet auf den einsamen Spaziergänger, der durch den Hofgarten bummelt und die Fährgasse hinunter zum Rhein schlendert. Am Rathenauufer herrscht kaum noch Verkehr, ein Funkwagen trödelt vorüber, und an einer der Anlegestellen schaukelt ein Ausflugsdampfer. Die Passagiere haben ihn längst verlassen. Nur im Unterdeck brennt noch Licht, und aus einem weißen Kühlwagen werden Behälter ausgeladen, aufs Schiff getragen und durch eine Ladeluke hinabgegeben. Ein wortloses Geschäft, Gewohnheit, nächtlicher Alltag für Mannschaft und Schiffsversorger.

Werner Bredebusch geht weiter am Fluß entlang, wechselt die Straßenseite und hat jetzt neben sich die hohe schmutzigrote Porphyrmauer, die das ansteigende Erdreich vor dem Hinunterrutschen auf die Straße bewahren soll. Die Stelle, an der er stehenbleibt, liegt genau in der Mitte zwischen zwei Laternen und damit vergleichsweise im Dunkeln. Schon auf dem Wege zieht Werner aus der Brusttasche eine kleine Na-

gelfeile. Er hat sie in der Hand, als er am Ziel ist. Da lehnt er sich an die Mauer wie jemand, der verschnaufen will, sieht sich noch einmal um und – als er weitergeht, ist das Röhrchen in jener Wandfuge verschwunden, die nur scheinbar durch Mörtel fest verschlossen ist. Der eingeweihte Kurier findet den Toten Briefkasten mühelos. Er liegt fünf Quader rheinaufwärts neben der gußeisernen alten Wasserstandsmarke, die an ein längst vergessenes Hochwasser erinnert, und genau in der Höhe der oberen Begrenzung des Pegels.

Bredebusch folgt dem Lauf des Flusses ein Stück und biegt links ein. Das ist die Straße, in der sich die Bonner Niederlassung der Kruppwerke befindet. Eine Villa aus der Gründerzeit. Sie liegt in einem Garten, den ein Holzzaun umschließt. Verspielt streicht er mit der Hand am Holz entlang. Selbst einem aufmerksamen Beobachter würde entgehen, daß er dabei einen kleinen Nagel, einen sogenannten Blaustift, von einer Seite des Zugangs auf die andere versetzt. Der Tote Briefkasten ist beschickt, heißt das.

Werner Bredebusch kehrt nicht gleich in seine Wohnung zurück. In der Altstadt trinkt er im «Alten Zollhof» noch ein Bier und einen Magenbitter. Weil ihm Wilsons Whisky im Nachhinein Unbehagen bereitet, läßt er sich vom Ober ein Taxi rufen unf fährt nach Hause.

In dieser Nacht bleibt er lange wach. Fällt es nicht schwer, für möglich zu halten, was da in aller Heimlichkeit emsig vorbereitet wird? Ist das alles nicht nur ein wüster Traum, aus dem man erleichtert erwacht? Nein! Das ist die nackte Wirklichkeit, die klar zu sehen und der zu begegnen gilt, ehe es zu spät ist.

11

«. . . und so mache ich mich zum Sprecher aller, wenn ich Herrn Detjen sowohl zu seiner Beförderung als auch zur Ernennung zum Referatsleiter sehr herzlich unsere Glückwünsche aussprechen. Ich sage nach alter Fliegersitte kurz und bündig: Hals- und Beinbruch, Herr Oberstleutnant!»

Major Schmitt, der als dienstältester Offizier der Abteilung die kleine Ansprache gehalten hat, hebt das Sektglas und stößt als erster mit Achim an. Die anderen folgen in der genauen Reihenfolge der Dienstgrade. Zuletzt sind die Zivilangestellten dran. Frau Marschner läßt es sich nicht nehmen, für diese gesondert ein paar Worte zu sagen, und als sie ihre gefühlsbetonte Rede hält, werden ihr sogar ein bißchen die Augen feucht. Sie mag Detjen, und deshalb hat sie auch die kleine Gratulationscour in Bewegung gebracht und dafür gesorgt, daß Sekt geholt wurde, als die Zivilangestellten beim Chef sie mit gezielter Indiskretion wissen ließen, warum Major Detjen zum General befohlen wurde. «Er wird Oberstleutnant und Referatschef» – das genügte.

Achim zeigt sich überrascht. Freude und eine Spur männlicher Rührung sind ihm anzusehen. Von weiterer kameradschaftlicher Zusammenarbeit bei der Lösung der anstehenden Aufgaben spricht er, von der Fortsetzung der bewährten Teamarbeit im Geiste von gegenseitiger Achtung und wechselseitigem Vertrauen, und er versäumt auch nicht, in wohlgesetzten Worten Brinkmann als Vorbild zu erwähnen – was man so sagt bei solchem Anlaß. Natürlich erwarten alle, daß er zu einem Umtrunk einlädt, außerhalb des Dienstbereichs natürlich. Er wird dem gerecht und kündigt an, man werde an einem der nächsten Tage im Fliegerklub das Ereignis ein wenig begießen. Dann dankt er noch einmal und bedauert, daß man nun leider gleich zur Tagesordnung übergehen müsse.

Die kurze Zeit seiner Abwesenheit hat Frau Marschner genügt, seine persönlichen Sachen in Brinkmanns Zimmer

hinüberzuräumen. Und Kaffee bringt sie ihm auch gleich, so nach dem Motto: «Der König ist tot, es lebe der König!»

Da sitzt er nun, und jetzt liegt hier unter der Glasplatte das großformatige und hochglänzende Foto jener buntscheckigen Me 109, die einst der echte Detjen steuerte. Völlig unsoldatisch knöpft er die Uniformjacke auf, verschränkt die Arme vor der Brust und streckt die Beine unter den Tisch. Ja, der DDR-Kundschafter Werner Bredebusch hat es weit gebracht in der Bonner Luftwaffe. Dies nicht zuletzt durch den Umstand, daß er es geschafft hat, auch die allmächtige Central Intelligence Agency in Gestalt ihres Spezialagenten James D. Wilson zu täuschen und für sich einzunehmen! Ein korrupter Haufen ist das hier! Den Stern mehr und die höhere Dienststellung dankt er ausschließlich dem Umstand, daß er die richtigen Leute kennt. Sein Weg war in dem Augenblick gemacht, in dem es ihm gelang, den ehemaligen «Kommodore» und jetzigen Oberst a. D. Krösing hinters Licht zu führen. Krösings Tochter heiratete den MAD-General von Wieseneck, von Wieseneck hat gute Beziehungen zu Wilson, einer gab sein Wohlwollen für den angeblichen Jagdflieger an den nächsten weiter, und so, in Wohlwollen verpackt, stieg er kraft des Einflusses der Meinungsbildner in diesem Staat von Stufe zu Stufe. Diese Mechanik funktioniert automatisch und hat ihn mit zwingender Folgerichtigkeit auf seinen neuen Stuhl gesetzt. Er kann förmlich darauf warten, daß er von dem Kreis, der ihn zum eigenen Nutzen die Treppe hinaufschiebt, in Kürze mit weiteren Aufgaben betraut werden wird. Man erwartet von ihm, daß er sich erkenntlich zeigt, umsonst ist der Tod, und wer weiß, was sie sich nun wieder ausdenken. Für den MAD-General hat er den toten Brinkmann gefunden, Wilson will ihn bei der Stabsübung in der Lüneburger Heide haben, und Krösing... Der steht noch aus, aber von ihm kommt sicherlich auch noch was!

Manchmal ist er des allen entsetzlich müde. Manchmal wünscht er sich in die Heimat jenseits der Elbe zurück, in saubere Verhältnisse und in die Geborgenheit. Leben wie ein

Mensch! Aber er wird auf seinem Posten aushalten, solange *Berlin ihn hier beläßt.*

Er gibt sich einen Ruck und nimmt den obenauf liegenden Band von dem Aktenpaket, das Frau Marschner auf den Schreibtisch getürmt hat, setzt die Brille auf, ohne die er inzwischen beim Lesen kaum noch auskommt, und widmet sich den dienstlichen Obliegenheiten.

Achim Detjen steht im Badezimmer und hängt nacheinander drei tropfnasse Nylonhemden auf die Leine. Der Hemden wegen nimmt er die Zugehfrau nicht in Anspruch, die wäscht er immer selbst. Wie er sie da so hängen und tropfen sieht, denkt er: So geht der Tag zu Ende, an dem man Oberstleutnant geworden und dem Marschallstab wieder ein Stück näher gerückt ist! Und dabei schmunzelt er.

Das Telefon ruft ihn hinüber ins Wohnzimmer, und als er abgehoben und sich gemeldet hat, sagt eine sehr junge Frauenstimme: «Herdegen. Der grüne Fiat auf dem Parkplatz vom Kölner Zoo. Herr Detjen?»

«Ja. Guten Abend, gnädige Frau. Ich bin der Übeltäter. Glauben Sie mir, bitte, daß es mir schrecklich unangenehm ist. Was kann ich für Sie tun?»

Die Anruferin lacht, und da kommt ihre Stimme Achim noch jünger vor als vorhin. «Ach, ich bin schon ganz beruhigt. Eigentlich wollte ich mich nur vergewissern, daß der Name auf der Visitenkarte stimmt. Das geht ja dann wohl in Ordnung.»

Diese Stimme gefällt ihm. Auf einmal hat er Lust, sie noch ein bißchen festzuhalten. «Selbstverständlich!» bestätigt er. «Natürlich übernehme ich die Kosten. Sie werden ja nicht gleich eine Ganzlackierung in Auftrag gegeben haben.»

Sie lacht wieder. «Wo denken Sie hin! Ich habe nur den Kratzer und das Rücklicht reparieren lassen. Hundertvierundachtzigfünfzig, ganz genau. Und es ist überhaupt nichts mehr zu sehen.»

Ende zwanzig – höchstens, denkt Achim. In seiner Vor-

stellung ist sie blond, hat lustige blaue Augen und eine Stupsnase. «Fein!» geht er auf ihren Ton ein. «Jetzt müssen Sie mir nur noch sagen, wie ich Ihnen das Geld zukommen lassen kann.»

«Ist es Ihnen recht, wenn ich die Rechnung schicke und meine Kontonummer draufschreibe?»

Detjen gibt den Hörer von einer Hand in die andere. «Eigentlich nicht!» erwidert er. «Am liebsten würde ich Ihnen das Geld persönlich geben – gleich. Ich kann in einer halben Stunde in Köln sein, und dann haben wir es hinter uns. Ob ich morgen zur Bank komme – ich habe einen vollen Terminkalender –, weiß ich nicht. Und zum Schluß denken Sie noch, ich wollte mich drücken. Wo kann ich Sie erreichen?»

Wahrscheinlich ist sie sehr überrascht. Die angenehme junge Stimme am anderen Ende schweigt. Alter Junge, da bist du zu weit gegangen! denkt Achim. Mußt du sie gleich sehen wollen, bloß, weil dir die Stimme gefällt? Blöd! Und was kommt dabei heraus? Sie nennt eine Adresse. Wenn du ankommst, macht ihr Mann auf, und im Hintergrund stehen drei Kinder und wollen den bösen Onkel sehen, der den Zweitwagen der Familie demoliert hat! Schön dumm! Die ganze Sache wird zwei Minuten dauern.

Aber die Stimme sagt überraschenderweise mit betonter Selbstverständlichkeit: «In einer Stunde im Café gegenüber der Dombauhütte. Ginge das?»

«Geht!» bestätigt er. «Ich freue mich, gnädige Frau, ich bin also in einer Stunde da.»

»Und wie erkenne ich Sie?»

Er sieht durch die öffene Tür zur Flurgarderobe. «Ich bin bei der Luftwaffe, blaue Uniform, gelbe Spiegel. Kann man gar nicht verwechseln. Und sofern zwei Flieger dort sind, ich bin der mit dem Oberlippenbart.»

Da ist wieder ihr Lachen, ein bißchen koketter als vorhin. «Gut, Herr Detjen! Bis dann, also!»

«Bis dann!» Als der «Käfer» ihn nach Köln bringt, bereut er seine Initiative bereits. Muß er so was veranstalten, so ins

Blaue hinein und auf seine alten Tage? Über die Jahre ist man doch eigentlich hinaus, und nun liegen sich Unternehmungsgeist und Bequemlichkeit in den Haaren. Wäre ihm mehr Zeit geblieben, dann hätte die Bequemlichkeit obsiegt. Aber nun hat er sich die Suppe eingerührt, nun wird er sie auslöffeln. Besonders aufwendige Bezahlung einer Rechnung, mehr wird nicht sein.

Es ist ein stilles Café, halbleer um diese Zeit. Eine Damenrunde, die trotz vorgerückter Stunde Unmengen Kuchen verzehrt und von Zeit zu Zeit laut aufjuchzt, ein paar ältere Leute, die aus der Einsamkeit ihrer vier Wände hierher geflohen sind, einige junge Paare, die sich viel zu erzählen haben, mehrere einsame Zeitungsleser. Es ist ein Wiener Café. Eine Unmenge Zeitungen und Zeitschriften liegt aus, und ohne besondere Aufforderung wechseln die Kellner dann und wann das Glas Wasser aus, das hier zum «Braunen» gereicht wird.

Detjen findet an einem kleinen Marmortisch Platz, von dem aus er die Tür im Auge hat, bestellt einen «Türkischen», zieht sich eine Zeitung heran und wartet. Um diese Zeit wechseln die Gäste seltener als in den Mittags- und Nachmittagsstunden. Noch ein junges Paar kommt und setzt sich ans gegenüberliegende Ende des langgestreckten Raumes, ganz mit sich selbst beschäftigt, wie es scheint, und dann betritt eine junge Frau das Café. Das ist die Anruferin; denn sie steuert sofort auf den einzigen Uniformierten im Raum zu. Achim steht auf, geht ihr zwei, drei Schritte entgegen, lächelt. Nein, blond ist sie nicht; sie hat dunkles kastanienbraunes Haar, und ihre Augen sind dunkel statt blau. Sie trägt einen Staubmantel, der vom gleichen Grün ist wie der Lack ihres kleinen Wagens.

«Frau Herdegen?» fragt er. «Ich bin der Unglücksrabe Detjen. Guten Abend.»

Für einen Augenblick liegt ihre Hand in der seinen, schmal und kühl. «Guten Abend, Herr Detjen. Isolde Herdegen. Aber Sie hätten sich wirklich nicht selbst bemühen müssen.»

Achim hilft ihr aus dem Mantel – einen ärmellosen weißen Sommerpullover und einen schwarzen Rock hat sie darun-

ter –, rückt ihr einen Stuhl zurecht und winkt dem Kellner. Ihn berührt es sympathisch, daß Isolde Herdegen wider eigenes Wollen befangen wirkt. Gewiß liegt das an seinen grauen Schläfen ebenso wie an der Uniform. Sicherlich hat sie einen Feldwebel erwartet oder einen jungen Leutnant, bestimmt aber nicht einen – wenn auch frischgebackenen – Oberstleutnant in jenen Jahren, die man «die besten» nennt, weil die wirklich guten schon vorüber sind. Ihr Alter ist schwer zu schätzen, doch dreißig ist sie noch nicht. Sie sieht sehr jung aus, schlank und hochbeinig, wie sie ist, mit ihrem schmalen, klaren Gesicht und dem lachlustigen, weichgezeichneten Mund. Keine Stupsnase! Und herrlich unverbraucht sieht sie aus. Dies alles stellt Detjen fest und ist sich nicht mehr so sicher, daß nach Bezahlung der Rechnung alles vorüber sein wird, Isolde Herdegens Einverständnis vorausgesetzt.

Die Rechnung kommt auf den Tisch, und da bleibt sie auch fürs erste. Isolde drängt nicht, sie hat Zeit mitgebracht. Das wertet Achim schon als gutes Zeichen. Sie ist also neugierig – genauso wie er.

Nach einer halben Stunde weiß er ziemlich viel von ihr, und dabei hat sie nicht das Gefühl, zielstrebig und gekonnt ausgeforscht worden zu sein. Sie ist siebenundzwanzig Jahre alt, unverheiratet und technische Zeichnerin, derzeit damit beschäftigt, auf dem sogenannten zweiten Bildungsweg Ingenieur zu werden. Das kostet natürlich viel Zeit und Kraft und läßt wenig Raum für anderes, und das Heiraten läuft ja nicht weg. Sie ist sich darüber klar, daß die Chancen für weibliche Ingenieure so gut nicht sind – die meisten Firmen belasten sich ungern mit Mitarbeiterinnen, die in leitenden Stellen immer Autoritätsschwierigkeiten haben und irgendwann, immer zur ungelegensten Zeit, Kinder bekommen –, aber das Lernen macht ihr Spaß. Ja, und sie arbeitet hier in Köln beim Elektronik-Geräte-und-Anlagenbau. Sie fährt leidenschaftlich gern Auto und hat mit dem kleinen Fiat viele Entdeckungsreisen durch die skandinavischen Ländern unternommen. Sie kann unbefangen und lebhaft davon erzählen, nachdem sie die

ersten Hemmungen überwunden hat. Selbstverständlich ist sie meist nicht allein gefahren, aber tiefere Bindungen sind nicht entstanden, es löste sich alles wieder auf und war denn wohl nicht das Richtige.

Achim Detjen ist erstaunt über ihre freimütige Offenheit. Sie hat das Selbstvertrauen von jungen Frauen, die gewohnt sind, auf den eigenen Füßen zu stehen und eigene Entscheidungen zu fällen. Das hat sie zwar nicht rechthaberisch gemacht, sie ist sich aber ihrer Persönlichkeit bewußt. Doch, sie gefällt ihm sehr, und er schiebt den Gedanken weit von sich, daß sie ihm seiner grauen Schläfen wegen vertraut und ihm bestenfalls eine Art «Vaterrolle» zubilligen könnte.

Isolde hat nichts dagegen, das Lokal zu wechseln und mit Achim essen zu gehen. Da er die Kölner Gegebenheiten nicht so kennt, empfiehlt sie den «Walfisch», und in diesem gemütlichen Weinrestaurant in der Salzgasse – «es ist auch gar nicht so teuer da», hat sie gesagt – sitzen sie noch lange. Detjen kann nicht umhin, ein bißchen auch von sich zu erzählen; das erwartet sie einfach. Wie lautet der Werbeslogan der Versicherungsgesellschaft, mit deren Detektivausweis in der Tasche er damals nach Portugal reiste, um das Geheimnis der Masken aufzuklären? «Vertrauen gegen Vertrauen.» Er kann nicht nur zuhören, ohne sie vor den Kopf zu stoßen, sondern erzählt auch von sich. Er möchte sie gern wiedersehen. Also berichtete er von jenem Achim Detjen, in dessen Haut er nun schon seit Jahren steckt und der aus Hamburg stammte, aus der Gröninger Straße vier. Ein eingepaukter Lebenslauf mit eingepaukten Daten. Er hält ihn so kurz wie möglich, findet es beruhigend, daß Isolde die Freie Hansestadt nicht kennt und sich ebensowenig zu diesem Stadtstaat der Bundesrepublik hingezogen fühlt. Auf eine sehr frauliche Weise nimmt sie jedoch Anteil am Schicksal des Fliegers Detjen und fragt dies und das – erst recht, nachdem ein beflissener Kellner ihn sachkundig mit «Herr Oberstleutnant» angeredet hat. Muß er nicht eine Menge erlebt, viel gesehen und manche Gefahr bestanden haben? Und bei alledem mehr Glück gehabt haben

als ihr Vater, der noch in den letzten Kriegstagen in der Schlacht um Berlin fiel? Auf einem Soldatenfriedhof in Halbe sei er begraben, sagt sie.

Sehr spröde erwidert er, ja, er habe Glück gehabt und sei nach einem Abschuß in Rußland – 30. Mai 1942 – halbwegs intakt in Gefangenschaft geraten. Er merkt gleich, daß sie seine Zurückhaltung in diesem Zusammenhang besonders beeindruckt; logischerweise deutet sie sie falsch als bescheidenes Herunterspielen – und genau das hat er nicht beabsichtigt. Freilich kam er auch in der Vergangenheit nicht umhin, gelegentlich Details «seines» Lebens preiszugeben – nie, glaubt er, hat er das so ungern und widerwillig getan wie heute. So schließt er etwas gewaltsam und burschikos mit der ironischen Bemerkung, das Leben habe ihn wohl ein bißchen aus der Bahn geworfen, und er habe den Anschluß verpaßt – so sehr, daß er nun hier als alter Junggeselle herumsitze und seine Zeit damit verbringe, bezaubernde junge Frauen zu langweilen.

«Nein», sagt sie leise und sehr endgültig. «Wollen wir tanzen?»

«Sehr gern.»

Im Nebenraum spielt ein Trio leise Barmusik – ohne Mikrofon und Verstärker, auf eine angenehme, unaufdringliche Art. Achim führt Isolde am Arm hinüber auf die Tanzfläche. Sie geht ganz locker neben ihm mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit. Ebenso selbstverständlich lehnt sie sich sanft an ihn, als sie tanzen. Im «Walfisch» ist Rock 'n' Roll nicht gefragt; das Trio bevorzugt langsame Walzer, Tango und Slowfox. Eigentlich erstaunlich, wie viele junge Leute schon wieder daran Gefallen finden.

Nun ist es doch ein wunderschöner Abend geworden. Als habe er Furcht, ihn zu zerstören, vermeidet Detjen alles, was aufdringlich wirken könnte. Er führt Isolde behutsam; leicht und locker berührt seine Hand ihre Schulterblätter. Sie reden nichts, aber wenn sich ihre Blicke begegnen, lächeln sie sich zu.

«Schade...», sagt Isolde leise, als der letzte Tango verklungen ist.

Er läßt ein Taxi rufen, fährt sie zu ihrer Wohnung in einer der Neubauten am Stadtrand, läßt das Taxi warten und begleitet sie bis zur Haustür. «Ich muß Sie wiedersehen», sagt er einfach. «Und die Rechnung ist auch noch nicht bezahlt.»

Sie lacht. Dieses Lachen hat ihm von Anfang an gefallen. «Und bloß deswegen sind Sie doch nach Köln gekommen! Ich behalte sie einstweilen als Pfand. Ja, und wann?»

Er werde sie anrufen – bald, antwortet er, und daß er sich darauf freue. Sie geben sich die Hände, sie zögern beide sekundenlang, sind beide ein bißchen verlegen, und dann sagt sie «gute Nacht» und wendet sich dem Haus zu. Achim wartet, bis sie die Tür von innen geschlossen hat, und kehrt zum Taxi zurück. Das bringt ihn zum Parkplatz, auf dem sein VW wartet.

12

«Licht, bitte!» ruft Winnie Winkelmann. «Und Aktion!»

Im grellen Licht der Fotolampen blüht die gelangweilte Gesellschaft jäh auf. Gleichgültige Gesichter beleben sich und strahlen, sogar ein Lachen ist zu hören. Weingläser werden gehoben, man trinkt sich zu, und im Hintergrund tritt der Küfer mit einer Batterie Flaschen unterm Arm durch die niedrige Tür ins Gewölbe ein.

«Danke!» sagt Winnie und richtet sich von der Mattscheibe der großformatigen Kamera auf. «So geht es nicht! Das Wappen muß zwanzig Zentimeter tiefer, sonst rutscht es oben raus. Und dann geben wir einen Spot darauf.»

Die Leute am Tisch, bezahlte Fotomodelle, fallen buchstäblich in sich zusammen, hängen durch, sind entspannt. Das Warten ist ihr halbes Leben; sie haben Übung darin. Niemand verläßt seinen Platz, Disziplin ist alles in diesem Gewerbe. Es

gehört auch dazu, nicht ungeduldig zu werden und auf Kommando eine gewünschte Stimmung so oft reproduzieren zu können, wie sie verlangt wird. Das Tieferhängen des Wappens der Weinbaugenossenschaft – eigentlich ist es mehr ein Markenzeichen – kümmert sie nicht, dafür werden sie nicht honoriert.

Während Leitern aufgestellt und die Halteseile des Wappens verlängert werden und die für diesen Tag angemieteten Beleuchter einer Atelierbetriebsgesellschaft ihre Lampen neu einrichten, spricht die Fotografin mit dem Küfer. Er solle weniger Flaschen nehmen, sagt sie, und alle mit dem gleichen Etikett, damit es ins Auge springe.

Der Küfer blickt fragend zum Verkaufsmanager der Genossenschaft. Er ist verantwortlich für die Werbeaktion, mit der die Winzer des kleinsten Weinbaugebiets der Bundesrepublik neue Absatzmärkte zu erschließen hoffen. Es wäre doch ein Jammer, wenn man aus seinen hochwertigen Qualitäts- und Prädikatsweinen nicht mehr herausschlagen könnte als bisher!

«Strata montana», bestimmt der Manager und nickt dem Küfer zu. Winnie erklärt er: «Dieser Riesling ist unser Paradepferd. Deshalb haben wir ihm einen neuen, attraktiven Namen gegeben. Und da wir an der Bergstraße leben – ‹Strata montana›. Meine Idee! Wie finden Sie die?»

«Großartig, wirklich großartig!» erwidert sie im Brustton der Überzeugung. Das gehört sich einfach. Schließlich hat dieser Mann aus der großen Anzahl der Werbefotografen gerade sie ausgesucht, die hochbezahlten Bilder für seinen bunten Prospekt anzufertigen, da muß man ihm schon ein bißchen nach dem Munde reden. «Und auf die Fünfhunderter links einen Tüll ...»

«Links Tüll – okay», wiederholt der Erste Beleuchter routiniert und setzt schon den bespannten Rahmen vor, der das Licht weicher macht.

Winnie hantiert mit dem CdS-Belichtungsmesser.

Der Manager hält sich neben ihr. «Ich habe den lateinischen

Namen gewählt und auf das Etikett einen Römerwagen zeichnen lassen, weil nachweislich schon die Feldherren der Legionen, die einst per pagos germanorum zogen, Weine von der Bergstraße als köstliche Beute heim an den Tiber brachten», erzählt er selbstgefällig.

Winnie stellt die Blende ein und vertauscht die Mattscheibe gegen die Filmpackkassette. «Schade», sagt sie nebenbei, «daß man das nicht mehr fotografieren kann: einen dahinrasenden Kampfwagen, in dem der Feldherr mit flatterndem Mantel steht und eine Flasche ‹Strata montana› an die Lippen setzt!» Die Bemerkung ärgert sie gleich, der Mann muß sich doch auf den Arm genommen fühlen.

Aber der Manager klatscht vor Begeisterung in die Hände. «Warum eigentlich nicht?» fragt er zurück. «Der gezielte Anachronismus ist in der Werbung durchaus legitim! Im Vordergrund ein offener supermoderner Sportwagen voll dieser hübschen Covergirls da, der von der Quadriga überholt wird! Was beflügelt den alten Römer so?»

«Strata montana!» sagen sie beide wie aus einen Munde.

«Achtung!» ruft Winnie dann. «Im Atelier herrscht Ruhe, jeder steht auf seinem Platz! Und – Aktion!»

Wie aus dem Boden gestampft, ist die fröhliche Weinstimmung wieder da und schäumt über, bis nach dem Summen des Kameraverschlusses «aus!» gerufen wird. Sie erlischt augenblicklich und lebt so oft wieder auf, wie die Fotografin die Aufnahme wiederholt.

«Ich rufe Sie an, sobald ich alles zusammen habe», verspricht der Manager, ein beweglicher Mann Mitte Dreißig im blattgrünen Maßanzug und mit einer rosinenfarbenen Krawatte, auf der eine Weinrebe abgebildet ist. «Eine blendende Idee, liebe Frau Winkelmann, die könnte von mir sein!»

Sie hat noch eine ganze Menge zu fotografieren für diesen Prospekt, aber als sie zu Hause in Frankfurt ist, legt sie die Kamera erst einmal weit weg. Jetzt noch mit Detailaufnahmen anzufangen, mit Stilleben von Flaschen und besonders schö-

nen Gläsern, in denen der Wein geheimnisvoll-verlockenden Glanz hat und dem Betrachter das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt, dazu hat sie nun weder Lust noch Nerven. Der Tag war anstrengend trotz guter Organisation durch den Auftraggeber, und immer spielt auch mit, daß ihre Tätigkeit als Werbefotografin nur eine Seite der Arbeit darstellt. Sie ist ihre Legitimation, ihr gutbürgerliches Aushängeschild in der Handelsmetropole am Main, mehr nicht. Dieses «Aushängeschild» stimmig und unantastbar zu halten, kostet außer fotografischem Können – die gediegene Ausbildung auf einer renommierten Fachschule in Dortmund hat ihr eine solide Grundlage mit auf den Weg gegeben – auch sehr viel Zeit, Kraft und Energie. Die Steuererklärung muß so ausfallen, daß sie niemanden stutzig macht – muß im Einklang sein mit den Möglichkeiten und dem Lebensstandard einer allein arbeitenden Werbefotografin. Weder die Steuerfahndung darf ein Haar in ihrer Suppe finden, noch darf der Verfassungsschutz aufmerksam werden, wenn, wie es durchaus vorkommen kann, ein Kunde bei ihm rückfragt, ob an der Integrität der ins Auge gefaßten Dame auch ja kein Zweifel bestehe. Bei ihr stimmt alles, darauf achtet sie mit eiserner Disziplin. Um genügend Spielraum für ihre Kundschafterarbeit zu behalten und damit auch zur Anleitung und Unterstützung Werner Bredebuschs, hat sie sich in der Branche den Ruf aufgebaut, eine bescheidene Kollegin zu sein, die sich den Luxus leistet, nur Aufträge zu übernehmen, die ihr wirklich Spaß machen und in die sie dann viel Liebe, Zeit und Sorgfalt investiert. Keine drängenden Termine, keine Hauruck-Einsätze ... Daß sie gerade deswegen in zunehmendem Maße Angebote erhält, ist die Kehrseite der Medaille.

Sie erfrischt sich unter der Dusche, holt sich einen Saft aus dem Kühlschrank, erzählt am Telefon dem Mann, mit dem sie seit Jahren intim befreundet ist und der nichts von der gefahrvollen Seite ihres Lebens weiß, von der Arbeit auf der Bergstraße und daß sie eine anständige Weinprobe mitgebracht habe, legt die Beine hoch und liest Zeitung. Lokal-

nachrichten und selbst die Anzeigen bieten manchmal Hinweise und Anregungen, denen es nachzugehen lohnt.

Erst, als sie zum drittenmal auf dieselbe Anzeige stößt, stutzt sie. «Zur Ausstattung einer Waldgaststätte suchen wir alte Jagdgeräte sowie Stiche und Ölbilder, die den Charakter unserer Wildbretgaststätte unterstreichen. Zuschriften erbitten wir, möglichst unter Beifügung von Fotos – garantiert zurück – an die Annoncenexpedition Adomeit, 6 Frankfurt (Main), Kronengasse 53, Kennwort ‹Halali›.»

Keine sehr auffällige Anzeige. Einspaltig, nur durch eine dünne Randlinie hervorgehoben. Eine von vielen. Einmal in den am Aufnahmeort gekauften «Heppenheimer Nachrichten», einmal im «Wiesbadener Echo» und einmal in der «Frankfurter Neuen Presse». Anzunehmen, daß sie auch noch in anderen Lokalzeitungen erschienen ist.

Winnie gähnt und zündet sich eine Zigarette an. Eine Waldgaststätte, hm, ein bißchen viel Aufwand dafür. Die wollen doch kein Museum einrichten. Was sie brauchen, hätten sie auf dem Flohmarkt schneller und billiger bekommen können. Wesentlich billiger. Allein, was die Anzeigen kosten... Da stimmt was nicht!

Wildbretgaststätte, keine geläufige Wortbildung. Wer sagt denn noch «Wildbret»? Das Jagdstil-Restaurant «Sankt Hubertus» in der Gartenstraße macht Reklame für seine Wild-Grillgerichte, Schnecken-Schröder an der Babenhäuser Landstraße für Wildspezialitäten. Aber Wildbret? Oder steckt ein Antiquitätenhändler auf Dummenfang dahinter, der darauf ausgeht, verstaubte Familienerbstücke an Land zu ziehen, von deren Wert die Besitzer keine Ahnung haben? Das wäre durchaus möglich.

Müde und unkonzentriert, wie sie ist, spinnt Winnie den Faden weiter. Alte Jagdgeräte sowie Stiche und Ölbilder, die den Charakter einer Wildbretgaststätte unterstreichen. Ob das auch der Mann liest, der Brinkmanns Hütte ausgeräumt hat? Gewiß tut er's. Wäre er kein aufmerksamer Zeitungsleser, so hätte er nichts von dem leerstehenden Jagdhaus wissen

können. Und hier wird ihm eine geradezu ideale Gelegenheit geboten, seine Beute an den Mann zu bringen – aus Privathand in Privathand. Und er muß seine Ware nicht einmal anbieten; sie wird ja gesucht. Er kann sich unter einem beliebigen Namen melden, postlagernd Antwort erbitten und gegen Bargeld verkaufen. Und sein Angebot wird eines unter anderen und gar nicht auffällig sein.

Natürlich denkt sie jetzt an den «Wildbrethändler» von Snyders. Ja, und wenn der den vermuteten Weg geht, dürfte gar nicht mehr an das Bild heranzukommen sein. Wer weiß, in welcher guten Stube das «Transportmittel» von Brinkmanns Geheimnis dann unbeachtet vor sich hin gilbt.

«Das», sagt die Fotografin leise, «ist nicht im Sinne des Erfinders.»

Ein Lotteriespiel, und die Chance, den Hauptgewinn zu ziehen, ist eins zu einer Million, optimistisch betrachtet. Aber es könnte eine Chance sein, eine ganz vage. Und «Der Wildbrethändler» ist wichtig! Sie muß etwas unternehmen. Morgen, heute ist es zu spät.

«Du spinnst!» erklärt an diesem Abend in der leeren, der abrißreifen Fabrik Alois Menzel seinem Spezi Franz mit ruhiger Gelassenheit. Dabei schneidet er mundliche Kerben in sein Frühstücksbrot, um es so – häppchenweise – bequemer verzehren zu können. Dazu trinkt er Tee aus der Thermosflasche und bietet auch Franz einen Schluck an, doch er lehnt ab. «Daß ihr jungen Leute immer so hektisch sein müßt! Warum soll das Zeug gleich weg? Da oben findet es kein Schwein, und je länger es liegt, desto wertvoller wird es. Verlaß dich drauf!»

Franz stöhnt. «Es ist 'ne einmalige Gelegenheit, Alois! Wir werden den Krempel mit einem Schlage los, und ich will Mäuse sehen.»

«Ich kann dir 'nen Hunderter pumpen, wenn es nur das ist.»

«Darum geht es nicht.»

«Es ist zu früh, alles noch zu frisch in der Sachfahndung.

Und dieser Brinkmann war nicht irgendeiner, da reißen sie sich am Riemen. Außerdem, mein Junge: Alles auf einmal kommt sowieso nicht in Frage. Das ist mir zu gefährlich.»

Franz zieht hörbar die Luft durch die Nase. «Je älter du bist, desto komischer wirst du!»

«Nur vorsichtiger!» erwidert Alois kauend. «Und das ist ein himmelweiter Unterschied! Was denkst du denn, wo du wärst, wenn der Alte nicht immer hier...?» Er beschreibt mit dem Zeigefinger kreisende Bewegungen an der Schläfe. «Die gesiebte Luft, Franz, hab' ich dir erspart! Nicht, daß ich dir was vorhalten will, aber wenn du micht nicht hättest! Nimm bloß mal die Brechstange! Wer ist dagegen gewesen? Du!»

«Weil es gleich jeder sieht!»

«Na und? Was meinst du, wie fein ich die Tür mit 'nem Dietrich aufgekriegt hätte? Aber nischt hätt'ste gesehen, rein gar nischt! Bloß... Nu ham'se überall so 'ne Computer, und was da einmal drinsteckt, das bleibt, Franz. Da drückt einer ein paarmal auf'n paar Knöppe – und los geht's! Die Liste von allen, die schon mal irgendwann Spezialschlösser mit 'nem Dietrich aufgemacht haben. Du hast. Ich habe. Und sie wissen's. Ehe du dich versiehst, klingelt's, und du kriegst 'ne Freifahrt im Bullentaxi. Das ist es! Daß wir mit 'nem popligen Brecheisen arbeiten – nee, Franz, für so tief gesunken, hält uns keiner! Man muß mit der Zeit gehen, variabel sein, vigilant! Denk an die Kneipe an der Ecke. Im ersten Jahr haben die Leute Brathendl gefressen wie die Wilden. Im zweiten ging das Geschäft noch gut. Im dritten war die Bude pleite, weil den Leuten die Brathendl zum Halse heraushingen. Was haben sie gemacht? Neu möbliert, Kuhschwanz über die Tür gehängt, ‹Steakhouse› dran geschrieben, geöffnet von mittags um zwölf bis zwei Uhr nachts, und die Kneipe ist wieder proppenvoll! Läßt das auch nach, wird der Budiker diesmal rechtzeitig 'nen Pornoschuppen draus machen, Sexfilme und Bier. Und geht das wieder nicht mehr, fängt er von vorn an. Heutzutage mußt du auf dem Quivive sein, wie man so sagt. Ich habe es begriffen, Franz, und wenn du dich an mich hältst,

wird dir nischt passieren. Falls du unbedingt auf die Fresse fallen willst – ohne mich! Aber dann nur mit 'ner Sache, in der ich nicht drinhänge.»

Das ist eine der längsten Reden, die Alois Menzel in letzter Zeit gehalten hat, und sie verfehlt ihre Wirkung auf Franz nicht. Der sagt erst einmal nichts und packt sogar wortlos die billige Sofortbildkamera ein, die er mitgebracht hat, um die unter dem Stichwort «Halali» erbetenen Fotos zu machen. Dann, schon an der Tür, fragt er, und es klingt beinahe schüchtern: «Wann meinst du denn?»

Alois breitet die Arme aus, in der einen Hand den Rest des Brotes, in der anderen das Messer. «Frühestens in vier Wochen, vorher schiebt sich da nichts zusammen. Und dann auch nur einzeln oder in ganz kleinen Posten. Niemals das volle Sortiment! Laß dir das eine Lehre fürs Leben sein, Franz! Wie oft muß ich dir das noch sagen?»

Winnie Winkelmann könnte genau vor dem Haus halten. Sie tut es nicht. Sie fährt die Kronengasse hinunter, biegt in eine Nebenstraße ein, parkt und läuft zurück. Die Annoncenexpedition Adomeit ist ein respektables Unternehmen, das das ganze fünfstöckige Haus in Anspruch zu nehmen scheint – ein Neubau aus Aluminium und Glas, eingefaßt in neoklassizistische Mietshäuser der Gründerzeit. Die Schalterhalle umfaßt das gesamte Erdgeschoß.

Die Fotografin tritt ein und orientiert sich am «stummen Portier». Um diese frühe Stunde herrscht mäßiger Publikumsverkehr; hinter Glaswänden rattern leise und monoton Fernschreiber; unentwegt klingeln Telefone. In der Mitte der Halle bilden in gleichmäßigen Abständen stehende Tische, um die Kunstledersessel gruppiert sind, eine gerade Linie, Anzeigenmuster liegen aus, Preislisten, Gestaltungsvorschläge. Winnie setzt sich erst einmal und blättert. Dabei mustert sie die Szenerie.

Für die sogenannten «Kleinanzeigen» sind fünf Schalter zuständig. Sich einer Kleinanzeige zu bedienen war überhaupt

ein psychologisch geschickter Schachzug. Kleine Anzeigen sprechen kleine Leute an, die großen sind ihnen zu repräsentativ und mahnen zur Vorsicht; von ihnen fühlt man sich bereits übers Ohr gehauen, wenn man sie liest.

Fünf Schalter... Würde Winnies Vorhaben legitim sein, könnte sie auf jeden beliebigen zugehen. Aber zum üblichen Geschäftsgebaren von Annoncenexpeditionen gehört, daß sie die Diskretion des Auftraggebers wahren und keine Auskunft über ihn erteilen. Und gerade eine solche möchte Winnie Winkelmann einholen. An wen wendet sie sich?

Am ersten Schalter – eine Frau vorgeschrittenen Alters, strenger Typ, unnahbar und sicherlich korrekt bis auf die Knochen. Nein! Am zweiten Schalter – ein junges Mädchen Anfang zwanzig, sehr schick und sehr bedeutsam. Nein! Die kann den Mund nicht halten. Am dritten Schalter – ein junger Mann wie aus dem Ei gepellt, ein Dandy. Er spielt den «Mann von Welt». Hm... Am vierten Schalter – ein südländischer Typ mit gewelltem Haar, klein, untersetzt und beweglich. Man spricht an diesem Schalter italienisch, spanisch und französisch. Nein! Am fünften Schalter – auch der zielt auf den Kundenkreis der Millionen Gastarbeiter, türkisch, serbisch und kroatisch, vermutlich ein Student. Nein!

Winnies Blick kehrt zum dritten Schalter zurück. Da dürfte sie die größten Chancen haben. Der offenkundige Widerspruch zwischen dem Hang zum großen, zum süßen Leben und den finanziellen Möglichkeiten dazu. Sie geht auf den jungen Mann zu.

Die Vertraulichkeit des Gesprächs zwischen Adomeit-Mitarbeitern und Kunde wird durch Milchglasscheiben zwischen den Schaltern gewährleistet, niemand kann dem anderen auf die Finger sehen. Das kommt der Absicht der Fotografin sehr entgegen.

«Ich habe ein ganz persönliches Anliegen, Herr Bach», beginnt Winnie Winkelmann und bedient sich des Namens auf der Karte im Rahmen des Schildchens.

Alle Kunden haben hier ein ganz persönliches Anliegen,

denkt der junge Mann und setzt ein routiniertes und vertrauenerweckendes Lächeln auf. «Was kann ich für Sie tun, gnädige Frau?» Und geschäftig zieht er sich bereits Block und Kugelschreiber heran.

«Ich benötige eine Auskunft.»

«Bitte!» Natürlich erwartet er eine Erkundigung nach dem für eine bestimmte Sache erfolgversprechendsten Werbeträger, dem günstigsten Erscheinungstag und den entsprechenden Kosten.

Winnie legt die «Frankfurter Neue Presse» vor ihn hin, so gefaltet, daß die rotangestrichene «Halali»-Anzeige sofort ins Auge springt. Aus der zusammengelegten Zeitung lugt dezent ein blauer Hundertmarkschein, nicht sehr aufdringlich, aber unübersehbar.

«Wer hat diese Anzeige aufgegeben?»

Selbstverständlich weiß er, daß er die Frage nicht beantworten darf. Eigentlich müßte er das sagen. Schöbe er einfach die Zeitung zurück und nähme keine Notiz von dem Geld, wäre das für ihn am einfachsten, aber er zögert. Er sieht den blauen Rand und schluckt erregt. Dann sieht er Winnie an, die elegante Erscheinung, die teure Garderobe. Wahrscheinlich überlegt er fieberhaft, ob das ein Vertrauenstest der Direktion ist. Na, danach sieht sie wohl nicht aus. Und sie hält auch seinem Blick stand und lächelt aufmunternd.

Der junge Mann zieht unbewegten Gesichts die Zeitung an sich heran. «Einen Augenblick, gnädige Frau», sagt er. Er tritt an den Schreiber heran, der, mit dem Computer verbunden, jedem Schalter zugeordnet ist. Er tippt die Chiffre ein, drückt einen Knopf und kommt gleich darauf mit einem schmalen bedruckten Streifen zurück. Den hat er in der einen Hand. In der anderen wiegt er die Zeitung mit dem Hundertmarkschein. «Ja, gnädige Frau», beginnt er farblos, «ich sehe gerade, daß diese Annonce in dreiundzwanzig Zeitungen erscheint, mehrmals. Ein Siebentausendmarkobjekt.»

Sie nickt. Sieh mal an, der junge Mensch hat das Zeug dazu, in diesem Lande etwas zu werden! Natürlich sind hundert

Mark für die Preisgabe eines Siebentausendmarkobjekts viel zuwenig! Winnie legt gelassen zwei weitere Blaue dazu. Im Bruchteil von Sekunden verschwinden die drei Scheine. Der Computerausdruck tritt nun den Weg in die Gegenrichtung an. Winnies Handtasche nimmt ihn auf.

Der junge Mann kritzelt etwas auf den Rand der gefalteten Zeitung und reicht sie der Kundin zurück. «Sollten gnädige Frau noch weitere Fragen haben, ich stehe Ihnen immer gern zur Verfügung.»

Eine Telefonnummer.

«Danke, Herr Bach. Ich werde darauf zurückkommen», erwidert die Fotografin freundlich und geht.

Als sie in ihrem BMW sitzt, nimmt sie sich den Computerstreifen vor. Obenauf das Kennwort «Halali» und die Rechnungsnummer, noch ein paar Angaben in der Zahlensprache des Computers, wahrscheinlich die codierten Namen der beauftragten Presseerzeugnisse, und – voll ausgeschrieben – der Auftraggeber: «Innocentia Moosacher, 6 Frankfurt (Main), Bockenheimer Landstraße 147.»

Winnie Winkelmann dreht den Zündschlüssel.

Zurückgesetzt, mit einem kleinen Garten davor, sieht das zweistöckige Einzelhaus mit dem ausgebauten Dachgeschoß gepflegt und ohne Protzigkeit gediegen aus. Es hat sogar etwas Anheimelndes mit den frischgestrichenen weißen Balkongittern und dem Atelierfenster auf dem Dach. Dahinter wird ein scharlachroter Vorhang sichtbar. Nirgendwo steht eine Scheibe offen.

Winnie Winkelmann geht langsam vorbei und betritt dann ein Stück weiter das Ladengeschäft einer chemischen Reinigung. Eine freundliche ältere Frau in weißem Kittel empfängt sie und fragt nach ihren Wünschen.

«Vielleicht können Sie mir helfen», sagt die Fotografin verbindlich. «Wann kann man denn Frau Moosacher in der Nummer hundertsiebenundvierzig erreichen? Ans Telefon geht sie nicht, und nun ... Ich habe umsonst geklingelt.»

«Kennen Sie Frau Moosacher?»

«Sonst wäre ich doch nicht hier», entgegnet Winnie ein wenig von oben herab und zeigt ein verwundertes Lächeln, das ausdrücken will, sie verstehe den Sinn der Frage nicht. Natürlich begreift sie sehr gut, daß die Frau einfach vorsichtig ist und die Nachbarin vor aufdringlichen Vertretern bewahren möchte. Die Antwort überzeugt, vielleicht gerade, weil sie so unbefangen unlogisch ist.

«Entschuldigen Sie! Frau Moosacher ist wieder bei ihrer Tochter auf dem Lande. Irgendwo da unten in Bayern, glaube ich.»

«Ach?» bedauert die Besucherin. «Das ist schade. Die Anschrift haben Sie wohl nicht? Sonst würde ich ihr schreiben.»

Auch das wirkt vertrauenerweckend.

«Leider, aber da kann Ihnen sicherlich Herr Schwedler helfen. Das ist der Herr, der die Atelierwohnung gemietet hat!»

«Herr Schwedler...»

«Das ist ein sehr feiner Mensch! Immer freundlich – und so hilfsbereit. Ein Akademiker. Da hat Frau Moosacher richtig Glück gehabt. Sie wollte ja erst gar nicht vermieten, und nötig hätte sie es auch nicht gehabt.»

«Ja, ich weiß», bestätigt Winnie. «Ich werde es dann einmal so versuchen. Ich danke Ihnen jedenfalls sehr.» Schon an der Tür, wendet sie sich noch einmal um. «Kann ich Herrn Schwedler tagsüber erreichen?»

«Das weiß ich leider nicht.»

Ein paar Straßen weiter parkt die Fotografin in der Nähe eines Postamts und blättert im Telefonbuch. Ja, der Name wird ausgewiesen: «Schwedler, Wolf-Dieter, Diplomkriminalist, 6 Ffm., Bockenheimer Landstraße 147.»

Winnie klappt das Buch zu, bestellt sich in der kleinen Konditorei einen Kaffee und überlegt. Die Dame Moosacher scheint oft nicht dazusein. Der Diplomkriminalist Wolf-Dieter Schwedler sei ein freundlicher und hilfsbereiter Mensch, mit dem die Hausbesitzerin Glück gehabt habe, sagte die Frau von

der Reinigung. Wahrscheinlich hatte Frau Moosacher auch nichts dagegen, daß er unter ihrem Namen eine Annonce aufgab, und natürlich holt er auch die eingehenden Zuschriften in der Kronengasse ab. Oder weiß sie gar nichts davon, wo sie doch oft abwesend ist? Das erscheint naheliegend.

Langsam kriegt die Sache Farbe, denkt Winnie. Einer plötzlichen Eingebung folgend, geht sie ans Telefon, sucht die Nummer eines Anschlusses und wählt.

«Rhein-Main-Detektei, guten Tag», meldet sich eine Telefonistin mit geschäftsmäßiger Verbindlichkeit.

«Geben Sie mir Herrn Schwedler.»

«Ich bedaure, Herr Schwedler ist nicht im Hause. Bitte, hinterlassen Sie Ihren Namen und Ihre Rufnummer. Herr Schwedler ruft zurück.»

«Nicht nötig. Ich melde mich wieder. Danke.»

Winnie trinkt einen zweiten Kaffee. Alles klar! Sie denkt an das Gespräch, das sie mit Werner im Wiesbadener Kurpark geführt hat und in dem sie feststellten, Brinkmann habe wohl die Kreise der «alten Kameraden» gestört. Sie bleiben gestört, solange das Brinkmannpapier als Damoklesschwert über der Szene hängt. Der MAD hat es trotz großangelegter Suchaktion nicht gefunden. Auf das Bild vom «Wildbrethändler» ist er erst später aufmerksam geworden. Als er es sicherstellen wollte, hat er die gleiche Erfahrung machen müssen wie Werner: Es war weg! Und nun suchen sie alle danach – selbstverständlich auch die «alten Kameraden». Die haben mit der RHEIN-MAIN-DETEKTEI ihr Vollzugsorgan eingeschaltet, und weil Born und seine Leute außerhalb der Legalität arbeiten, sind ihnen weniger die Hände gebunden, und sie können sich mehr erlauben als beispielsweise von Wieseneck. Man muß ihnen zugestehen, daß sie mit der Siebentausendmark-Anzeigenkampagne, die geschickt auf die vermuteten kleinen Diebe aus der Jagdhütte zielt, durchaus einfallsreich und erfolgversprechend vorgehen. Selbst sie, Winnie Winkelmann, vermutete ja zuerst lediglich eine Aufkaufaktion in bloßem Geschäftsinteresse! Daß *das* dahintersteckt..., aber nun weiß sie es.

Die gewonnene neue Erkenntnis veranlaßt sie, sich wieder umgehend mit dem Anzeigenmenschen in Verbindung zu setzen. Da sie schon einmal handelseinig geworden sind, kommt es schnell zu einer Vereinbarung. Nach kurzem Feilschen um den Preis – er wird sich nach der Anzahl der Zuschriften richten – verabreden sie, daß Winnie die Möglichkeit erhält, alle Eingänge zu «Halali» zu sichten.

13

Wieder macht Direktor Donner seinen üblichen Rundgang im Großraumbüro, bleibt da und dort stehen, läßt sich berichten und landet schließlich bei Sennewald. «Blitz» und Donner sind wieder beisammen. Die Sache mit dem Werkmeister ist schon erledigt. Ärger hat es in der Versandabteilung gegeben; da hat die Fremdenpolizei ein paar Türken aufgestöbert, die von cleveren Landsleuten illegal in die Bundesrepublik geschleust worden sind und deren Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis gefälscht waren. Die entstandenen Lücken sind mit Leuten aus der «Zone» geschlossen worden.

«Stichwort Zone», nimmt Donner auf. «Ich habe da eine Information vom BfV. Die Verfassungsschützer empfehlen eine gewisse Sorgfalt bei der Einstellung von Fachkräften, die von drüben kommen. Beim Handwerksmeister Nubelnuschkin – geschenkt! Aber bei uns... Für die Leute drüben ist es natürlich auch interessant zu wissen, was wir machen, und in der Situation jetzt – da schieben sie der Flüchtlingsherde rasch ein schwarzes Schaf unter. Fällt gar nicht auf!»

«Notiert!» versichert Sennewald. «Übrigens: Detjen, Achim. Unverheiratet, Sie wissen?» Nachdem der Direktor genickt hat, führt er fort: «Alles normal. Abwegige Neigungen, Männerbekanntschaften und so – keine! Auch kein Hagestolz mit undurchsichtigem Privatleben. Frauenbekanntschaften sind. Bis jetzt nachgewiesen das Techtelmechtel mit einer

gewissen Beate Grundmann, einer kühlen Blonden aus dem Fliegerklub. Das ist vorbei. Neueste Eroberung: Isolde Herdegen hier in Köln.»

«Auch blond?»

«Kastanienbraun. Und der Witz dabei: Isolde Herdegen steht fünf Stockwerke unter uns an einer Zeichenmaschine.»

«Ach nee?» Donner schmunzelt. «Wenn das kein Zufall ist...»

«Es ist einer!» versichert Sennewald. «Ich habe mir ihre Personalakte kommen lassen. Hier!»

Der Direktor schlägt den Deckel auf und betrachtet das Paßbild. «Na ja», sagt er. «Sieht ja ganz niedlich aus.»

Fünf Stockwerke tiefer steht Isolde Herdegen an ihrer Zeichenmaschine, hat die Ärmel des Kittels halb aufgestreift und fertigt nach einer vom Konstruktionsbüro vorgegebenen Handskizze eine Reinzeichnung an. Die Arbeit geht ihr gut von der Hand und beschwert sie nicht. Das ist die gewohnte Tätigkeit, die sie sicher beherrscht und die auszuführen ihr auch Freude macht; sie liebt es, flüchtig hingeworfene Umrisse auf dem Zeichenpergament klare, scharfumrissene Konturen annehmen zu sehen. Isolde ist guter Dinge.

Brigitte Koeppen tritt zu ihr und zeigt auf die Armbanduhr. «Kaffeepause!» verkündet sie. «Komm, wir gehen 'raus!»

Dreißig Zeichnerinnen stehen in diesem Saal an ihren schattenlos beleuchteten Maschinen, aber nur zu der Kollegin am Nachbargerät hat Isolde ein engeres Verhältnis. Brigitte Koeppen ist Anfang Vierzig, sieht jedoch jünger aus und hat Verständnis für die Probleme und Problemchen der anderen, gibt mal einen guten Rat und versteht sich vor allem darauf, zuzuhören. Infolgedessen sitzen sie beim Mittagessen in der Kantine zusammen und richten es so ein, daß sie ihre Pausen gemeinsam in der Kaffeestube am Ende des Ganges verbringen. Ihre Verbundenheit beginnt beim Betreten und endet beim Verlassen des EGA-Geländes. Darüber hinaus gibt es keine Begegnungen.

Außer ihnen ist jetzt in der Kaffeestube nur ein junger Mann

im gelben Overall der Automatengesellschaft, ein jobbender Student vermutlich, der seinen Lebensunterhalt mit Gelegenheitsarbeiten solcher Art aufbessert. Er beschickt die Automaten mit Stangen von Plastikbechern, füllt die Kaffeebehälter auf und reinigt die Ausgabeschächte. Das geht flink; er verrichtet diese Arbeit wohl doch schon länger. Arbeitsgänge wie diese werden immer von Hilfskräften ausgeführt; Angestellte der Firma erscheinen nur zum Auswechseln der Geldkassetten.

Die beiden Frauen werfen ihre Münzen ein und entnehmen nach Knopfdruck dampfende Kaffeebecher, mit denen sie sich in eine Ecke zurückziehen. Die Tische sind klein und die Stühle nicht bequem – lange aufhalten soll sich hier niemand. Aber man kann wenigstens die Beine von sich strecken und ein paar Züge rauchen, was im Zeichensaal verboten ist. «Wem willst du denn gefallen? Dein Kleid ist viel zu schick für die Arbeit.»

Unwillkürlich rafft Isolde den offenen Kittel ein wenig zusammen. Eigentlich wollte sie gar nichts von ihrer neuen Bekanntschaft erzählen, aber nun tut es ihr doch ganz gut, darüber reden zu können. Sie spricht gern über das, was ihr Freude macht. «Ach», bagatellisiert sie, «wir treffen uns erst zum zweitenmal, und ich komme vorher nicht mehr nach Hause. Deshalb.»

Brigitte Koeppen lächelt und bläst behutsam in den bräunlichen Schaum im Becher. «Wie ist er denn? Sag doch was!»

«Was soll ich da sagen? Nett ist er eben.»

Die Nachbarin aus dem Zeichensaal läßt nicht locker. «Und ein bißchen älter, hm?»

«Wie kommst du darauf?»

«Isolde! Du hast ein richtiges Cocktailkleid an. Für die früheren Reisebekanntschaften bist du meist in Jeans herumgesprungen. Aber das da steht dir viel besser. Verkleidung als Dame, das läßt doch Rückschlüsse zu.»

Isolde lacht mit. «Das Gesicht, wenn ich in Jeans käme. Ich stelle es mir lieber nicht vor. Wahrscheinlich wäre er maßlos

enttäuscht. Er hat so was Gediegenes an sich, was Korrektes. Ich glaube, auf den könnte man sich verlassen.»

Brigitte trinkt in kleinen Schlucken und hält Isolde ihre Zigaretten hin. «Und das gefällt dir?»

«Na, und ob! Du, der ist ganz anders als die jungen Burschen, die immer gleich Klimmzüge am BH machen! Und dann ist nichts mehr. Bei dem habe ich das Gefühl, der mag mich richtig. Der läßt sich Zeit und mir auch. Halte mich ruhig für verrückt, aber ich bin auf eine irre, altmodische Art verliebt!» So, nun ist es heraus. Sie raucht.

Die Kollegin sieht sie sorgenvoll an. «Mädchen, Mädchen! Das klingt ja fast zu schön, um wahr zu sein.»

«Warum soll ich nicht auch mal Glück haben?»

Brigitte Koeppen schnippt Asche in die Schale. «Dortmunder Union» steht drauf, Reklame ... «Hoffentlich ist das nicht ein ganz Ausgekochter, der dich genau durchschaut und auf deinen Jahrgang spezialisiert ist! Man liest davon soviel in den Zeitungen. Heiratsschwindler kommen auf die komischsten Tricks.» Sie seufzt. «Weißt du, ob er überhaupt so heißt, wie er behauptet?»

Isolde hebt das Kinn und blickt die Kollegin sehr überlegen an. «Weiß ich!» verkündet sie. «Ich bin doch nicht von gestern! Ich habe sein Auto gesehen.»

«Mercedes – rent a car», winkt die Koeppen ab.

«Nein, ein ‹Käfer› und nicht mal neu», trumpft Isolde auf. «Er stand unter einer Laterne, und das Licht fiel voll aufs Kennzeichen. Also habe ich mich erkundigt, auf wen der Wagen zugelassen ist. Stimmt alles! Damit nicht genug: Als er mich gestern abend anrief, habe ich gesagt, ich wisse nicht genau, ob wir nicht Überstunden machen müssen. Und so habe ich ihn heute im Dienst angerufen, und das klappte auch. Telefonzentrale – Sekretärin – er, wie sich's gehört! Hinterher habe ich ein schlechtes Gewissen gehabt. Ich glaube, ich werde ihm das sagen.»

Brigitte Koeppen hat eine kleine Streichelgeste für die Jüngere. «Mädchen!» sagt sie. «Dich hat's ja erwischt – bis

über beide Ohren! Aber mit dem Geständnis würde ich ein bißchen warten. Männer brauchen nicht alles zu wissen.»

Dann drücken sie die Zigaretten aus und kehren in den Zeichensaal zurück.

«Was macht er denn eigentlich?»

«Er ist beim Bund», erteilt Isolde bereitwillig Auskunft und hat Spaß daran, Detjens eigene Worte zu wiederholen: «Blaue Uniform, gelbe Spiegel...»

«Also ein Flieger.»

«Offizier ist er. Aber darauf kommt es doch nicht an. Jedenfalls ist er nett und gefällt mir.»

«Sobald du ein Bild von ihm hast, bring es mal mit! Der Mann, der es geschafft hat, dir so den Kopf zu verdrehen, der interessiert mich!»

Schon auf dem Weg zu ihren Zeichenmaschinen sehen sie den Betriebsingenieur, der sehr beflissen einen untersetzten Mann im Maßanzug herumführt, dem er da und dort Erklärungen zu geben scheint und der verschiedentlich Kolleginnen in Gespräche verwickelt. Nun kommen die beiden heran.

«Also, meine Damen», sagt der Chef des Zeichensaals. «Herr Dr. Donner von der Generaldirektion. Frau Koeppen, Fräulein Herdegen. Frau Koeppen ist von Anfang an bei uns; ihr Gatte arbeitet als Ingenieur im EGA-Außendienst.»

«Eine Betriebsehe also.» Donner lächelt und gibt die Hand. «Sehr schön! Ich hoffe, Sie fühlen sich beide bei der EGA wohl. Wenn nicht, sagen Sie mir, was geändert werden sollte. Zufriedene Mitarbeiter, gute Arbeitsergebnisse, das ist immer mein Wahlspruch gewesen. Wir sitzen schließlich alle in einem Boot.» Er lacht ein bißchen. «Was nutzt dem Steuermann sein ganzes Können, wenn die Ruderer sich lustlos in die Riemen legen?»

Brigitte Koeppen versichert, daß es sowohl ihrem Mann als auch ihr bei der EGA gut gefalle und daß sie beide gern hier seien. Nein, zu beanstanden habe sie nichts.

Donner steht vor Isoldes Zeichenbrett. «Ich höre gerade von Ihrem Chef, daß Sie ein Abendstudium als Ingenieur absol-

vieren? Das ist doch eine ziemliche zusätzliche Belastung!»

«Ja», bestätigt sie. «Aber ich richte mich ein. Ich schaffe es schon.»

Er nickt ihr anerkennend zu und wendet sich an seinen Begleiter. «Wir werden Fräulein Herdegen im Auge behalten», sagt er laut genug, daß sie es hört. Er reicht Isolde die Hand. «Alles Gute für Sie und vor allem natürlich viel Erfolg!»

Dann gehen sie weiter. In der Reihe hinter den beiden Frauen hört Brigitte Koeppen eine Kollegin leise zur anderen sagen: «Von der Generaldirektion hat sich hier noch nie einer blicken lassen. Wer weiß, was da wieder dahintersteckt!»

Nichts weiter, als daß Direktor Donner die technische Zeichnerin Isolde Herdegen leibhaftig in Augenschein zu nehmen wünschte.

«Sie sehen zauberhaft aus», sagt Achim, und wie er das vorbringt, klingt es keineswegs nach einer bloßen Redensart. Mit offenem Staubmantel ist Isolde vom Werktor her auf ihn zugelaufen; natürlich sieht er ihre Freude darüber, daß er dasteht, und es entgeht ihm auch nicht, daß sie ihm gefallen will. Er wäre der erste Mann, dem das nicht schmeichelt.

Sie strahlt ihn an. «Der Tag heute ist so langsam vergangen. Ich habe immerzu auf die Uhr gesehen. Und nun rennt die Zeit.» Sie hängt sich unbefangen bei ihm ein. «Was machen wir?»

Detjen hat einen Plan. Er stellt anheim, entweder ein Stück mit einem Rheindampfer zu fahren, auf dem man auch essen, trinken und tanzen kann, oder einfach aus der Stadt zu fahren und draußen ein bißchen Frühlingsluft zu schnappen. Sie begreift gleich, daß beide Vorschläge an ihre neulich bekundete Wanderlust anknüpfen, und sie sieht darin zu Recht einen Versuch, auf sie einzugehen. Außerdem empfindet er das gewiß nicht als Opfer; schließlich muß er auch den ganzen Tag in geschlossenen Räumen sitzen. Isolde glaubt da Gemeinsames zu entdecken, und das verbessert ihre ohnehin gute Laune noch mehr.

Selbstverständlich muß er zunächst besichtigen, wie gut der Fiat instand gesetzt wurde, und dann macht es ihr Spaß, daß er unter Berufung auf mangelnde Ortskenntnis erklärt, nun möchte er auch erleben, wie der Wagen fährt. Er verstehe wenig von Autos, sagt er, und es genüge ihm völlig, daß sie ihn zuverlässig von einem Ort zum anderen bringen, aber auf dieses sei er neugierig.

Sein Wagen bleibt auf dem Parkplatz, und Isolde steuert über den Rhein – unter der Brücke zieht ein langer Schleppzug dahin – aus der Stadt hinaus. Irgendwo im Wald halten sie, gehen auf stillen Wegen und bleiben lange wortlos am Waldsaum. Da treten Rehe aus dem Dickicht. Sie äsen. Der Wind steht günstig, die Tiere fühlen sich ungestört. Manchmal hebt eines den Kopf und läßt die Lauscher spielen, ehe es beruhigt mit der Nahrungsaufnahme fortfährt. Isolde und Achim stehen mucksmäuschenstill, bis die Rehe dann doch in hohen Fluchten abgehen.

Sie schlendern weiter, freuen sich, beisammen zu sein und reden zu können. Es sind belanglose Dinge, über die sie sprechen. Ein Film, den beide gesehen, ein neues Buch, das sie gelesen haben, ein interessanter Zeitungsbericht, den der andere noch nicht kennt, ein wenig Alltagsärger, ein drolliges Erlebnis – gewollte Tiefgründigkeit bleibt ausgeklammert; man teilt sich einfach mit, lernt sich besser kennen und lacht zusammen über dies und jenes. Keiner setzt sich in Szene, jeder betrachtet die Dinge von der leichten Seite – der Alltag ist an sich schon ernst genug und birgt Probleme in Fülle –, und das tut beiden gut. Beiläufig erfährt Achim, daß sich ein Mitglied der EGA-Generaldirektion herabließ, persönlich zum Zeichensaal niederzusteigen und sich vor Ort um das Betriebsklima zu kümmern; beiläufig erfährt Isolde auch, daß Detjen vermutlich in Kürze für eine Weile nicht in Bonn sein wird. Sie bedauert das, sie stellt aber keine Fragen. Wahrscheinlich dürfte er sowieso nicht antworten, und warum sollte sie ihn in Verlegenheit bringen?

Nach einer Kreuz- und Querfahrt treffen sie auf eine Land-

gaststätte, in der sie bei Kerzenlicht zu Abend essen. Dann kehren sie in die Stadt zurück. Isolde steuert nicht auf den Parkplatz zu, auf dem Achims Wagen steht. Sie hält vor ihrer Haustür, löscht die Scheinwerfer und schaltet den Motor ab. «Ich möchte Ihnen gern zeigen, wie ich wohne», sagt sie einfach. «Kommen Sie, Herr Detjen.»

Der Fahrstuhl bringt sie hoch, und dann stehen sie im winzigen Flur einer dieser genormten Anderthalbzimmerwohnungen, ausgestattet mit aller technischen Perfektion von Neubauten der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts und völlig unpersönlich, wenn es nicht dem Besitzer gelingt, die strengen Waagerechten und Senkrechten der Betonklötzer auf seine eigene Weise aufzuheben. Das hat Isolde zumindest versucht. Achim stellt fest, daß sie dabei nicht ins Klischee verfallen ist und nicht nur mit Schaukelstuhl und Petroleumlampe den Betonwänden zu trotzen bestrebt war. Sie hat sich ein Stück Skandinavien an den Rhein geholt. Möbel in jenem unverwechselbaren Stil, der unter Anerkennung der Materialeigenschaft von Holz großflächig und in fließenden Formen gestaltet. Sauber, klar und schön ist das. Wie ein Fremdkörper wirkt daneben die standardisierte, die komplett eingebaute Küche.

«Ich koche uns Tee», sagt Isolde, «vielleicht sehen Sie sich inzwischen ein bißchen um?» Damit schiebt sie ihn ins Zimmer. «Möchten Sie Musik hören? Die Platten sind im Schrank unterm Gerät. Suchen Sie sich was aus!»

«Das hat ja Zeit», ruft er zurück und geht lieber ein wenig umher. Diese Möbel verlocken tatsächlich dazu, mit der Hand behutsam die Maserung des Holzes nachzuzeichnen, die Poren zu fühlen und an die Wälder zu denken, in denen die Stämme, die hier verarbeitet wurden, viele Menschenalter hindurch eisigen Stürmen und dem rauhen Wetter des Nordens widerstanden. Er geht weiter. Auf einem Tisch liegt kiloschwer ein Brocken rötlichen Gesteins. «Was ist das für ein Felsen?» fragt er zur offenen Tür hinaus.

«Rapakiwi», klingt es zurück. «Ein Stück Granit, wie er in

Südfinnland häufig vorkommt. Helsinki ist darauf gebaut.»

Kühl, rauh und kantig fühlt er sich an. Den hat sie sich mitgebracht, denkt Achim, ein gewichtiges und wirklich echtes Souvenir. Isolde Herdegen gefällt ihm immer mehr. Als er sich dessen bewußt wird, beißt Detjen die Zähne zusammen. Und er darf ihr nicht die Wahrheit über sich sagen. Sekundenlang wünscht er sich, er hätte Isolde Herdegen nie kennengelernt, und dieser Konflikt wäre ihm erspart geblieben. Sie vertraut ihm – hätte sie ihn sonst hierher eingeladen? –, und er ... Im Augenblick ist er versucht, irgendwas zu erfinden, was es rechtfertigen würde, Hut und Trenchcoat zu nehmen – er ist heute in Zivil – und den Rückzug anzutreten. Ein Ende mit Schrecken wäre leichter zu tragen als ein Schrecken ohne Ende. Er würde es überwinden; er hat andere Dinge durchgestanden in all den Jahren, hat sich nie gehenlassen. Auch deshalb konnte er bisher die Legende um Achim Detjen aufrechterhalten, auch das hat ihn davor bewahrt, entdeckt zu werden. Immer hat er sich fest an der Kandare gehalten und sich in das Unvermeidliche diszipliniert gefügt. Warum soll es heute anders sein?

Isolde kommt herein mit Tee, Rum und Gebäck, deckt den Tisch, schaltet das Oberlicht aus und Stehlampen an, geht zum Plattenschrank und legt eine Platte auf. Country Blues aus den Südstaaten der USA, Banjoklang, beschwingter Rhythmus, Gesang wie im guten alten Western. «Sie trinken doch Tee mit Rum?»

Achim fällt es immer schwerer, sich gelöst zu geben. Für Isolde ist die Sache unkompliziert. Sie täuscht nichts vor, sie ist Isolde Herdegen, und diese zeigt, daß sie Achim Detjen mag und möchte, daß es ihm bei ihr gefällt und daß er wiederkommt. Es soll bleiben.

Es geht viel Lockung von ihr aus. Die schmalen Träger lassen ihre graden, glatten Schultern sehen und den Ansatz der Brüste, zwischen denen eine dunkle Schattenrinne liegt. Eine zarte Taille hat sie und sanft ausladende Hüften, und ihre langen Beine sind schlank und wohlgeformt. Nein! Er gibt sich

innerlich einen Ruck. Eine ganze Menge Frauen hat er gekannt, aber bei denen war es anders, oberflächlicher. Hier dagegen, nicht mit Isolde!

«Liebes Fräulein Herdegen», setzt er an und will sagen, daß seine Zeit bemessen sei und daß er zwar noch eine Tasse Tee trinken, dann aber gehen werde. Doch er kommt über die ersten Worte nicht hinaus; er stockt und sucht nach einer weniger schroffen Formulierung.

Isolde steht dicht vor ihm. Natürlich versteht sie ihn ganz falsch. Ihr Blick sucht seine Augen. Sie lächelt und fragt leise: «Ja?» Und da er noch immer nach Worten sucht, legt sie ihm plötzlich die Arme um den Hals und sagt ganz ruhig: «Warum denn so förmlich? Ich mag dich doch auch.»

Da zieht er sie an sich und küßt sie, und es ist nicht mehr die Rede von Zeitnot und Weggehen und dem Ende mit Schrecken und Verzicht. Sie liegt mit solcher Selbstverständlichkeit in seinen Armen, daß da kein Platz mehr für all die klugen «Wenn» und «Aber» bleibt. Nur das Beieinandersein zählt.

Der Plattenspieler schaltet sich automatisch ab. Der Tee wird kalt.

14

Oberstleutnant Detjen unterrichtet Major Schmitt von der in der morgendlichen Dienstbesprechung der Referatsleiter erhaltenen Weisung, er, Detjen, habe an der Stabsübung in der Lüneburger Heide teilzunehmen. Der genaue Termin werde in den nächsten Tagen bekanntgegeben, das Unternehmen etwa eine Woche dauern. Major Schmitt habe in seiner Vertretung auf der Hardthöhe die «Stellung zu halten» und die laufenden Geschäfte wahrzunehmen. Detjen legt in Stichworten die Schwerpunkte dar.

Major Schmitt macht Notizen, stellt Zusatzfragen und erklärt sich dann ausreichend informiert.

Als sie damit fertig sind, wechselt Achim das Thema. «Das war Punkt eins, nun Punkt zwei: Sie waren doch bei den Luftbildfritzen. Haben die zu unserem Planentwurf noch Bemerkungen?»

Unversehens schmunzelt Schmitt. «Natürlich kriegen sie den Hals nicht voll! Ich kann ihnen das sogar nachfühlen, schließlich bin ich in ‹glorreichen Zeiten› selbst mit Bildflugzeugen unterwegs gewesen. Die alte Ju achtundachtzig D eins, vier Mann, zwei Reihenbildkameras im Rumpf – kennen Sie doch! Flüge über Rußland, schon bevor es losging; da war was los! Damals als junge Burschen haben wir 'ne Menge gesehen – na ja, was man aus acht Kilometer Höhe so sieht.

Lange Rede, kurzer Sinn: Es ist eine Menge neuer Geräte entwickelt worden, und am liebsten hätten die Kollegen da drüben sie alle. Sachliche Bemerkungen zum Planentwurf: keine.»

Major Schmitt ist einige Jahre älter als sein neuer Referatsleiter, ein mittelgroßer, ein wenig fett gewordener Mann, dessen gepflegte Höhensonnenbräune einen wirksamen Gegensatz zu seiner graumelierten Haarbürste bildet. Schmitt spricht gern von seinen Kriegserinnerungen und erwähnt nie oder nur ungern, daß er zwar zum fliegenden Personal gehörte, aber nicht Flugzeugführer, sondern Beobachter in seiner Ju 88 D 1 war. Vor allem vor Detjen hat er das lange zu verheimlichen gesucht – aus Furcht, der erfolgreiche Jagdflieger würde auf ihn niedersehen und ihn nicht als ebenbürtig betrachten. Er empfindet Sympathie für Detjen, seit sich herausstellte, daß jene Sorge unbegründet war. Für Major Schmitt ist der neue Referatsleiter ein angenehmerer Vorgesetzter, als es Oberst Brinkmann mit seiner hoheitsvollen Unnahbarkeit gewesen ist. Der frischgebackene Oberstleutnant gibt sich nicht kontaktarm; er sucht eher ein partnerschaftliches Verhältnis, welches davon ausgeht, daß nach den Maximen des modernen Managements große Leistungen nur durch Teamarbeit zu erreichen sind. Natürlich muß einer den Hut aufhaben, doch es kommt immer darauf an, wie er es tut,

und Detjen trägt den Hut in einer Weise, die das ganze Referat für ihn einnimmt, Frau Marschner eingeschlossen.

«Um so besser», quittiert Achim den Bericht des anderen. «Wünsche hin und her. Sie verstehen doch was davon. Was ist Ihre Meinung: Können die Luftaufklärer mit dem gegebenen Gerät die anstehenden Aufgaben optimal erfüllen oder nicht? Nur darauf kommt es an.»

Er schiebt die Zigarettenschachtel über den Schreibtisch hin auf den Major zu. Der bedient sich dankend, gibt Feuer und sitzt ein wenig bequemer als zuvor.

«Sie können!» versichert er. «Was wir uns noch leisten konnten – im Frieden tief in den Luftraum fremder Staaten einzudringen und fotogrammetrische Aufnahmen zu machen–, ist heute kaum noch möglich. Denken Sie an das Powers-Fiasko am ersten Mai des Vorjahres! Ein Spezialflugzeug wie Lockheed U-zwei, ein strahlgetriebenes Höhensegelflugzeug, das seine Aufgaben in dreißig Kilometer Höhe ausführen kann, aber bei Swerdlowsk wurde es von einer russischen Rakete heruntergeholt! Aus und vorbei! Und der große Bruder in Washington hat die so dringend benötigten Luftbilder des Raumes zwischen Taschkent und Swerdlowsk, die Powers schon im Kasten hatte – ein Gelände mit einem Durchmesser von hundertsechzig bis zweihundert Kilometern quer zur Flugrichtung–, ausschließlich im russischen Fernsehen studieren können, und da leider bloß auszugsweise. Die Arbeit unserer Kollegen jenseits des Ganges ist demgegenüber ganz den realen Möglichkeiten unserer Luftwaffe angepaßt. Das sind gegenwärtig vor allem Einsätze zur Beschaffung von Unterlagen für die Erstellung von Karten über Wegeverhältnisse, geographische Hindernisse, militärische Objekte und die Stationierung von militärischen Verbänden im grenznahen Raum der Zone. Da gibt es eine Menge Lücken zu schließen. Noch zu meiner Aufklärerzeit veränderte sich die Geographie verhältnismäßig langsam; heute klafft eine erhebliche Disproportion zwischen der Wertbeständigkeit geographischer Angaben und der ständigen ökonomischen Entwicklung, die

die Landkarten fortwährend verändert. Wenn wir da auf dem laufenden bleiben wollen...» Er hebt vielsagend die Schultern. «Seit dem siebenundzwanzigsten April wird der grenznahe Bereich mit allem Nachdruck und regelmäßig erforscht. Das ist ein Sonderbefehl des Führungsstabes. Und dabei haben sich die vorhandenen Geräte – Luftbildmeßkammern und Interpretoskope – als völlig ausreichend erwiesen.»

Einmal im Zuge, ist der graumelierte Major nicht mehr zu bremsen. Das ist ein Gebiet, auf dem er sich wohlfühlt, da läßt er die Zügel schießen. Mit Wonne verbreitet er sich weitschweifig über in Luftbildern enthaltene Informationen über natürliche oder künstliche Merkmale der aufgenommenen Erdoberfläche und ihre Sicherung auf der Grundlage qualitativer und quantitativer Analysen, logischer Kombination und individueller Erfahrung des Auswerters.

Detjen macht ein neugierig-aufmerksames Gesicht. Dabei rauschen die Details an ihm vorüber. Die ausführlichen technischen Angaben sagen ihm nichts. Aber der Sonderbefehl vom 27. April 1961 beschäftigt und beunruhigt ihn – nicht zuletzt, weil er zum erstenmal davon hört. Eine geheime Kommandosache, eine Gekados, die nur einem kleinen Kreis bekannt ist, den Kommandeuren der beteiligten Aufklärungsgeschwader zum Beispiel. Natürlich den Herren Kameraden von der STABIA, der Stabsbildabteilung der Luftwaffe mit Sitz in Köln-Wahn, selbstverständlich den Mitarbeitern des Referats 8 im Führungsstab Bundeswehr III B, der Militär-Geodäsie, -Geographie und -Geologie mit zugeordneten Dienststellen in den Wehrbezirkskommandos sowie mit der Militärgeographischen Dienststelle Bad Godesberg, der Geodätischen Abteilung, der Kartographischen Abteilung, der Fotogrammetrischen Abteilung und der Geographisch-geologischen Abteilung...

Ein Haufen Menschen ist dieserhalb in Bewegung, die «Thunderflash»-Besatzungen der Aufklärungsgeschwader AG 51 und AG 52 noch gar nicht mitgezählt, und er, Werner Bredebusch, der hier sitzt, um solche Alarmzeichen zu regi-

strieren, erfährt davon durch den bloßen Zufall, daß Major Schmitt Gelegenheit hat, sein Steckenpferd zu reiten und überdies eine gute Antenne zu den «Luftbildfritzen» besitzt! Der Mann mit den Oberstleutnantschulterstücken baut zwar darauf, daß der Luftüberwachung zu Hause die gesteigerte Aktivität von Aufklärern im Nahbereich der Staatsgrenze nicht entgeht, aber es ärgert ihn, daß er bisher so ahnungslos bleiben konnte.

Ahnungslos in diesem einen Punkt! Über den seit Jahren erfolgten systematischen Aufbau extrem starker Luftaufklärerverbände und ihre Ausrüstung hat er Berlin an Hand des ihm dienstlich zugänglichen Materials laufend informiert. Von ihm stammen auch genau Angaben über die seit 1958 praktizierte «Arbeitsteilung» zwischen Luftwaffe und US Air Force. Die Luftwaffe operiert an den Ostgrenzen der BRD sowie durch Marinefliegereinheiten in der Ostsee, wobei ein besonderes Gewicht auf der Kontrolle der Zugänge von der Nordsee her – Skagerrak, Kategatt, Belt – liegt. Die US Air Force nutzt die Luftwege zwischen der Bundesrepublik und Westberlin fortgesetzt zu gezielter Luftspionage innerhalb des Hoheitsgebietes der Deutschen Demokratischen Republik. Sie erfaßt dabei mit ihren Kameras rund neunzehntausend Quadratkilometer, das entspricht der Fläche der Bezirke Leipzig, Karl-Marx-Stadt und Erfurt oder, anders gesagt, einem Sechstel des Staatsgebiets. Frankfurt (Main)–Westberlin = 272 Kilometer durch DDR-Luftraum; Bückeberg–Westberlin = 150 Kilometer durch DDR-Luftraum... Der dabei federführende Air Intelligence Service (AIS) in Berlin-Tempelhof, Columbiadamm 8, hat die denkbar besten «Arbeitsmöglichkeiten»: Der Hoheitsträger des Luftraums, durch den die Luftwege von der BRD nach Westberlin führen, hat keine Möglichkeit, die alliierten Flugzeuge auf ihre Ausrüstung zu kontrollieren. Der AIS sammelt Spionagenachrichten für den militärischen Einsatz der NATO-Fliegerverbände, Informationen zur Vervollständigung der Zielkarten für Bomberpulks. Seine Mittel dazu sind vornehmlich

Spionageflüge, Luftbildspionageaktionen und Agenteneinsätze zur Aufklärung fotoerfaßter Objekte an Ort und Stelle. Hand in Hand mit dem AIS operiert in Westberlin das Office of Special Investigation (OSI). Dieses «Büro für besondere Ermittlungen» hat sein Betätigungsfeld in den Lagern für Republikflüchtlinge. Dort sucht es nach Informanten, durch deren Berichte, Aussagen und Detailangaben die Luftspionagenachrichten auf ihren Richtigkeitsgrad überprüft, ergänzt und präzisiert werden können. Was Günter Krösing davon wußte, erfuhr Achim auch. Bei Oberst von Bock floß der diesbezügliche Informationsstrom leider schon wesentlich dünner, und bei Oberst Brinkmann versiegte er ganz. Warum, um Himmels willen, hat er den Schmitt nicht schon früher näher an sich herangezogen? Das soll ihm eine Lehre sein! Sobald er aus der Lüneburger Heide zurück ist, wird er die Gepflogenheit anderer Referate übernehmen und einen Bierabend einführen, der in regelmäßigen Abständen die Herren bei zwanglosen Gesprächen vereint. Das wird sicher nützlich und ergiebig sein!

Major Schmitt ist glücklich. Selten hört ihm einer so geduldig zu. Und noch immer trifft Oberstleutnant Detjen keine Anstalten, ihn zu bremsen.

Am Nachmittag hat sich der Himmel mit dunklen Wolken bedeckt. Jetzt gießt es in Strömen. Der Regen trommelt auf die Dachpfannen. Ein gleichmäßiges Rauschen liegt in der Luft. Wasserfluten stürzen über die Dachfenster. Es ist auch kühler geworden. Kein Ziegeldach ist ganz dicht. Wind fängt sich in den Sparren. Die nackte Glühbirne an einem Balken pendelt ein bißchen. Das gibt den Schatten, die das Licht wirft, ein seltsames Leben.

Brigitte Koeppen ist lange nicht auf diesem Abstellboden gewesen, der sich ihr grau, staubig und voller Spinnweben darbietet. Obwohl sie extra einen Arbeitskittel übergezogen hat, fröstelt sie. Ihre Blicke wandern. Kisten und Koffer stehen da wie zufällig, ungeordnet. Mein Gott, sogar das

Kinderbett von Sabine gibt es noch, und Sabine ist in diesem Jahr schon konfirmiert worden. Dem Schaukelpferd fehlt der Kopf.

Die Frau geht auf das alte Vertiko zu. Die Schübe sind verquollen. Sie hat Mühe, das oberste Schubfach aufzuziehen. Vergilbtes Papier, staubige Schachteln, ein dickleibiges Postkartenalbum – «Mir geht es gut. Wie geht es dir? Nun muß ich aber schließen» –, ein Schuhkarton voller Fotos und ein Bündel Briefe. Das ist mit einem Stück Papierbindfaden zusammengeschnürt worden, und seinetwegen ist Brigitte hier. Aber sie nimmt dann die ganze Schublade mit hinunter. Heute hat sie das Haus für sich. Matthias, ihr Mann, ist dienstlich mehrere Tage abwesend; Sabine hat ihr die Erlaubnis abgebettelt, bei der Freundin zu übernachten. Brigitte kennt die Freundin und auch deren Eltern, sie hatte nichts dagegen.

Unten im Wohnzimmer setzt sie sich in einen Sessel, zündet sich eine Zigarette an und nimmt einen Kognak. Sie greift nicht gleich nach dem Inhalt der Schublade, den sie zuvor in der Küche entstaubt hat. Sie läßt sich Zeit.

Wie war das doch heute im Betrieb, eine knappe Stunde vor Arbeitsschluß? Sie standen wie alle Tage an ihren Zeichenmaschinen, die Herdegen und sie. Da kam der Volontär aus dem Abteilungsleiterbüro gelaufen und sagte: «Fräulein Herdegen, ans Telefon, bitte.» Mit jugendlicher Unbekümmertheit fügte er wichtigtuerisch hinzu: «Ein Herr Detjen...»

Isolde hatte alles stehen- und liegenlassen und war losgerannt. So konnte sie nicht sehen, daß ihre Nachbarin bei der Namensnennung überrascht aufblickte, sich auf die Lippen biß und sogar den Kopf schüttelte. Brigitte mußte sich sehr zusammennehmen, unbefangen zu wirken, als die Kollegin zurückkehrte.

«Na, du Geheimniskrämerin?» empfing sie sie. «Das Telefon bringt's an den Tag! Detjen heißt er also.»

Isolde antwortete nicht. Sie wirkte ein bißchen bedrückt. Das gab Brigitte die Möglichkeit, harmlos zu fragen: «Ist was passiert?»

Nein, passiert war nichts. Dienstliche Verpflichtungen des Anrufers hatten einen Strich durch die getroffene Verabredung gemacht. Schade!

«Detjen...», setzte Brigitte Koeppen neu an. «Der Name gefällt mir. Der klingt so nach Waterkant, nach zu Hause.»

Isolde bemühte sich, ihre Augenblicksenttäuschung zu überwinden, sich auf morgen zu freuen und freundlich zu bleiben.

«Achim ist ja auch aus Hamburg», erwiderte sie. «Irgendwo aus der Nähe des Fischmarkts, aber da kenne ich mich nicht aus. Er ist auch ewig nicht dagewesen. Weißt doch, wie sie's mit Offizieren machen, die schieben sie immer dahin, wo sie sie gerade brauchen.»

Achim Detjen aus Hamburg, aus der Nähe des Fischmarkts, blauer Rock und gelbe Spiegel, ein Flieger...

Brigitte Koeppen greift nach dem Bündel Briefe und wiegt es auf der Hand. Feldpostbriefe. Schlechtes graues Papier, ohne Umschläge zusammengefaltet und an den Rändern mit vorgegebenem Klebefalz verschlossen, aufgeschlitzt und hundertmal gelesen. Draußen auf allen die Anschrift: «Fräulein Brigitte Sauer...» Immer der Absender: «Olt. Achim Detjen, Feldpostnummer...» Und am oberen Briefrand steht ständig: «O. U. – Ortsunterkunft –» und das Datum. Darunter dann stets: «Mein geliebtes Mädchen...» Die Füllfedertinte ist schon verblaßt. Auf dem letzten Brief steht als Datum: «29. Mai 1942.» Irgendwo im Text heißt es: «Ich habe wieder einen Iwan vom Himmel geholt. Nun fehlen noch zwei, dann ist das Ritterkreuz fällig. Dafür gibt's Sonderurlaub. Ich verspreche dir, Brigitte, daß ich mich 'ranhalte. Wünsch mir im stillen mal Hals- und Beinbruch und drück mir die Daumen! Ich kann es kaum erwarten, mal wieder bei dir zu sein...» Der Brief trägt Spuren. Er wurde so oft auf- und zugefaltet, daß er brüchig geworden ist. Die beiden Teile hängen nur noch lose aneinander. Da und dort ist die Schrift zerflossen, aufgeweicht von Brigittes Tränen. Denn dann kam nur noch der Brief, der am Boden des Bündels liegt, von fremder Hand geschrieben

und in einem richtigen Umschlag: «... in heldenhafter Pflichterfüllung für Führer und Reich auf dem Felde der Ehre ... Einer unserer Besten, ein hervorragender Flieger und wunderbarer Kamerad ... Bleibendes Gedenken im Geschwader ... Tiefe Anteilnahme ... Heil Hitler! Oberst Krösing, Kommodore.» Diesen Brief hatten ihr Detjens Eltern überlassen.

Sie steht auf und tritt ans Fenster, das blind ist vom Regen. Merkwürdig verzerrt sind die Lichter der Straßenlaternen zu sehen, gelbe Flecken im Dunkeln. Der stärker gewordene Wind treibt in Böen Wellen von Wasser gegen die Scheiben.

Der Flieger Achim Detjen aus Hamburg hat heute nachmittag mit Isolde Herdegen telefoniert. Nein, das kann nicht wahr sein! Das ist ein Spuk!

Sie wendet sich in das stille Zimmer zurück, steht, geht wieder zum Tisch und kramt in den Fotos. Bilder von Achim ... Detjen postkartengroß, chamois matt, in Ausgehuniform, Handschuhe in der Rechten, die Linke am Fliegerdolch, Eisernes Kreuz Erster und Zweiter Klasse, Deutsches Kreuz in Gold, Frontflugspange. So ist er damals mit ihr durch Hamburg gegangen – mein Gott, ist sie stolz auf ihn gewesen! Und überall Bewunderung. Das Deutsche Kreuz in Gold war schon eine sehr hohe Auszeichnung; manchmal kamen Pimpfe und baten um ein Autogramm. Sein altes Gymnasium hatte Achim sogar eingeladen, einen Vortrag über seine Fronterlebnisse zu halten; in der Aula drängten sich alle Klassen von der Sexta bis zur Oberprima, und zum Schluß mußte er sich in das Goldene Buch der Schule eintragen. Die Blumen, die er bekam, einen ganzen Arm voll langstieliger Tulpen, hatte er anschließend ihr überreicht.

Nun Amateuraufnahmen ... Achim Detjen in der grauen Fliegerkombination mit den vielen Reißverschlüssen und dem Pelzkragen, mit Fallschirmgurten und der kleinen Pistolentasche am Offiziersgürtel, das Schiffchen mit der Silberpaspel verwegen übers Ohr gesetzt, im Kreise «seiner» Männer – Unteroffizier Paul Lehmann, der Mechaniker, dazu

der Waffenwart und zwei andere, die Brigitte nicht kennt. Achim Detjen mit FT-Haube auf den Schultern lachender Kameraden, die ihn nach einem Abschuß hochleben lassen. Achim Detjen, der zusieht, wie Unteroffizier Lehmann mittels Schablone einen weiteren Balken neben ältere am Seitenleitwerk pinselt – jeder Balken ein Luftsieg. Und die Me 109 ist auf dem Rücken buntscheckig und unter dem Rumpf hell. Eine Menge Fotos vom letzten Urlaub – im Tierpark Hagenbeck, auf der Alster an Bord der «Wasserstraßenbahn», bei einem Ausflug in den Sachsenwald, zu Hause bei Brigittes Eltern. Da haben alle aus Angst vor dem Pulverblitz starre Augen und eine verkrampfte Haltung. Sie, Brigitte, trägt noch einen Mozartzopf mit Samtschleife und sitzt auf Achims Knien.

Was kommt da alles wieder hoch! Er war der erste Mann in ihrem Leben, und er sollte auch immer der einzige bleiben. Als die Nachricht von seinem Tode kam, dachte sie, nun sei alles vorbei, jetzt komme nichts mehr als ein tiefer Abgrund. Eine Weile hat sie noch gehofft, es sei ein Irrtum, und Achim habe sich vielleicht doch noch retten können, da gab es ja die seltsamsten Geschichten und die hoffnungsvollsten Gerüchte. Dann hatte sie an Unteroffizier Lehmann geschrieben, den sie einmal durch Detjen kennenlernte und der unter derselben Feldpostnummer zu erreichen war. Aber Lehmann nahm ihr den Glauben an eine glückliche Wendung. Er antwortete gleich; sehr behutsam und mitfühlend berichtete er, die Maschine des Herrn Oberleutnants habe während eines Luftkampfs mit einer russischen Jak plötzlich Feuer gefangen und wäre daraufhin abgestürzt. Artilleriebeobachter hätten die brennende Maschine fallen und aufschlagen sehen, nicht aber einen sich öffnenden und niederschwebenden Fallschirm. Nein, der Tod des Herrn Oberleutnants sei leider eindeutig erwiesen.

Brigitte Koeppen sucht die Fotos zusammen, stößt sie auf Kante und legt sie in den Karton zurück. Wie lange das alles her ist! Ein bißchen wundert sie sich, daß alles wieder so nah, so wirklich und unmittelbar und dabei so eigenartig verklärt

ist, als sei damals alles nur schön gewesen... Und das war es doch nicht! Die Bomberpulks, die aussahen wie mit Lineal ausgerichtet. Das Krachen der Bomben, die brennende Stadt, das Umherirren in Rauch und Feuer. Das schreckliche Ende von Achims Eltern in diesem Inferno. Die eigene Flucht zu Verwandten auf dem Lande. Bei späterer Rückkehr in die vom Feuer der Phosphorbomben gezeichnete Stadt die grauen britischen Kreuzer und Fregatten im Hafen und in den Straßen überall die marineblaue Militärpolizei der Royal Navy. Niedergeschlagenheit, Verwirrung und Ratlosigkeit, auch Verzweiflung. Immer wieder die Frage: «Was soll nur werden? Geht es überhaupt weiter?» Es ist weitergegangen – für sie, Brigitte, weitab von Hamburg. Kleine Stadt, kleiner Betrieb, aber man konnte leben. Und eines Tages kam der Ingenieur Matthias Koeppen in denselben Betrieb, so, wie er aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden war, in einer eingefärbten Uniform, und ein Jahr später hatten sie geheiratet. Sie haben sich was aufgebaut, sie haben das Reihenhaus hier in einer Kölner Siedlung, es geht ihnen gut, und sie sind mit ihrem Leben zufrieden. Den Jagdflieger Achim Detjen hatte sie längst vergessen, und nun auf einmal... Warum erregt es sie so, daß es aussieht, als sei er von den Toten auferstanden? Stört es sie einfach, daß da wieder etwas jäh hochkommen könnte, was sie längst abgeschlossen glaubte?

Sie schüttelt heftig den Kopf. Die Koeppen weiß genau, daß Achim Detjen tot ist; sie hat – unklar zwar, aber bestimmt – das Gefühl, daß da etwas nicht mit rechten Dingen zugehe. Und plötzlich bildet sie sich ein, Isolde Herdegen davor bewahren zu müssen, in einen Strudel hineingerissen zu werden, aus dem sie nicht wieder auftauchen kann.

Brigitte geht zum Telefon, läßt sich die Auskunft geben und fragt nach der Bonner Nummer des Teilnehmers Detjen, Achim. Nein, Straße und Stadtteil wisse sie nicht. Sie erhält die Nummer. Sie wählt.

Rufzeichen. Lange. Der Hörer wird nicht abgenommen. Endlich legt sie wieder auf.

15

Winnie Winkelmann tritt an den Schalter drei in der Halle der Annoncenexpedition Adomeit. Bachs Gesicht hellt sich auf, er dienert beflissen und sagt eine Spur zu laut, die gnädige Frau werde zufrieden sein, elf Zuschriften seien schon eingetroffen. Da denkt Winnie, der junge Mann müsse noch viel lernen, bevor er imstande ist, seine Nebengeschäfte wirklich unauffällig abzuwickeln. Was will er denn sagen, wenn man ihn fragt, warum er ausgerechnet die Annonce B-1403/61 mit soviel Aufmerksamkeit behandelt? Er kann bestenfalls antworten, es handle sich um eine sehr charmante Kundin. Diese Kundin – Frau Brunhilde Bodenbach nennt sie sich – hat, um einen Vorwand für regelmäßige Besuche in der Kronengasse zu haben, eine Heiratsannonce aufgegeben. «Charmante Enddreißigerin, selbständig und in guten Verhältnissen, aber sehr allein...»

Das ist schon eingespielt: Bach reicht einen großen Umschlag aus seinem Schalter, «Frau Bodenbach» entleert den Inhalt in ihre Handtasche und gibt das Kuvert zurück. Daß es jetzt ein anderes ist, fällt gar nicht auf. Wer würde auf die Idee kommen, daß das ein Umschlag mit Zuschriften unter der Chiffre «Halali» ist, deren Zustellung an den Auftraggeber auf diese Weise um vierundzwanzig Stunden verzögert wird? Wer könnte ferner ahnen, daß das Kuvert weiter eine Geldsumme enthält, deren Höhe sich nach der Zahl der «Halali»-Zuschriften richtet? Es wird nach der Stückzahl abgerechnet, ein Geschäft zu beiderseitigem Vorteil.

«Gnädige Frau können versichert sein, daß das da noch nicht alles ist», erklärt der junge Mann am Schalter drei. «Wir haben unsere Erfahrungen und Statistiken. Nicht jeder, der sich durch Ihre Annonce angesprochen fühlt, greift sofort zur Feder. Da gibt es Hemmungen und Überlegungen, auch Bedenken. Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf: Repräsentativbefragungen unsererseits haben ergeben, daß die

sogenannten ‹Zögerer› gemeinhin die seriösesten Bewerber sind, Herren, die einen solchen Schritt reiflich überlegen, ausgewogene Persönlichkeiten. Gnädige Frau sollten deshalb auch nichts überstürzen.»

Winnie Winkelmann hat Mühe, ernst zu bleiben. Bach vergißt im Eifer ganz, daß die Heiratsanzeige der Dame «Bodenbach» ja lediglich eine Tarnfunktion erfüllt, er rasselt das gesamte Vokabular an Sprüchen herunter, das der Betriebspsychologe für den Fall «Heiratsannonce» erarbeitet hat. Das entsprechende Stichwort ist gefallen; er kann nicht anders, er läuft ab wie ein Automat.

Die Fotografin stoppt den Redefluß mit einem Dank für die wertvollen Hinweise und geht. Abermals steht ihr Wagen außer Sichtweite, und auf dem Weg zu ihm achtet sie darauf, unbeobachtet zu bleiben. Es wäre ja möglich, daß Herr Bach recht gern wissen möchte, wer die zahlungskräftige Kundin tatsächlich ist. Vermittels eines Autokennzeichens läßt sich eine ganze Menge erfahren. Hm, so gerissen ist der aufstrebende junge Mann denn wohl doch noch nicht.

Sie fährt in Richtung Hauptbahnhof, findet eine Parklücke in der Schweizer Straße, läuft hinüber zum Südeingang und nimmt eine Fahrkarte. Die Halle ist voller Menschen, unter denen ein einzelner schnell untertaucht; sie ist auch unübersichtlich durch hineingebaute Verkaufseinrichtungen, durch Blumen-, Zeitungs- und Obstläden in der Mitte und eine Vielzahl kleiner Geschäfte an den Seiten, durch Imbiß- und Souvenirstände. Winnie Winkelmann schlägt einen, zwei Haken, kauft hier Zigaretten und da eine Zeitung, umkreist eine Gruppe gewaltig gestikulierender und lautstarker Italiener und sitzt schon im D-Zug in Richtung Hamburg-Altona. «D fünfhundertfünfundzwanzig nach Hamburg-Altona über Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Essen, Dortmund, Münster und Bremen – einsteigen bitte und die Türen schließen! Zurücktreten ...»

Kaum merklich und lautlos zieht die elektrische Lokomotive an und beschleunigt rasch. Ein angenehmes Fahren ist

das. Die Fotografin lehnt sich bequem ins Polster zurück und macht sich daran, da sie allein ist, die Zuschriften auf die Heiratsannonce von Frau Bodenbach zu lesen. Man könnte sie in drei Gruppen gliedern: Da gibt es unter den Absendern Hasardeure, die auf die Worte «selbständig und in guten Verhältnissen» angesprungen sind, da gibt es die Gruppe der jüngeren und sehr jungen Männer, die ausgehalten werden wollen und dafür unverbrauchte und nimmermüde Leistungsfähigkeit bieten, die sie mit Athletenfotos zu beweisen suchen, welche zumindest den langjährigen Besuch von Bodybuilding-Kursen dokumentieren, und da gibt es letztlich die Gruppe derer, die es ernst meinen und deren Briefe gewöhnlich beginnen: «Nach dem frühen Tode meiner lieben Frau...» oder «Ich habe lange gezögert und zögere noch jetzt...» Auch ein Eheanbahnungsinstitut macht seine Offerte unter Beilage faksimilierter Dankschreiben.

Als der Zug in den Koblenzer Hauptbahnhof einfährt – «Drei Minuten Aufenthalt!» –, steht Winnie Winkelmann am Fenster. Werner Bredebusch steigt im hellen Sommeranzug, den Trenchcoat überm Arm, zu. In Bad Godesberg wird er den Zug wieder verlassen; für ihr Gespräch bleiben den beiden Kundschaftern genau einundvierzig Minuten Zeit.

Ohne Umschweife läßt Winnie ihr Gegenüber wissen, daß die Genossen in Berlin die Nachricht über sein Gespräch mit dem CIA-Spezialagenten James D. Wilson bestätigt haben. Sie lassen dafür danken und finden durch den Bericht Informationen aus anderen Quellen bestätigt und ergänzt. Übrigens seien die Genossen ausnahmsweise völlig einer Meinung mit Wilson: Auch sie würden eine Teilnahme Detjens an der ominösen Stabsübung in der Lüneburger Heide begrüßen.

Werner schmunzelt. «Schon gelaufen! Oberstleutnant Detjen, Referatsleiter seines Zeichens, ist bereits kommandiert. Ich bin mal wieder die Treppe 'raufgefallen.»

Winnie Winkelmann deutet sitzend eine ironische Verbeugung an. «Es trifft immer die Richtigen! Herzlichen Glück-

wunsch! Und auf welchen Wagentyp steigen Herr Oberstleutnant jetzt um? Im Ernst, Werner, mit dem Volkswagen, das geht nicht mehr. Das Image!»

Er winkt ab. «Wenn ich weiter keine Sorgen hätte! Nach der Stabsübung gehe ich mal durch ein paar Autosalons und suche mir was aus.» Werner beugt sich näher zu Winnie. «Zum erstenmal wird eine Stabsübung nicht lange vorher genau festgelegt. Und was völlig neu ist: Felduniform wird verlangt, Marschgepäck im Offizierskoffer!»

«Offizierskoffer?» echot die Fotografin.

«Stoßfeste graue Kisten mit zwei Henkeln sind das und mit 'nem Namensschild. Kann natürlich sein, daß ein besonders strammer Kommißkopp mit dieser Anweisung ein paar Sesselfurzer das Fürchten lehren will und daß sonst nichts dahintersteckt, aber in dieser Situation ...»

Sie nickt. Die Unterhaltung stockt, weil der Zugkellner die Abteiltür öffnet und mit unüberhörbarem italienischen Akzent Kaffee, Tee, Limonade und Imbiß anbietet. Sie lassen sich Kaffee geben.

Dann sagt Winnie: «Ja. Es ist nicht die Zeit für Späße. Du hast keine Ahnung, was da geübt werden soll?»

«E-Fall, Tag X? Das riecht nach Klausurtagung. Keine Details. Aber wenn ich an Wilson denke... Er schien für möglich zu halten, daß in der Lüneburger Heide für das, was die ‹alten Kameraden› so sehnlich erhoffen, ein paar Weichen gestellt werden. Aber es hat keinen Zweck zu spekulieren und sich verrückt zu machen. Ich werde ja hören, worum es geht.»

Der Zug fährt schnell. Da sieht es aus, als rückten die Trägermasten der elektrischen Oberleitung zu einem engen Zaun zusammen. Auf der einen Seite des zweigleisigen Bahnkörpers liegt die Straße, auf der anderen zieht sich der Rhein dahin.

«Bist du bei der Übung zu erreichen?»

«Ich weiß ja nicht einmal, wo sie stattfindet. Die Lüneburger Heide ist groß. Ich könnte dir die Sperrgebiete in der Heide aufzählen und damit dein Gedächtnis auffrischen, aber was

nutzt das? Erstens kommen sie alle in Frage, und zweitens ... Da darf keiner 'rein und und keiner 'raus. Telefonverbindung besteht, aber: Gespräche nur über den OvD, und alle werden abgehört. Keine Chance, mit einer Information durchzukommen.»

«Du darfst es auch nicht versuchen. Deine Sicherheit, Werner! Keine Experimente!»

Der Kundschafter schaut auf die Uhr. «Gesagt wurde nur, daß es eine Woche dauern wird. Da liegt Checkmate noch in weiter Ferne, und bevor die Manövertruppen in Europa stehen, geschieht mit Sicherheit gar nichts. Siehe Wilson! Ich melde mich bei dir sofort, wenn wir wieder freigelassen werden. Hast du in vierzehn Tagen noch nichts von mir gehört, sieht es brenzlig aus. Dann haben sie uns nämlich gleich dabehalten, mitsamt den Felduniformen. Was du wissen mußt: Major Schmitt ...» Er unterrichtet Winnie über die Geheime Kommandosache vom 27. April und den Nonstop-Einsatz der Aufklärungsgeschwader, welchen sie ausgelöst hat.

«Siebenundzwanzigsten April», wiederholt sie. Draußen fliegen Häuser vorbei, Hänge treten an den Bahndamm heran und wieder zurück, und auf dem Rhein zieht ein tiefliegendes Frachtschiff eine breite Kielwasserspur hinter sich her, die nur langsam zerfließt. Ihr Blaugrau läßt erschreckend deutlich erkennen, wie verschmutzt der Strom ist.

Werner wendet sich zum Kleiderhaken, an dem sein Trenchcoat hängt, und entnimmt der Zeitungstasche, die immer tief eingesetzt und lang ist, eine Anzeigenseite. Eine Annonce wurde rot angestrichen.

«Sieh dir das mal an!» empfiehlt er und reicht Winnie das Blatt. « ‹Halali›. Ob wir der Sache nachgehen sollten?»

«Ich habe den gleichen Gedanken wie du gehabt, als ich die Anzeige las. Die Sache läuft. Erst recht, seit ich weiß, daß das eine Kampagne der Rhein-Main-Detektei ist.»

«Ach nee?» ruft Werner und zieht interessiert die Brauen hoch. «Die sind also auch dahintergekommen, daß es mit dem ‹Wildbrethändler› eine besondere Bewandtnis hat!»

Winnie nickt. Sie erzählt, welche Schritte sie bereits unternommen hat und daß alle Zuschriften durch ihre Hände gehen, bevor sie auf den Tisch des Inserenten gelangen. Der müsse übrigens mit den bisherigen Angeboten noch unzufrieden sein, denn die Annoncenexpedition Adomeit sei beauftragt worden, vorerst Woche für Woche dieselbe Anzeige zu wiederholen. Eine Menge an Zuschriften sei bereits eingetroffen, aber...

«Eine Kopie des berühmten Gemäldes ‹Der Wildbrethändler› wurde noch nicht offeriert», kombiniert Werner trocken.

«Genau!» bestätigt die Fotografin. Sie läßt nicht unerwähnt, daß ihre einschlägigen Recherchen eine recht kostspielige Angelegenheit sind. Sogar eine Heiratsannonce habe sie aufgeben müssen, um regelmäßig in der Kronengasse auftauchen zu können. «Laß dich also nicht verleiten, auf die Anzeige einer charmanten Enddreißigerin, selbständig und in guten Verhältnissen, aber sehr allein, zu schreiben. Das bin nämlich ich.»

«Charmant stimmt!» erklärt Werner im Brustton der Überzeugung. «Ich hoffe, du hast auch geschrieben ‹sensibel, verschwiegen und zuverlässig›. Das könnte mich reizen, wenn nicht... Zu spät, Winnie! Der alte Esel hat sich verliebt, und das auch noch unsterblich. Was er hiermit pflichtgemäß zur Meldung bringt. Du mußt es ja wissen.»

Sie lächelt, schlägt ein Bein über das andere und lehnt sich entspannt zurück.

«Erzähl doch mal!»

Ja, das tut er gern. Er fängt mit der Schilderung des zunächst ärgerlichen Nachspiels ihres letzten Treffs im Kölner Zoologischen Garten an und endet mit der Bemerkung, er hoffe sehr, daß sich mit Isolde eine Bindung auf längere Zeit ergibt.

Winnie Winkelmann trinkt den letzten Schluck Kaffee, raucht und lächelt verständnisvoll. O ja, sie versteht ihn nur zu gut! Sie hat ihre eigenen Erfahrungen mit der Sehnsucht nach wirklicher Geborgenheit. Für sich persönlich hat sie eine Lösung gefunden: Ihr genügt das vergleichsweise lose Verhältnis mit dem Mann, der nur eine Seite ihres Lebens kennt

– das Leben einer vielbeschäftigten Werbefotografin, die Termine drängen und deren Zeit bemessen ist. Er nimmt keinen Anstoß daran, daß sie viel unterwegs sein muß und mit einer Menge Leute zu tun hat – das kann nicht anders sein in diesem Beruf, das ist normal. Wenn sie zusammen sind, genießen sie das und klammern den beruflichen Alltag aus. Im übrigen haben sie Vertrauen zueinander und behindern sich nicht.

Sie sieht Werner Bredebusch an. Im tiefsten Innern hat sie viel Bewunderung für ihn, der, auf sich allein gestellt, ausgesandt wurde, die Spur der «Wölfe» zu verfolgen, den Verbleib der untergetauchten faschistischen Kriegsverbrecher auszuforschen und zu beobachten, wie sie in ihren Höhlen neue Untaten aushecken. Er hat diese Aufgaben großartig erfüllt und erfüllt sie noch immer vorbildlich. Wie lange ist es her, daß sie sich zum erstenmal begegneten? Damals, vor rund zehn Jahren war das, als er, Kurier der «alten Kameraden» in Argentinien, unglaublich braungebrannt in die Bundesrepublik kam... Nein, grau waren seine Schläfen damals noch nicht, und er bedurfte auch keiner Brille zum Lesen! Sein Leben damals war turbulent, reich an Überraschungen, sogar abenteuerlich. Daß er es durchgestanden hat, verdankt er auch dem Umstand, daß er nur seiner großen Aufgabe und sich selbst verpflichtet gewesen ist. Inzwischen wurde die Arbeit komplizierter und leiser im gleichen Maße, in dem sich das Arbeitsgebiet Bundeswehr institutionalisierte. Er, Werner Bredebusch, ist in der Hierarchie der Luftwaffe aufgestiegen, nun ja, doch in seinem Privatleben gibt es einen Freiraum, da fehlt etwas, und es ist völlig verständlich, daß ihm das gelegentlich zum Bewußtsein kommt und daß es ihn unruhig macht.

«Sag doch was dazu!» drängt er plötzlich.

«Glaubst du, daß du sie auf unsere Seite ziehen kannst? Nicht heute und morgen, aber auf lange Sicht gesehen.» Sie denkt, daß das die beste Lösung für alle Beteiligten sei.

Werner zögert. Er sieht Isolde vor sich und versucht, sich eine entsprechende Situation zu vergegenwärtigen. Es gelingt nicht. «Ich weiß es nicht», antwortet er. «Vielleicht wäre es

einfach zu schön, um wahr zu sein. Ich werde es versuchen, aber wir reden vorher noch einmal darüber. In ein paar Wochen.»

«Natürlich», sagt sie einfach. «Nichts überstürzen! Und im Augenblick haben wir den Kopf so voll.»

Der Zug beginnt schon zu bremsen. Vorm Fenster fächern sich die Gleise auf, trennen und verbinden sich wieder und münden in die überdachte Halle. Da hat sich Werner Bredebusch alias Detjen schon verabschiedet und steht an der Tür; denn in Bad Godesberg hält der Zug nur eine Minute. Winnie hat ihm Erfolg für die Lüneburger Heide gewünscht, er kann ihn brauchen. Werner sieht sich nicht um, als er den Wagen verlassen hat. Die Fotografin wird noch bis Bonn weiterfahren – sechs Minuten–, dort etwas «Wichtiges» erledigen und dann nach Frankfurt zurückkehren.

Der Kundschafter wendet sich zum Nebenausgang, verläßt das Bahnhofsgelände und läuft zu dem Parkplatz, auf dem er seinen Wagen abgestellt hat. Der will nicht gleich anspringen, der Anlasser röhrt. Was macht's? Das alte Schlachtroß wird doch in Kürze durch ein anderes ersetzt.

«Du bist eines Oberstleutnants nicht mehr würdig, mein Junge», sagt er und klopft aufs Armaturenbrett. «Da hat Winnie recht.»

In diesem Moment beginnt der Motor zu arbeiten.

16

Achim Detjen fährt aus tiefem Schlaf hoch und reißt die Augen auf. Es ist noch ganz dunkel, trotzdem rasselt der Wecker. Er streckt die Hand danach aus, um ihn abzuschalten. Da wird ihm bewußt, daß es das Telefon ist, das klingelt. Er nimmt den Hörer ab. «Detjen.»

«Guten Morgen, Herr Oberstleutnant. Ich melde: ‹Erika› ist ausgelöst. Sie werden in einer Viertelstunde abgeholt.»

«In fünfzehn Minuten, okay», bestätigt Achim und legt auf. «Erika» ist die Deckbezeichnung für die geheimnisvolle Stabsübung in der Lüneburger Heide. Es ist soweit! Er springt aus dem Bett und unter die Dusche, die er sofort auf «Kalt» dreht. Für «Warm» ist bei «Erika» keine Zeit mehr. Dann surrt der elektrische Rasierapparat, und anschließend steigt Detjen in die ungewohnte und nie benutzte Felduniform. Kaum daß ihm noch Zeit bleibt, das Schiffchen mit der Silberpaspel recht unternehmungslustig aufzusetzen. Da klingelt es schon.

Zwei Soldaten stehen draußen und erweisen die Ehrenbezeigung. Ihr Hackenklappen widerhallt im Treppenhaus.

Detjen tippt ans Schiffchen und deutet auf den bereitstehenden Offizierskoffer. «Weg damit!»

Zwei Fahrzeuge stehen auf der Straße: ein LKW, auf den die Soldaten den stabilen grauen Holzkoffer mehr werfen als stellen, und ein Kübelwagen, den Achim besteigt. Sie fahren sofort los. Einmal wird noch gehalten. Ein Oberst steigt zu, auch er in neuer Felduniform. Es sind noch die Brüche zu sehen, in denen sie gelegen hat.

Detjen grüßt und stellt sich vor.

«Holz», nennt der andere seinen Namen. «Bitte, Platz zu behalten.» Als der Kübelwagen wieder anruckt, nimmt der Oberst ein Zigarettenpäckchen heraus und hält es Achim hin. «Wie in alten Zeiten, was? Neununddreißig, vergesse ich nie. Ich war zu einem Lehrgang der Aufklärer- und Fliegerschule in Hildesheim kommandiert. Na ja, und dann kam der erste September. Von Hildesheim direkt an die Front. Und Sie?»

Achim läßt sein Feuerzeug schnappen. «Jagdflieger, Herr Oberst. Geschwader Immelmann, Kommodore Oberst Krösing. Frankreich. Rußland.»

«Berühmtes Geschwader! Wie geht's denn dem Alten?»

«Soviel ich weiß, gut. Wir sehen uns in Abständen, Erinnerungen auffrischen.»

«Grüßen Sie ihn beim nächstenmal.»

Detjen deutet eine Verbeugung an. «Mit Vergnügen, Herr Oberst!»

Beiläufiges Gerede. Man gibt sich gelassener, als man ist. Dann muß man sich festhalten, denn der Kübelwagen verläßt die Straße und wird von einem Feldjägerposten in den Wald gewiesen, in dem er grausam schaukelt und springt. Der Fahrer mindert nicht die Geschwindigkeit. Ihm ist befohlen, zu festgelegter Zeit an einer bestimmten Stelle zu sein.

Wieder Feldjäger. Eine Waldlichtung. Fast gleichzeitig treffen drei weitere Kübelwagen ein. Ihre Fahrgäste laufen geduckt auf einen Hubschrauber zu, der mit kreisenden Rotorblättern startklar wartet. Ringsum am Waldsaum beugen sich im Windzug die Baumwipfel zurück, als versuchten sie zu fliehen. Jemand von der Besatzung ist beim Einsteigen behilflich.

Gleich darauf fühlt sich Detjen wie in einem Fahrstuhl. Die Bäume, eben noch als Schattenrisse sichtbar, sinken in die Tiefe. Der Hubschrauber steigt, neigt sich ein wenig nach vorn und ist auf dem Marsch. Sie fliegen der Sonne, die mit Lichtfingern über den Horizont zu greifen beginnt, entgegen.

Niemand sagt ein Wort. Zehn Offiziere sind sie in diesem Transporthubschrauber, der mit schnell verschraubten Feldstühlen zur Stabsbeförderung umgerüstet worden ist. Der Raum ist nackt und kahl, ohne Komfort.

Aus den Augenwinkeln mustert Achim die Gruppe. Alle tragen diesen blaugrauen Lumberjack, bei dem die Rangabzeichen auf dem Oberarm befestigt sind – die Schultern müssen frei sein, denn die gleiche Ärmelweste trägt auch das fliegende Personal, und die Fallschirmgurte dürfen nicht drücken. Soweit er die Passagiere kennt, sehen sie in der martialischen Verkleidung merkwürdig verändert aus. Der General Bärwald ist da, sein Abteilungsleiter von der Hardthöhe, und auch andere Referate sind vertreten. Oberst Holz sitzt wieder neben ihm. Das nächstemal muß er Krösing über Holz ausfragen.

Erst wird der Himmel hell, dann ist es unten, als weiche die Nacht langsam vor dem Licht zurück. Das Konturen gewinnende Landschaftsbild macht es Achim leicht, die Höhe

zu schätzen. Achthundert Meter, auf keinen Fall mehr. Spielzeughaft klein kriechen da unten Autos dahin, fährt eine Eisenbahn ohne Halt durch einen winzigen Bahnhof.

Das Schweigen hält an; niemand wird sprechen, bevor nicht der General den Anfang macht. Aber der General hält die Augen geschlossen, Hubschrauberflüge sind nicht jedermanns Sache.

Das Geräusch der Rotorblätter ändert sich. Der Hubschrauber steht in der Luft auf der Stelle. Dann beginnt er langsam sich zu senken. Achim schaut hinaus. Kiefern, Wacholderbüsche, Heidekraut. Ein Stück hin ein schindelgedecktes altes Bauernhaus mit gepflegtem Fachwerk. Vor einer Hundehütte zerrt ein Wolfsspitz wütend an seiner Kette, doch obwohl er angesichts des Hubschraubers wie toll bellt, tritt niemand aus dem Haus.

Hier? fragt sich Detjen verwundert. Da ist doch nichts! Wollen sie hier etwa Zelte aufstellen? So ganz ohne Rücksicht auf das Rheuma der alten Herren? Weich setzt der Hubschrauber auf. Das Triebwerk wird abgeschaltet; die Rotorblätter schwingen aus und senken sich schwer herab.

Doch was ist das? Die Maschine sinkt weiter mitsamt einem kreisrunden Stück Heide, auf dem sie steht, vorüber an einer meterdicken, heidebedeckten Betonschicht und hinab in eine taghell beleuchtete Halle. Ein Elektroschlepper spannt sich vor und zieht den Hubschrauber von der Plattform herunter. Im selben Moment hebt diese sich bereits und stellt das Bild der heilen Heidelandschaft wieder her. Der Ausstieg wird geöffnet.

Achim ist ganz konzentriert, obwohl er ein Gesicht macht, als sei ihm das alles bestens vertraut und interessiere ihn nicht weiter. Solche unterirdischen Kommandozentralen hat er bislang nur vom Hörensagen gekannt, er weiß natürlich auch, innerhalb welcher Sperrbezirke sie liegen und welche taktischen Aufgaben zu lösen ihnen aufgegeben ist. Von der Halle zweigen mehrere Stahltore ab, groß genug, Tieflader hindurchzulassen. Sie sind alle geschlossen und durch Feldjäger-

posten gesichert. Sonst ist die Halle leer bis auf jene Soldaten in Drillichzeug, die den «Fahrstuhl», den Elektroschlepper und anderes Bedienungsgerät warten.

Eines der Stahltore öffnet sich hydraulisch. Ein offener Elektrobus surrt heran und fährt eine Schleife, so daß er in der Gegenrichtung zu stehen kommt. Ein Oberst, in Felduniform auch er, aber mit den Abzeichen der Luftverteidigung, baut sich vor dem General auf, heißt ihn und die Herren im Namen des Kommandeurs der Basis willkommen und bittet, in dem Bus Platz zu nehmen.

Detjen weiß es so einzurichten, daß er schräg hinter dem Fahrer zu sitzen kommt und den Tachometer sehen kann. Der Soldat am Steuer tritt aufs Fahrpedal, und gleich hinter dem Bus schließt sich das Tor. Einen Tunnel durchfahren sie, der zwei weißmarkierte Fahrspuren und einen schmalen Gehweg aufweist und schattenlos beleuchtet ist. Ein kleineres Elektromobil kommt ihnen entgegen und biegt seitlich ab und durch ein Tor, das sich wie von selbst vor ihm öffnet. Achim kann einen Blick hineinwerfen, aber er sieht nichts als einen Vorraum, der wohl als Parkplatz dient. Hinten abermals Türen. Vorbei. Sie passieren eine Kreuzung, die präzise nach der Straßenverkehrsordnung beschildert ist.

Eintausendsiebenhundertvierzig Meter weit ist der Bus schließlich gefahren. Er ist dabei an acht Toren links und vier Toren rechts vorübergekommen und hat zwei Kreuzungen überquert. Über allen Toren und über den Kreuzungen waren Fernsehkameras zu erkennen, die vermutlich der Feldjägereinheit, der die Sicherung der unterirdischen Basis obliegt, die Arbeit erleichtern.

Hinter ihnen liegt ein Tor, durch das vorhin Detjen den kleinen Elektrowagen durchfahren sah, und auf dem «Parkplatz» steht schon ein anderer Bus gleichen Typs. Der Oberst, der die Ankömmlinge empfangen hat, führt sie einen läuferbelegten Korridor hinunter in ein Kasino mit birkenholzgetäfelten Wänden und ebensolcher Kassettendecke. Holz gibt auch optisch Wärme; der Beton dahinter würde kalt

wirken. Natürlich ist das Kasino mit einer Belüftungsanlage versehen und hat sogar einen Hauch von Waldluft.

«Herr General! Meine Herren!» sagt der Oberst. «Der Kommandeur der Basis gestattet sich, Sie zum Frühstück zu bitten.»

Die Tische sind weiß gedeckt, Ordonnanzen in weißen Jacken stehen zur Bedienung bereit. Ein Teil der Plätze ist bereits besetzt – die Herren aus dem anderen Bus. Achim kennt keinen von ihnen.

Oberst Holz lädt ihn mit einer Handbewegung ein, sich neben ihn zu setzen. «Und das ist nun ein wesentlicher Unterschied gegenüber neununddreißig», bemerkt er leise und mit leicht ironischem Unterton. «Damals hat es nicht mit einem Sektfrühstück angefangen!»

«Sie halten das hier für einen Anfang?» fragt Achim völlig farblos und ist erschrocken von der Kaltschnäuzigkeit, mit der der Oberst von einem möglichen Kriegsausbruch spricht, gerade so, als sagte er nur: «Und morgen wird es Regen geben.»

Die Antwort lautet: «Ist doch ganz unwichtig! Wir sind Soldaten, mein lieber Oberstleutnant, wir haben so und so zu gehorchen, sonst nichts.»

Die belegten Brote werden serviert.

Wieder geht die Tür auf; ein dritter Bus muß gekommen sein. Noch eine Offiziersgruppe! Detjen zieht überrascht die Brauen hoch, als er inmitten der Ankömmlinge Brigadegeneral Gerd von Wieseneck entdeckt. Also auch der Militärische Abschirmdienst. Was tut der hier?

Von Wieseneck nickt Achim zu. Jener springt sofort auf, als der General zu ihm sagt: «Fein sehen wir aus, was?»

«Jawohl, Herr General.»

Oberst Holz mustert ihn von der Seite.

Schon in das Sektfrühstück hinein beginnt die Bildung von Sektionen und die Aufteilung der Anwesenden auf dieselben. Detjen wird als Adjutant zu General Bärwald kommandiert, seinem Abteilungsleiter von der Hardthöhe, demselben, dem

Hubschrauberflüge schlecht bekommen. Achim hat Mühe, sich ein Schmunzeln zu verkneifen. Natürlich, irgendeinen Namen muß das Kind ja haben, und da Wert auf die Teilnahme des Referatsleiters Detjen gelegt wurde... Adjutant ist gar nicht schlecht; dieser Job läßt eine gewisse Bewegungsfreiheit zu. Und Achim hat sozusagen Erfahrung als Adjutant. Das war er schon, als er mit Krösing aus Argentinien in die BRD kam. Es hat sich bezahlt gemacht. Wer achtete schon auf den Offizier, der die Aktentasche des Kommodore trug? Er war ein Nichts, und gerade das erschloß dem Kundschafter ungeahnte Möglichkeiten.

Eine Formalität ist noch zu erledigen. Die Herren begeben sich einzeln vor die Spezialkamera, die zusammen mit dem Porträt einen visitenkartengroßen Vordruck mit den Personalien des Abgebildeten aufnimmt und im Sofortbildverfahren einen fälschungssicheren Sonderausweis, nicht größer als eine Zigarettenpackung, ausstößt, der während des Aufenthalts in der Basis ständig sichtbar getragen werden muß. Detjen entnimmt dem Dokument, daß die «Stabsübung» in «Fü B/Luft, Basis IV» stattfindet. Die beglaubigende, ebenfalls fotografisch wiedergegebene Unterschrift auf dem Ausweis ist die des Feldjägeroffiziers, der für die Sicherung der unterirdischen Kommandozentrale verantwortet. Irgendein Oberst. In der Gruppe der Eingeflogenen ist Oberstleutnant der niedrigste Dienstgrad.

Ein General aus der unmittelbaren Umgebung des Generalinspekteurs der Luftwaffe begrüßt die Herren. Wenn Achim gehofft hat, nun konkrete Angaben über Zweck und Ziel der eigenartigen Versammlung unter der Erde zu erhalten, sieht er sich getäuscht. Es fallen nur ein paar dürftige Worte über die Notwendigkeit, von Zeit zu Zeit die Einsatzbereitschaft der Truppe im Hinblick auf mögliche kriegerische Auseinandersetzungen stabsmäßig zu überprüfen und unter Zugrundelegung einer angenommenen Situation taktische Varianten zu erarbeiten. Das klingt so alltäglich und trocken, so banal, daß gerade das Detjen mit besonderem Mißtrauen erfüllt.

Allgemeiner Aufbruch...

Achim wartet, bis «sein» General freisteht. Dann tritt er zu ihm und meldet sich als Adjutant. Das ist dem Abteilungsleiter ein wenig unangenehm, schließlich kennen sie sich von der täglichen Dienstbesprechung auf der Hardthöhe, aber er sieht doch mit Wohlgefallen die betont «feldmarschmäßige» Haltung seines Referatsleiters. Ein guter Mann.

Bei den Dienstbesprechungen sagt der General immer «Morgen, meine Herren! Nehmen Sie Platz!» in einem sehr zivilen Ton. Wenn er besonders gut gelaunt ist, fügt er eine Bemerkung über das Wetter hinzu. Hier erwidert er die Meldung mit einem «Danke! Stehen Sie bequem!» und fährt gleich fort: «Wie sind wir untergebracht?»

«Ordonnanz!» ruft Detjen.

Einen in sich geschlossenen Komplex innerhalb der unterirdischen Festung stellt der Kommandeur der Basis den Teilnehmern der Stabsübung «Erika» zur Verfügung. Der Wohnbereich liegt noch unterhalb der Etage. Die Zimmer beiderseits schmaler Gänge sind nicht größer als Klosterzellen, aber mit genormtem Komfort ausgestattet. Generale verfügen über Zimmer mit Bad und Toilette, die weniger Arrivierten sind auf die sanitären Einrichtungen am Ende des Ganges angewiesen. Die Organisation läuft wie am Schnürchen, alle Türen tragen bereits Namensschilder, und nachdem Achim zunächst seinen Chef in dessen Quartier begleitet hat, entdeckt er seine eigene Bleibe gleich nebenan.

Hier wie dort verblüfft ihn vor allem das Fenster. Ein kleines Fenster mit farbigen Butzenscheiben ist das, aber davor glaubt man, widersinnig unter der Erde, die Sonne scheinen zu sehen. Man ist versucht, es zu öffnen. Das geht nicht. Warum auch? Die Leuchtstoffröhre am nackten Beton würde jede Illusion zerstören. Diese Fenster sind eine Empfehlung der Militärpsychologen; sie sollen einen möglicherweise langen Aufenthalt in diesen atombombensicheren Bunkern erträglicher machen.

Genau auf Kante gestellt, findet sich der Feldkoffer auf der

Ablage wieder. Detjen sieht auf die Uhr. Ihm bleibt eine gute halbe Stunde zum Auspacken und Einrichten. Danach trägt er die Mappe des Generals.

Als alles an seinem Fleck ist, wendet sich Achim noch einmal dem Koffer zu. Dem geben in die Ecken gesetzte Kanthölzer besondere Stabilität. Das ist bei allen diesen Feldkoffern so, Detjens unterscheidet sich äußerlich in nichts von denen der anderen. Und doch ist da ein Unterschied. Eines der Kanthölzer läßt sich, obwohl scheinbar fest verleimt, nach Lösung einer Sicherung herausziehen und erweist sich als hohl. Im Hohlraum stecken eine Kleinstbildkamera und Filme. Den geladenen Apparat, äußerlich eine Streichholzschachtel, steckt er zu sich. Er hielt es für ratsam, sie beim Einfliegen nicht am Körper zu haben. Ließ sich denn absehen, welchen Kontrollen man ausgeliefert sein würde? Freilich, es handelt sich um lauter hohe Offiziere, die a priori Vertrauen genießen, aber... Achim legt die Filme in das Versteck zurück, das mit einer Bleifolie ausgeschlagen ist und so das Fotomaterial gegen die Einwirkung von Röntgenstrahlen absichert.

Pünktlich fünf Minuten vor der Zeit klopft Detjen an Bärwalds Tür. «Herr General...»

Bärwald reicht ihm seine Mappe. «Gehen wir!»

«An dieser Stelle, meine Herren, ist etwas Statistik unumgänglich», betont nachher der Referent, dessen Darlegungen wohl so etwas wie die Präambel zur Untergrundtagung sein sollen und den Achim nicht kennt. «Der Aufbau der Bundeswehr kann in diesem Jahr als vorläufig abgeschlossen betrachtet werden; der vorgesehene Entwicklungsstand wurde planmäßig erreicht. Dreihundertfünfzigtausend Mann stehen unter Waffen, Heer, Marine und Luftwaffe zusammengenommen. Unsere Luftwaffe – das sage ich in diesem Kreise nur vollständigkeitshalber – gliedert sich in die Gruppen ‹Nord› und ‹Süd› mit je zwei Luftverteidigungsdivisionen und einer Fliegerdivision. Folgende Verbände sind aufgestellt: Fünf Jagdbombergeschwader, zwei Transportgeschwader, drei Jagdgeschwader und zwei Aufklärungsgeschwader. Wie Sie

wissen, sind sechzehn weitere Geschwader geplant. Aus besonderem Anlaß erwähne ich, daß beim Heer zwei Luftlandedivisionen einsatzbereit sind...»

Die genannten Zahlen und einige mehr kennt Detjen genau; er könnte seinerseits detailliert über die geplanten sechzehn neuen Geschwader einen Vortrag halten, aber was der Referent aufzählt und mit sichtbarer Genugtuung als «einsatzbereit» bezeichnet, bringt ihm überdeutlich ins Gedächtnis, was James D. Wilson ihm gegenüber äußerte: «Die ‹alten Kameraden›, die das politische Kartenbild Europas ändern wollen, sind sich darüber im klaren, daß sie allein nichts mehr ausrichten können, daß es gerade noch dazu ausreicht, den Startschuß abzufeuern.»

17

Matthias Koeppen gießt in schneller Folge drei doppelte Kognaks hinunter. Der Ärger, den es auf seiner Dienstreise gegeben hat, steht ihm ins Gesicht geschrieben. Er kann ihn auch zu Hause nicht für sich behalten. Was ihn beschäftigt, muß heraus.

«Ausgerechnet Kramer!» sagt er wütend. «Ich schinde mich eine Woche lang ab, doch diese verfluchte Anlage läuft nicht! Ich kann machen, was ich will, sie ruckt und rührt sich nicht! Alles durchgeprüft, ganze Baugruppen neu montiert – nichts! Natürlich melde ich das. Was bleibt mir denn übrig? Am anderen Morgen kommt Kramer, sieht und siegt! Zwei Stunden später läuft das Biest – einwandfrei, ohne eine Panne! Das Gesicht von Kramer hättest du sehen sollen, Brigitte! Ich hätte in den Boden versinken mögen. So ein junger Dachs, noch nicht trocken hinter den Ohren – und entdeckt auf Anhieb, was ein alter Praktiker wie ich tagelang vergeblich sucht! Eine Lappalie! Ich bin einfach nicht drauf gekommen! Und er...»

«Er hat eben Glück gehabt», versucht ihn Brigitte zu trösten. «So tragisch würde ich das nicht nehmen.»

Koeppen stellt das Glas so hart auf, daß es zerbricht. «Auch das noch!»

«Laß nur! Ich räume es schon weg. Und außerdem, Fehler unterlaufen doch jedem mal.»

Ihr Mann schüttelt den Kopf. «Mir darf es nicht passieren!» braust er auf. «Vergiß nicht, daß ich auf die Fünfzig zugehe! Da sind sie schnell zur Hand mit solchen Worten wie ‹Altes Eisen› und ‹Auf die Müllkippe damit›! Leute wie Kramer warten ja bloß darauf, daß sich unsereiner 'ne Blöße gibt. Unter den Monteuren sind Männer in meinem Alter. Die haben mich nach Kramers Auftritt so mitleidig angesehen, daß mir heiß und kalt geworden ist. Und dann haben sie bei ihm die Klinken geputzt und ihn über den grünen Klee gelobt, sich Liebkind gemacht. Die sind nämlich in der gleichen Lage wie ich!» Er geht ziellos ein paar Schritte und bleibt wieder stehen. «Was machen wir denn, wenn sie mich feuern? Die Hypothek auf'm Haus, die laufenden Raten ...»

«Du siehst zu schwarz, Matthias», wirft sie hin und hantiert mit Handfeger und Müllschippe. «In ein paar Tagen ist Gras darüber gewachsen. Du bist doch angesehen in der Firma, und 'ne schlechte Stunde hat jeder mal.»

So leicht ist er nicht zu beruhigen. Ihm sitzt die Furcht vor sozialem Abstieg im Nacken, die Angst, unter anderen Verhältnissen nicht halten zu können, was er sich geschaffen hat. «Diesmal wird's sicherlich durchgehen», räumt er ein. «Aber wenn es sich wiederholt! Begreifst du das nicht? Kannst du dir nicht vorstellen, mit welchem Rucksack ich am Montag nach Flensburg fahre? Ich warte doch nur darauf, daß wieder was passiert und daß es einen neuen Vermerk in der Personalakte gibt, und laufe schon deshalb herum wie mit einem Brett vor dem Kopf.»

Sie geht hinaus. Die Glasscherben klirren im Mülleimer. Brigitte läßt sich Zeit in der Küche und bereitet das Abendbrot vor. Sie verwendet viel Sorgfalt darauf, auch die Augen essen

ja mit. Gleich zu Matthias zurückzukehren wäre sinnlos. Er würde sich durch jede gutgemeinte Besänftigung von neuem erregen und sich fortgesetzt im Kreise drehen. Das versteht sie sogar. Matthias war immer ehrgeizig; er ist stolz auf das, was er erreicht hat und was er seiner Familie bieten kann. Bloß nicht stolpern, bloß nicht zurückfallen! Die mitleidigen Blicke der Monteure haben ihn wahrscheinlich mehr getroffen als der Umstand, daß er eine Fehlerquelle unter Tausenden nicht gefunden hat! Ja, unter Tausenden. Brigitte braucht nur an die Konstruktionsunterlagen zu denken, die sie auf der Zeichenmaschine hat, um das beurteilen zu können. Daß er so reagiert... Es wird so viel davon geredet, daß einer in der Industrie heutzutage mit fünfzig, manchmal schon mit vierzig Jahren verbraucht und dem Leistungszwang nicht mehr gewachsen ist. Dazu die unvorstellbar schnelle Entwicklung des technischen Know-how! Was Matthias erst auf dem Technikum und dann auf der Ingenieurschule gelernt hat – längst überholt! Mit diesem Wissen kann er heute überhaupt nichts mehr anfangen, das kann ihm bestenfalls als Grundlage zum Verständnis des Neuen dienen. Er hat unendlich viel Zeit und Mühe darauf verwandt, sich auf dem laufenden zu halten; er vermochte bis jetzt Schritt zu halten – nun ist ihm ein Fehler unterlaufen, und da glaubt er, alles breche zusammen. Und natürlich gebrauchen die Jungen wie Kramer die Ellenbogen, um aufzusteigen.

Als sie mit dem Tablett ins Wohnzimmer zurückkehrt, hat Matthias sich in den Sessel vor dem Fernseher gesetzt und den Apparat eingeschaltet. Brigitte sieht es erleichtert. Der Freitag-Krimi läuft, und der wird ihn ablenken. Inzwischen ist auch Sabine gekommen, hockt auf Vaters Sessellehne, hat ihm den Arm um die Schulter gelegt und starrt ebenfalls auf die Mattscheibe. In dem Privatdetektivbüro, um das es da geht, haben sie einen Jungen mit Kieksstimme, und dieser Knabe mit dem ewigen Stimmbruch kommt bei den Zuschauern großartig an.

Daß Sabine dasitzt, läßt Brigitte aufatmen. Vor seiner

Tochter bewahrt Matthias Haltung, da zeigt er keine Schwäche. Das Abendbrot verläuft harmonisch und trägt dazu bei, daß Koeppen auch innerlich ruhiger wird. Er kommt sogar nachher nicht mehr auf den Vorfall zurück.

Am Sonnabend hat Koeppen frei – das ist nach ganzwöchigem Außeneinsatz so üblich – und holt seine Frau von der EGA ab. Sie bummeln ein bißchen, begucken Schaufenster und besuchen ein Café. Und da fällt wie beiläufig die Frage: «Und was gab es bei dir Neues in der Woche?»

Sie erzählt ausführlich von Isolde Herdegen, die Matthias wenigstens dem Namen nach ein Begriff ist. Und weil sie eigentlich nur schwer etwas für sich behalten kann und weil es gut tut, sich mitzuteilen, spricht sie auch über den Schreck, den sie bekommen hat, als im Zeichensaal der Name Detjen fiel – Achim Detjen, Offizier bei der Luftwaffe.

Koeppen sieht überrascht auf. Dann lächelt er, nimmt Brigittes Hand und streichelt sie ein wenig. «Das kann ich verstehen», sagt er. «So eine Namensgleichheit – da kommen natürlich Assoziationen auf. Und auch noch Flieger. Zufälle gibt's, die gibt's gar nicht. Aber du weißt ja genau, daß es nicht *der* Achim Detjen sein kann.»

Er kennt die Geschichte von Brigittes großer Liebe; er hat die Fotos und Briefe gesehen und weiß, daß das alles oben auf dem Boden in der alten Kommode liegt. Daß seine Frau es aufhebt, toleriert er. Das war vor seiner Zeit, und er ist nicht der Mensch, der Erinnerungen zerstören und darauf drängen will, daß Brigitte den Moment seines Auftauchens als das Jahr Null ihres Lebens betrachtet.

Sie nickt. «Ich weiß es. Und trotzdem ist mir ganz komisch geworden. Die Sache hat mich eigenartig berührt. Der Mann ist sogar genau so alt, wie Achim jetzt wäre. Er stammt aus Hamburg und sogar aus der Gegend um den Fischmarkt. Da liegt die Gröninger Straße! Und Jagdflieger war er auch. In Rußland.» Brigitte sieht Matthias verlegen an. «Ein bißchen viel Zufall, nicht?»

«Es sieht zumindest so aus.» Er sagt das ohne Erregung, mit nur sachlichem Interesse und läßt sich eine Zigarre bringen. «Andererseits... An der Ostfront wurde man rasch für tot erklärt. Uns hämmerte man immer ein, die Russen machten keine Gefangenen, und man konnte sich ja nicht selbst widersprechen.» Er drückt die Zigarre vorsichtig zurecht, ehe er sie in Brand setzt. «Dazu das allgemeine Durcheinander, Brigitte: Toterklärte sind wieder aufgetaucht, Männer, die man am Leben glaubte, lagen längst unter der Erde; von anderen weiß man bis heute nicht, wo sie abgeblieben sind. Was ich selbst erlebt habe! Rückzug. Leute aus den verschiedensten Truppenteilen zusammengewürfelt. Gesichter, die du nie gesehen hattest! Und plötzlich Artilleriebeschuß. Zehn Meter vor mir wurde einer von einer Granate zerfetzt; nichts blieb von ihm übrig, und keiner von uns hätte sagen können, wer er war, wie er hieß und wo er wohnte. Tausende solcher Fälle!» Matthias winkt ab, als könne er mit einer Handbewegung Erinnerungen wegwischen. «Ich würde glauben, daß es Detjen ist, wenn da nicht der Brief von diesem Mechaniker wäre. Wie hieß er doch?»

«Lehmann, Unteroffizier Paul Lehmann.»

Koeppen nickt. «Ja! Der hing doch an ihm. Der hätte im Zweifelsfalle noch geschrieben: ‹Es besteht die Möglichkeit, daß er sich retten konnte.› Aber er ist ganz sicher gewesen.» Matthias raucht ein paar Züge und nickt beifällig. Die Zigarre schmeckt. «Wenn ich's genau überlege, ist es wirklich merkwürdig. Lehmann hat selbst mit den Artilleriebeobachtern gesprochen.»

Brigitte seufzt und blickt auf die Handtasche nieder, die sie auf den Knien hat. Gedankenlos läßt sie das Schloß schnappen – auf, zu, auf, zu. «Was soll ich denn machen?» fragt sie dann hilflos. «Ob ich Isolde das sage?»

«Den Teufel wirst du tun!» erwidert er und nimmt wieder ihre Hand. «Was willst du denn vorbringen? Daß dieser Detjen nicht Detjen sein kann? Brigitte! Willst du dich lächerlich machen? Das sind eben diese Unwägbarkeiten! Du hast dich

damit abgefunden, daß es einen Achim Detjen nicht mehr gibt. Ich kann verstehen, daß du sein plötzliches Auftauchen nicht begreifst. Soweit gut, alles andere sind Spekulationen. Ein Mann in dieser Position – da kannst du sicher sein, daß es mit rechten Dingen zugeht! Halt dich da 'raus!»

Er hat gut reden, denkt die Koeppen. Was geht ihn Achim Detjen an? Nicht, daß sie noch der alten Liebe nachtrauert, sie hat ihr Leben an der Seite von Koeppen eingerichtet und ist ganz zufrieden, dennoch bleiben Fragen – um so mehr, je länger sie nachdenkt. Warum hat er sich nicht wenigstens gemeldet, als der Krieg vorbei war?

Matthias betrachtet die weiße Asche der Zigarre. «Ich stelle mir vor, daß er in Gefangenschaft gewesen ist», fängt er neu an. «Wer weiß, wann sie ihn entlassen haben! Sicherlich ist er erst mal nach Hamburg gefahren und hat vom Tod seiner Eltern erfahren. Bestimmt hat er sich auch nach dir erkundigt. Du warst weg, du hattest unterdessen mich geheiratet. Alle Achtung, daß er nicht eines Tages vor meiner Tür gestanden hat! Er war fair genug, dir deinen Lebenskreis zu lassen. Nun sei du fair genug, dich nicht in seinen hineinzuhängen! Du hast deine Erinnerungen, und er hat seine; du hast mich, und er hat jetzt diese Isolde Herdegen. Laß es dabei.»

«Wahrscheinlich hast du recht», räumt sie ein, aber dann lächelt sie und sagt: «Ich wüßte doch zu gern, wie er jetzt aussieht!»

Koeppen verliert langsam die Geduld. Doch er schafft es, mit ruhiger Überlegenheit zu antworten: «Tu's nicht, Brigitte! Du würdest enttäuscht sein. Stell dir mal vor, wieviel Wasser den Rhein hinuntergeflossen ist seit dem Tag, an dem ihr euch zum letztenmal begegnet seid! Wir beide sind älter geworden, und er ist auch nicht mehr der strahlende Held, zu dem ihn deine Erinnerung verklärt hat. Vermutlich würdet ihr aneinander vorbeigehen, ohne euch zu erkennen. Laß die Vergangenheit ruhen, Brigitte!»

Sie merkt deutlich, daß es ihm zuviel wird; sie will den Bogen nicht überspannen und schweigt deshalb. Auf die Uhr

schaut sie plötzlich und drängt zum Aufbruch. Sie haben doch Sabine versprochen, sie mit dem Wagen von der Schule abzuholen, und nun hätten sie sich beinahe verplaudert. Tatsächlich können sie das Mädchen gerade noch abfangen.

Am Montag im Zeichensaal vermeidet Brigitte Koeppen jedes Gespräch über Isolde Herdegens neuen Freund. Es bietet sich auch keine Gelegenheit dazu, weil es an diesem Tag hoch hergeht. Und nach Feierabend hat es Brigitte Koeppen sehr eilig, das Werkgelände zu verlassen. Sabine weiß, daß sie heute später kommen wird. Brigitte läuft schnell zum Parkplatz. Matthias und sie sind heute früh gemeinsam zur EGA gefahren, aber dann ist der Ingenieur mit dem Montagebus der Firma nach Flensburg aufgebrochen, und der Opel-Kadett steht bis zu Matthias' Rückkehr zu ihrer alleinigen Verfügung. Sie lenkt ihn nach Bonn.

Nein, es läßt ihr doch keine Ruhe. Sie muß Achim Detjen sehen. Nur mal so und von weitem, in gebührender Entfernung wird sie sich halten und einer Begegnung ausweichen. Und Matthias soll nie von diesem abenteuerlichen Unternehmen erfahren, auch nicht Isolde. Daß sie der heute in Bonn über den Weg läuft, muß sie nicht befürchten. Isolde hat beiläufig erwähnt, sie gehe gleich nach Hause und von dort aus zum Abendstudium. Also wird Detjen in Bonn sein.

Ein bißchen aufgeregt ist sie. Das, was sie vorhat, erinnert sie an die Krimis im Fernsehen und ist ungewohnt. Das kostet auch ein bißchen Überwindung, doch die Neugier überspült alle Hemmungen. Und als sie erst einmal das Ortsschild von Bonn passiert hat, fühlt sie sich voll und ganz bei der Sache.

Das Telefonbuch verrät die Adresse. Ein Stadtplan kreist das Problem weiter ein. Brigitte fährt nicht bis unmittelbar heran. Sie stellt den Kadett in der Nähe ab, nimmt ein Einkaufsnetz und erwirbt zwei Köpfe Salat. So, meint sie, mit dem Netz in der Hand, kann sie überhaupt nicht auffallen: Sie ist eine von vielen Hausfrauen, die in der Gegend wohnen und vom Einkauf kommen. Als nächstes klärt sie, auf welcher

Seite der Straße die ungeraden Hausnummern liegen. Dort geht sie entlang, weil der Neubau mit Detjens Wohnung zur geraden Ziffernreihe zählt. Das erstemal läuft sie vorbei: eine glatte Hochhausfassade mit unzähligen breitgezogenen Fenstern und Balkons. Daran sieht sie ein wenig hilflos empor, ohne stehenzubleiben.

Etwas langsamer wird ihr Schritt. Ein Stück hin wechselt sie die Straßenseite und kommt zurück. Wie üblich ist die Haustür zu. Alle Haustüren werden geschlossen gehalten – einmal der ständig steigenden Kriminalität wegen und zum anderen, um die ambulanten Händler fernzuhalten, derer man sich kaum erwehren kann. Eine wahre Landplage ist das. Neben dem Eingang befinden sich, indirekt beleuchtet, die nach Etagen geordneten Namensschildchen mit den dazugehörigen Klingelknöpfen und die Wechselsprechanlage.

«Detjen.» Im siebenten Stock, aha!

Sie steht unschlüssig da. Wie nun weiter? Im Kino ist das immer viel einfacher. Nach dem Ratschluß der Filmemacher kommt da stets ein hilfsbereiter Mensch des Weges und hilft dem glückbegünstigten Detektiv ahnungslos weiter.

«Kann ich Ihnen behilflich sein, gnädige Frau? Zu wem möchten Sie denn?» fragt eine Männerstimme in ihrem Rücken. Sie zuckt richtig zusammen, so erschrickt sie sich. Wenn das Detjen ist! Brigitte reißt sich zusammen, zwingt sich zu einem Lächeln und dreht sich um. Vor ihr steht ein gutaussehender Mann Anfang Vierzig mit grauweißem gepflegtem Kinnbart und einer breiten Narbe auf der Wange. Die kann das Aushängeschild einer sogenannten «schlagenden Verbindung» aus der Studentenzeit des Herrn sein, ein «Schmiß»; sie könnte aber auch von einer Kriegsverletzung herrühren. Wenn sie nur die Augen sehen würde! Doch die sind hinter einer dunkelgetönten Brille verborgen.

Mit einemmal reizt es Brigitte Koeppen, das Schicksal herauszufordern. «Ich möchte zu Herrn Detjen», sagt sie.

Nein, er ist es nicht. Auch der Name scheint ihm nicht geläufig zu sein; er blickt auf die Namensschildchen. Wen kennt man schon im Labyrinth solcher Wohnsilos?

«Im siebenten Stock», hilft sie verwegen nach. «Ich habe schon geklingelt, aber da meldet sich niemand. Vielleicht ist die Klingel kaputt.»

Das hält der Herr mit dem Kinnbart für möglich. Er hat schon seinen Hausschlüssel in der Hand und stellt mit verbindlicher Freundlichkeit anheim, mit ihm hineinzukommen und zur Wohnung hinaufzufahren. Sie nimmt an. Ganz wohl ist ihr nicht in ihrer Haut, aber zurück kann sie nicht mehr.

Zum Glück verläßt der Mann in der vierten Etage den Fahrstuhl. Allein gelassen in dem engen Käfig, fährt sie weiter, hat starkes Herzklopfen, und der Hals wird trocken. Ein paarmal schluckt sie erregt. Wenn sie oben ist... Nein, klingeln wird sie auf keinen Fall! Sie kann doch nicht sagen: «Guten Tag, Achim! Da bin ich; die ehemalige Brigitte Sauer, von Neugier geplagt.» Und sie kann ihm auch nicht das Netz mit den Salatköpfen hinhalten und behaupten, dies sei eine Werbeaktion des Gemüsehandels. Worauf hat sie sich bloß eingelassen.

Das Glockenzeichen. Der Fahrstuhl steht, die Tür öffnet sich lautlos, der siebente Stock.

Der Fahrstuhl schließt unmittelbar an das Treppenhaus an und ist wie dieses von allen Seiten zugänglich. Von vorn betrachtet, liegt Detjens Wohnung links vom Treppenhaus. Sekundenlang lauscht Brigitte Koeppen. Sie hört im Haus Stimmen, ohne zu verstehen, was gesagt wird; sie hört Radiomusik, ohne zu wissen, woher sie kommt. Sie zuckt zusammen, als sich hinter ihr die Fahrstuhltür schließt, vom Glockenzeichen begleitet. Der Käfig ist gerufen worden und fährt abwärts.

Brigitte hastet die Treppe hinab. Unten im Erdgeschoß die Briefkästen, etagenweise geordnet, Viererkolonnen. Der Briefkasten Detjens quillt über. Sie schließt daraus, daß er noch nicht zu Hause ist. Bloß raus!

Wieder geht Brigitte Koeppen auf die andere Straßenseite. Jetzt weiß sie, wo sie Detjens Fenster suchen muß, gleich links neben dem hellen Treppenhaus, im siebenten Stock.

Am liebsten würde sie zum Auto laufen und abfahren. Das tut sie nicht. Nun ist sie schon einmal hier und hat die ersten Schritte getan, die Selbstachtung gebietet ihr, nach dem A auch B zu sagen. Brigitte wird warten, ihn entweder beim Betreten des Hauses oder am Fenster sehen. Im Auto hat sie ein Fernglas, oh, sie hat an alles gedacht! Sie geht nun doch zum Wagen und fährt ihn so nahe heran, daß sie, in die Polster gelehnt, alles überblicken kann. Der Rest ist nur noch eine Frage der Geduld.

Dann klopft jemand ans Fenster. Eine Polizeihostess, die bereits den Quittungsblock aus ihrer Umhängetasche zieht. In wohlgesetzten Worten und bestimmt macht sie die Fahrerin des Opel-Kadett aus Köln darauf aufmerksam, daß sie im Parkverbot steht und der Sachverhalt bloßen «Anhaltens» offenkundig nicht gegeben ist, da weder der Motor läuft, noch die Scheinwerfer brennen. Zur Kasse, bitte.

Das Spesenkonto in der Ermittlungssache Detjen, Achim, wird mit fünf Mark belastet, und ihren Beobachtungsposten muß die frischgebackene Detektivin auch aufgeben.

Eigentlich hat sie sich das alles ganz anders vorgestellt.

18

Die Bahnstrecke ist doppelgleisig. In sanften Biegungen windet sie sich um bewaldete Hügel, überquert auf hohem Viadukt einen silbrig glänzenden Strom und zieht sich zwischen weitgestreckten Getreidefeldern dahin. Das Korn steht hoch, goldgelb und ährenschwer, die Zeit der Reife ist nahe, in wenigen Wochen wird hier Wind über die Stoppelfelder streichen. Übergangslos schließt sich Kuschelgelände an und geht in einen Streifen Hochwald über. Am Waldrand liegt ein Dorf, knapp zwei Dutzend Häuser nur an beiden Seiten der Straße entlang, die auf der einen Seite in den Wald hineinführt und hier den Bahnkörper überquert. Schranke und

Ampelanlage, und direkt daneben ein winziger Bahnhof, eigentlich bloß ein Haltepunkt mit mehreren Nebengleisen. Neben dem Bahnhofsgebäude steht ein langgestreckter Lagerschuppen mit Be- und Entladerampe. Drei große Buchstaben am Giebel: «BHG». Draußen stehen ein Lastwagen, ein Pferdefuhrwerk und zwei Traktoren mit Hängern, grau vom Sommerstaub. Würde man daran vorübergehen und auf einem schmalen Pfad weiter hinein in den Wald, käme man zu einem Stellwerk, das viel zu groß wirkt im Verhältnis zu dem kleinen Bahnhof und auch viel moderner aussieht als er mit seinen freundlichen Fachwerkwänden und den Blumenkästen vor schmalen Fenstern. Das Stellwerk ist später gebaut worden und dient wohl vor allem dem Zweck, den großen Fernzügen freie Durchfahrt zu garantieren, langsame Gütertransporte zeitweilig aus dem Verkehr zu nehmen und in Wartepositionen zu dirigieren, und somit Aufgaben zu lösen, die der kleine Bahnhof bei seiner Gründung noch nicht hatte. Eine wichtige Schaltzentrale des Verkehrs auf der stählernen Straße, die in einiger Entfernung aus dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik in das der BRD hinüberführt. An der Giebelwand des Bahnhofs lugt unter der Tünche noch eine alte Inschrift hervor, die auf einen hundertfünfzig Kilometer weiter westlich entfernten Bahnknotenpunkt hinweist. Diese Inschrift ist es, die Detjen einen schwachen Anhaltspunkt zur Lokalisierung der Szenerie gibt. Die Ortsschilder des Dorfes sind blind, und blind ist auch die Namenstafel des Bahnhofs. An diesem vorüber führt die Bahnstrecke jenseits des Waldstreifens wieder durch offenes Land, fast schnurgerade verlaufend, und zu beiden Seiten ziehen sich neuerlich Felder hin.

Weder das Transportband am Lagerschuppen noch die Männer im «blauen Gustav», die daran arbeiten, bewegen sich. Die Pferde des Gespanns scharren weder ungeduldig mit den Hufen, noch werfen sie einmal die Köpfe auf. Reisende auf dem Bahnsteig stehen wie erstarrt. Es sind kleine Kinder dabei, aber die regen sich auch nicht. Ein Hund macht Männchen und denkt nicht daran, sich wieder auf die Vorderpfoten

niederzulassen. Die Szene ist seltsam atemlos. Kein Windhauch wellt das Getreide. Die Traktoren sind stumm; das Vieh auf den Koppeln am Dorf gibt keinen Laut von sich.

Eine Riesenhand greift von oben herab und leert den Vorplatz des Lagerschuppens. Dann nimmt sie die Menschen vom Bahnsteig.

«Das topographische Modell», sagt eine sachliche Stimme, «zeigt Ihnen maßstabgerecht und völlig genau bis ins kleinste Detail den in Aussicht genommenen Schauplatz. Das Modell ist kartographisch erfaßt; die angefertigten Meßtischblätter liegen Ihnen vor. Sie haben diesen Bahnhof – nennen wir ihn X-Stadt – soeben an einem normalen Wochentag gesehen. Nachts bietet sich uns folgendes Bild dar.»

Plötzlich erlischt mit einem Schlag das Deckenlicht; nur ein bläulicher Scheinwerfer brennt noch und simuliert Mondschein. In den dörflichen Häusern werden die Fenster hell, die Straßenlaternen brennen, und die Beleuchtungskörper des Bahnhofs geben den Gleisanlagen Glanz. Die Weichen haben Licht – weithin sind die Zeichen der Laternen zu sehen. Vor- und Hauptsignale stellen rote und grüne Punkte in die Landschaft, und aus den schräggestellten hohen Fenstern des Stellwerks sind rechteckige, blendungsfreie Leuchtkörper geworden.

«Es ist drei Uhr morgens», fährt die sachliche Stimme fort. «Um drei Uhr zwo passiert ein Güterzug X-Stadt in östlicher Richtung. Na, das ist er ja schon. Ganz pünktlich.»

Zwei schwere Dampflokomotiven schleppen eine lange Kette von Kesselwagen. Nein, der Zug hat aber auch gar nichts von der pingeligen Sauberkeit der Anlagen von Modellbahnenthusiasten. Staubbedeckt und rußig sieht er aus; übergelaufene Füllmittel haben Spuren an den Kesselwagen hinterlassen. Im Bahnhofslicht ist das alles deutlich wahrzunehmen. Der Güterzug rollt vorüber. Hinter ihm schalten die Signale, vom Stellwerk gesteuert, zurück auf «Rot».

«Um drei Uhr sieben», referiert die sachliche Stimme weiter, «kommt aus der Gegenrichtung ein alliierter Militär-

transport. Er fährt von Westberlin nach dem Bundesgebiet und hält nicht innerhalb der Zone, von verkehrsbedingten Aufenthalten selbstverständlich abgesehen. Züge dieser Art fahren regelmäßig und sind fest im Fahrplan der Deutschen Reichsbahn verankert.«

Er rollt heran. Die rotweiße Diesellokomotive schiebt den dünnen Lichtstrahl ihres Mittelscheinwerfers vor sich her. Sie zieht eine Reihe von Schnellzugwagen; angekoppelt sind auch ein paar Güterwagen mit planenbedeckten Militärfahrzeugen. Von den Militärtopographen mittels Sprayflaschen und Farbe ebenso realistisch hergerichtet wie der andere, rollt der Zug über den hohen Viadukt, unter dem der Strom im Mondlicht schimmert, und fährt zwischen den Feldern auf den Bahnhof zu. Die Signale, die bisher «Freie Fahrt» anzeigten, schalten unversehens um auf «Rot». Der Militärtransport verlangsamt seine Fahrgeschwindigkeit und hält.

«Gemeinhin», sagt die sachliche Stimme, «halten alliierte Militärtransporte in X-Stadt nicht, aber in dieser Nacht, besser, an diesem frühen Morgen, steht das Signal, wie Sie sehen, auf ‹Halt›. Das ist das Werk einer Gruppe von Menschen, die keine andere Möglichkeit als den alliierten Militärzug sieht, aus dem Bereich der Zonenmachthaber in die Freiheit zu gelangen. Wir müssen davon ausgehen, daß diese Personen bereits beobachtet werden und daß ihnen die Flucht nach Westberlin nicht mehr glücken würde.»

Das Modell der Bahnstrecke und ihres Umfeldes ist fünf mal zehn Meter groß. An der einen Schmalseite befindet sich das Schaltpult, das der Referent selbst betätigt. Ein großer hagerer Mann ist das mit einer Hakennase, Ende Fünfzig, schätzungsweise. Seine Felduniform trägt die Rangabzeichen eines Obersten der Luftwaffe. Er spricht mit monotoner Stimme, gewissermaßen mit einem einzigen Ton, ohne Hebungen und Senkungen und ganz ohne Anstrengung. Was er hier vorträgt, ist aus seinem Mund die selbstverständlichste Sache der Welt.

An den Längsseiten der topographischen Darstellung stehen Teilnehmer der Stabsübung: angespannte, konzentrierte Ge-

sichter, soweit das in der künstlichen Morgendämmerung der Beleuchtung erkennbar wird. Die Gruppe ist nicht sehr groß, die sich versammelt hat. Ihre Mitglieder wurden kurzfristig und scheinbar wahllos aus dem Kreis der Teilnehmer der Stabsübung zusammengezogen. Die scheinbare Ziellosigkeit der Auswahl täuscht – jeder kennt jeden. Die Art, wie sie sich begrüßt haben und wie sie miteinander reden, macht das für Achim Detjen deutlich erkennbar. Er ist ein Fremder in diesem Kreis. Sehr betont hält er sich bescheiden einen halben Schritt hinter seinem General. Und so steht er da mit nichtssagendem Gesicht und in anmutiger militärischer Haltung und fürchtet nur, sein Chef könne ihn gerade jetzt mit einer belanglosen Besorgung entfernen. Zum Glück ist der General zu sehr bei der Sache.

Auch General von Wieseneck weilt im Raum. Die Leute, die ihn umgeben und mit denen er manchmal leise spricht, fallen aus dem Rahmen. Sie tragen zwar Uniformen, aber Achim will scheinen, daß sie eigentlich nicht gewohnt sind, den «bunten Rock» anzuhaben und daß sie sich darin bewegen wie verkleidete Zivilisten. Ihnen fehlt die selbstverständliche Gewohnheit, mit der langgediente Offiziere die Uniform tragen. Detjen vermutet, daß diese Truppe, da Wieseneck sie anführt, zu den Geheimdiensten gehört: Bundesnachrichtendienst als Verantwortlichen für Auslandsaufklärung vor allem, und sicherlich auch zu dem Bundesamt für Verfassungsschutz. Na, da befinden wir uns ja in illustrer Gesellschaft! Die Mehrzahl der Teilnehmer an der gesonderten Beratung vermag er nur bedingt einzuordnen. Achim vermutet in ihnen Truppenoffiziere.

Er bemüht sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen und sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen. Der Blick auf das Modell macht ihn hellwach. Das ist kein beliebiger Sandkasten, wie er bei jeder Stabsübung eingerichtet wird und zu anschaulicher Demonstration gedachter Kampfhandlungen dient. Was hier vor ihnen steht, ist mehr. Das ist ein bis aufs I-Tüpfelchen genau nachgebautes Stück Deutsche

Demokratische Republik, mit Luftbildmeßkameras präzise erfaßt, mittels des Interpretoskops auf Meßtischblätter übertragen, durch Fotoaufnahmen an Ort und Stelle ergänzt und von Topographietechnikern mit höchster Genauigkeit in dieses Schaubild umgesetzt. Da fehlt nichts! In jenem Dorf gibt es beispielsweise eine Maschinen-Traktoren-Station, und wahrscheinlich entspricht sogar die dort sichtbare Technik den realen Gegebenheiten. Das Haus, vor dem der beigefarbene Wartburg parkt, dürfte einem Tierarzt gehören, das polizeigrüne Moped im Dorf den Wohnsitz des Abschnittsbevollmächtigten markieren.

«Nachdem die Flüchtlinge den Zug bestiegen haben, gibt das Signal», der hagere Referent weist mit einem Zeigestab darauf, «Freie Fahrt.»

Tatsächlich geht der Schwenkarm des Hauptsignals hoch, das Licht am Mast wechselt von «Rot» auf «Grün». Der Zug setzt sich in Bewegung, eine rotweiße Diesellok, eine Reihe von Schnellzugwagen und dann die Güterwagen mit den planenbedeckten Militärfahrzeugen.

«Das ist so organisiert», fährt der Vortragende fort. «In der Zwischenzeit hat die überwältigte Besatzung des Stellwerks die sogenannte Transportpolizei der Zone – unserer Bahnpolizei vergleichbar – alarmiert.»

Der Zug fährt. Er erreicht jetzt den schnurgeraden Streckenabschnitt, der zwischen weiträumigen Feldern verläuft. Es ist ein wenig heller geworden – die kaum merkliche Verschiebung eines Widerstands am Schaltpult hat das bewirkt –, und der fahrende Zug und die Felder ringsum machen einen ganz normalen, ja, einen friedvollen Eindruck.

Alle im Raum, Detjen eingeschlossen, zucken unwillkürlich zusammen, als es plötzlich dreimal hintereinander knallt. Am Gleiskörper gibt es winzige Lichtblitze, und gleich darauf steht der Zug.

Der Referent deutet mit dem Zeigestock darauf. «An dieser Stelle stoppt die besagte Transportpolizei den Militärzug mittels des international üblichen Notsignals. Die drei in

gleichem Abstand auf den Schienen befestigten Sprengkörper, die die Last der Lokomotive zur Explosion bringt, bedeuten: ‹Strecke blockiert.› Ihr Knallen verpflichtet jeden Lokomotivführer der Welt, augenblicklich zu stoppen. Die vorauszuberechnende Haltestreckte des Zuges wird bereits von der Trapo umstellt sein.»

Er drückt auf einen Knopf, und buchstäblich aus dem Boden wachsen Männer in eisenbahnblauen Uniformen, alle mit Maschinenpistolen bewaffnet. Der Zug ist eingeschlossen.

«Der Einsatzleiter der Transportpolizei besteht darauf, den Militärtransport zu durchsuchen, um die in X-Stadt zugestiegenen flüchtigen Personen zu verhaften.»

Das stimmt ja hinten und vorn nicht, denkt Achim. Gesetzt den Fall, die im Stellwerk überwältigten Eisenbahner könnten sich tatsächlich so schnell befreien und über Basa-Netz, die Bahnselbstanschlußanlage, den Anschlag melden – wie sollten binnen Minuten Transportpolizisten in solcher Anzahl an diesen Punkt gelangen und überdies noch Stellung beziehen? Das ist unmöglich! Und unmöglich wäre auch, daß ein beliebiger Polizeioffizier selbstherrlich auf Durchsuchung eines alliierten Militärzuges bestehen würde. Da gibt es nämlich Dienstanweisungen, und denen zufolge dürfte der Zug durch DDR-Organe lediglich aus betriebstechnischen Gründen zum Halten gebracht werden. Maßnahmen gegen den Militärtransport stünden nach den Bestimmungen des Alliierten Kontrollrats lediglich zeitweilig in der Deutschen Demokratischen Republik stationierten sowjetischen Militäreinheiten zu. Nein, was hier so aufwendig als Übungsvorgabe in Szene gesetzt worden ist, entbehrt der Realität und ist eine bloße Fiktion. Was soll denn das?

Aus den Augenwinkeln heraus beobachtet Detjen Brigadegeneral von Wieseneck. Der hat sich gerade ein wenig zu einem seiner Begleiter gebeugt, und dieser sagt ihm leise etwas ins Ohr. Was er erklärt, scheint von Wieseneck zu befriedigen, denn er nickt und hat ein ganz ernstes, gespanntes Gesicht.

«Der Leiter des Militärtransports lehnt das Ansinnen des

Trapo-Offiziers selbstverständlich ab. Daraufhin versucht sich die Zonenpolizei gewaltsam Zutritt zu verschaffen, was einen bewaffneten Zusammenstoß unvermeidlich macht. Wir werden über die im Zug vorhandenen Funkanlagen von der bedrohlichen Lage des amerikanischen Militärzuges unterrichtet. Der Anlaß zu militärischem Eingreifen durch NATO-Streitkräfte ist durch die unerhörte Provokation gegeben.»

Werner Bredebusch steht wie erstarrt. Er hat Mühe, sich seine Erregung nicht anmerken zu lassen. Gleiwitz! fährt es ihm durch den Kopf. Gleiwitz! Da waren am Vorabend des zweiten Weltkrieges «polnische» Truppen auf reichsdeutsches Gebiet vorgedrungen, hatten den Radiosender Gleiwitz besetzt, wie wild um sich geschossen und Hetztiraden ausgestrahlt und damit den unmittelbaren propagandistischen Anlaß für Hitler geliefert, «zurückzuschießen». Später erst ist die Wahrheit ans Licht gekommen: Nicht polnische Soldaten hatten den Sender besetzt, sondern ein Spezialkommando der SS in polnischen Uniformen.

Die Parallele ist unverkennbar. Nein, die sorgsam bemalten Figürchen, die den Zug einschließen, stellen in Wahrheit nicht Angehörige der Transportpolizei dar. Sie stehen für ein Spezialkommando aus gedungenen Elementen, die man in die eisenbahnblauen Trapo-Uniformen gesteckt hat, die die Provokation liefern und den von den «alten Kameraden» und ihren jungen Parteigängern geplanten dritten Weltkrieg entfesseln sollen. Der deutsche Imperialismus hat Tradition auf diesem Gebiet. Wahrscheinlich ist das benötigte Spezialkommando bereits zusammengestellt. Warum sonst wäre der BND hier anwesend? Wirklich, das ist eine «würdige» Aufgabe für die Dunkelmänner aus Pullach! Das haben sie drauf. Sabotageakte und Provokationen auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik sind ihr tägliches Brot, und seit Wochen überschlagen sie sich geradezu.

Der Referent schaltet das Deckenlicht wieder ein und wendet sich zum ranghöchsten Offizier im Raum. «Herr General», sagt er knapp, «gestatten Sie, meinen Vortrag zu beenden.»

Der Angesprochene dankt und nimmt seinerseits das Wort. Die Gesamtheit der einzuleitenden militärischen Maßnahmen sei nicht die Aufgabe des hier versammelten Kreises, betont er und präzisiert, seine Sache sei es vielmehr, Unterstützung und Entsatz des festliegenden Militärzuges aus der Luft zu sichern, einschließlich des Absetzens der Luftlandetruppen und...

General Bärwald dreht sich zu seinem Adjutanten um. «Kommen Sie, Detjen!» bemerkt er. «Da wollen wir die Herren mal nicht stören.» Er nickt dem weitersprechenden General kameradschaftlich zu und wendet sich zum Ausgang.

Achim kocht innerlich. Gerade jetzt! Ausgerechnet in diesem Augenblick muß sein General gehen! Detjen versucht zu retten, was zu retten ist. «Die Meßtischblätter, Herr General», bringt er hervor. «Herr General wollen doch sicher noch in Ruhe einen Blick darauf werfen.»

Tatsächlich bleibt Bärwald sekundenlang stehen. «Die Meßtischblätter?» wiederholt er und scheint zu zögern. Aber dann winkt er ab und erklärt leise: «Ich bringe diesen Zug nicht zum Stehen. Ich fliege nicht zu diesem Zug. Das Gebiet um den Zug ist mir scheißegal.» Und geht. Detjen folgt ihm in zwei Schritten Abstand. Was bleibt ihm übrig?

Er kann nicht umhin; er muß eine Grimasse schneiden, die wie ein amüsiertes Lächeln aussieht und die geistreiche Formulierung gebührend würdigt. Dabei ist er verzweifelt. Wie, um Himmels willen, soll er das Gelände lokalisieren, das dort im Sandkasten topographisch arrangiert worden ist? X-Stadt? Er hat die ganze Zeit über krampfhaft überlegt, ob das künstliche Landschaftsbild nicht Assoziationen in ihm weckt. Vergebens. Die Gegend ist ihm unbekannt, soviel steht fest. Freilich gibt die anonym gehaltene Landschaft des Modells Orientierungshilfen: Es handelt sich um eine Strecke, auf der alliierte Militärtransporte verkehren, da ist der Fluß, über den sich der Viadukt spannt, das Dorf am Wald, das moderne Stellwerk und der für einen Fachmann sicherlich identifizierbare Typ des Systems der Haupt- und Nebengleise.

Aber: Wie soll er diese wichtigen Details richtig, maßstabgerecht und unverwechselbar treffen, wenn er versucht, aus der bloßen Erinnerung eine Skizze zu zeichnen? Er ist nie kleinmütig gewesen, doch hier sieht er sich überfordert. Schon der Gedanke bringt ihn ins Schwitzen. Da hilft nicht, daß die unterirdische Befehlszentrale in der Lüneburger Heide hervorragend klimatisiert ist.

Hätte ihm doch sein General bloß nicht den Griff nach dem Meßtischblatt vermasselt! Das hätte er mit der Kleinstbildkamera «abgekupfert» und über Winnie den Genossen in Berlin zugeleitet. Damit hätten sie etwas anfangen können; das wäre gewesen, als liege ihnen das Original vor. Aber nein. Er muß sich etwas anderes einfallen lassen, muß eine adäquate Lösung finden. Welche? Welche, um alles in der Welt?

Draußen im Flur bleibt Bärwald stehen und holt eine Zigarette heraus. Achim beeilt sich, Feuer zu geben. Der General inhaliert den Rauch. «Wann wird das Abendessen serviert?»

Detjen weiß es.

«In neunzig Minuten? Na, wunderbar? Dann wecken Sie mich in einer Stunde. So long!»

Achim klappt die Hacken und salutiert. Er ist entlassen; er darf wegtreten. Welche Möglichkeiten hat er jetzt? Erstens kann er den abgeschlossenen Komplex der Stabsübung nicht verlassen. Auf die Magistrale, die sie hier Aorta nennen, die Hauptschlagader, wie er schon mitgekriegt hat, kann er auch nicht gehen. Dort würde er den Feldjägern in die Arme laufen und zumindest wegen ungeziemender Neugier unangenehm auffallen. Das muß nicht sein.

Zweitens kann er nicht in den Raum mit dem topographischen Modell zurückkehren. Dazu fehlt ihm die Legitimation, er ist lediglich ein Adjutant. Er könnte sich in die Kantine, ins Lese- oder Fernsehzimmer setzen; dazu hat er keine Lust. Nachher, wenn die abendliche «Tagesschau» kommt und der General keine Verwendung für ihn hat. Er begibt sich schließlich in seine Unterkunft, wirft das Schiffchen auf den Tisch und legt sich so, wie er ist, aufs Bett. Die Hände hinter dem

Kopf verschränkt, starrt er zur Decke. Es ist ganz still im Zimmer, bis auf das kaum hörbare Rauschen der Klimaanlage. Das Butzenscheibenfenster täuscht draußen wieder einen Sonnentag vor. Dabei regnet es oben vielleicht in Strömen, und ein kalter Wind fegt böig über die Heide. Das hier unten ist eine Welt für sich. Abgeschlossen und in sich betriebsam wie ein quirlender Ameisenhaufen. Auch ohne den Komplex der Stabsübung verlassen zu können, weiß Achim, was ein paar hundert Meter weiter geschieht.

Da sind die deckenhohen gläsernen Karten, auf denen ununterbrochen magnetische Piktogramme bewegt werden, symbolisierende Zeichen für verschiedene Flugzeugtypen. Hier fließen die Ergebnisse der gesamten Luftüberwachung im grenznahen Raum des Luftverteidigungsbereichs Nord zusammen und werden auf jenen Karten optisch überschaubar gemacht. Sie erfassen Maschinen der Zivilluftfahrt ebenso wie Segelflugzeuge begeisterter Amateure, die in Thermikblasen Runde um Runde an Höhe gewinnen. Sie erfassen die Ballons, die bei günstigem Wind kiloweise Hetzschriften über die Grenze nach Osten tragen und nicht selten den Luftverkehr gefährden, sie erfassen selbstverständlich auch die Maschinen der Luftwaffe bei Patrouillen- und Übungsflügen, und sie spiegeln ebenso den grenznahen Flugverkehr «drüben» umfassend wider. Sie erfassen auch die «harmlosen» Sportflugzeuge, deren Piloten sich mangels ausreichender navigatorischer Kenntnisse immer mal wieder über das Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik verirren. Manchmal versuchen die Sportflieger auch, in aller Unschuld das Radar der anderen Seite zu unterfliegen. Peinlich genau wird Buch darüber geführt, wie lange es dauert, bis Jagdflugzeuge des Warschauer Vertrages erscheinen und die Piper-Super Cubs und kleinen Cessnas zum Abdrehen oder zur Landung zwingen.

Das ist die eine Seite der unterirdischen Arbeit hier. Die andere manifestiert sich da, wo ständig kontinuierlich festgehalten wird, wo welche Maschinen der Luftwaffe entweder

in der Luft oder startklar sind, wie groß in jedem Augenblick die Kampfstärke der Geschwader ist und über Piloten welcher Qualifikation sie verfügen. Die Eckdaten werden ständig automatisch an die NATO-Verbündeten weitergeleitet und durch rückläufige Angaben ergänzt. All das setzt die unterirdische Befehlszentrale in die Lage, jederzeit schnell und wirkungsvoll in ihrem Bereich eigene Verbände zu konzentrieren. In Detjens Dienststelle auf der Hardthöhe war manchmal die Rede davon, daß nur besonders tüchtige und zuverlässige Offiziere zur Arbeit in diesen unterirdischen Leitstellen an der Nahtstelle zweier Weltsysteme eingeteilt würden.

Achim wischt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er den Gedanken verscheuchen. Alles schön und gut, nur ist es leider heute für ihn ganz unerheblich. Diese Welt unter der Erde hat keinen Bezug zur Stabsübung. Sie bildet lediglich das Schneckenhaus, in dem sich die Bonner Strategen ganz unter sich und völlig sicher fühlen. Von hier, meinen sie, kann nichts nach draußen dringen von ihrem teuflichen Spiel mit dem Feuer, in dem die geplante Provokation mit dem Militärzug nur ein Detail ist. Ein enorm wichtiges! Und eins, auf dessen Verlauf er, Werner Bredebusch, Einfluß nehmen kann. Vielleicht werden gleichzeitig hundert andere Provokationen von gleicher Gefährlichkeit ausgeheckt. Werner Bredebusch weiß nur von der einen, aber die wird er zu vereiteln trachten.

Er muß noch einmal in den Raum mit dem topographischen Modell, koste es, was es wolle! Wenn ihm schon der Zugang zum Meßtischblatt durch die Uninteressiertheit des Generals versagt bleibt, da ist der Sandkasten als Ersatz. Er hat ja die Minikamera. Einerlei, wie gut oder schlecht seine Aufnahmen technisch ausfallen, er weiß, daß die Spezialisten zu Hause aber auch das letzte aus den Negativen herausholen werden! Und dann... In der Aufsicht wird das Modell wie eine Fliegeraufnahme wirken und vermutlich auch wie eine solche auszuwerten sein. Arbeit für Fachleute, und herauskommen wird eine Karte, die sich einwandfrei mit vorhandenem

Kartenmaterial vergleichen und eindeutig als Abbildung eines bestimmten Landstrichs identifizieren läßt. Das ist der zweite Schritt. Den ersten bildet die Beschaffung des Fotos. Und das ist der schwierigere.

Werner Bredebusch sieht auf die Uhr. Ein paar Minuten nur noch, dann muß er den General wecken. Er wird die bleibende Zeit nutzen, steht auf, rückt die Uniform zurecht und fühlt dabei in der Tasche die kleine Kamera. Werner verläßt das Zimmer und tritt hinaus in den Gang. Wie jemand, der sich die Beine vertreten will, schlendert er offenbar ziellos den Flur hinunter, biegt nach links in einen Verbindungsgang ein und gelangt wie zufällig wieder in die Nähe der Tür, hinter der er das topographische Modell weiß.

Der Kundschafter beißt die Zähne zusammen. Die Tür ist verplombt. Das heißt, die Arbeit dort drin wurde fürs erste beendet und der Raum verlassen. Er gibt sich keinen Illusionen hin. Werner weiß genau, was geschehen würde, wenn er sich einfallen ließe, die Plombe zu beschädigen. Das Feldjägerkommando der Basis würde rotieren, eine Untersuchungsgruppe angesetzt. Dann käme er mit absoluter Sicherheit nicht mehr aus der Mausefalle heraus, zumindest nicht als freier Mann. In diesem geschlossenen Komplex würde man die Kamera finden, und dann könnte ihm, selbst wenn sie das wollten, weder ein von Wieseneck noch ein Wilson helfen.

Werner macht auf dem Absatz kehrt und greift in seinem Zimmer zum Haustelefon. «Herr General, das Abendessen . . .»

19

Mit zwei Flaschen Bier zieht sich Achim so bald als möglich in seine «Klosterzelle» zurück. Die eine Flasche entkorkt er sofort, die andere stellt er in das Kühlfach, in dem nur Soda-

wasser und Orangensaft bereitgestellt wurden. Nein, in der Kantine vermißt ihn niemand, dazu ist er ein zu unbedeutendes Licht in diesem Kreis. Lediglich Brigadegeneral von Wieseneck hat ihn, gleichsam im Vorübergehen, in ein Gespräch gezogen, hat ihm beiläufig «zum Avancement» gratuliert und sich zufriedengestellt gezeigt mit «dem hervorragenden Geist der hier versammelten Truppe.»

Detjen bestätigte, daß das voll und ganz auch sein Eindruck wäre. Er verkniff sich die Bemerkung daß «sein» General wohl eine Ausnahme mache, der schlafe nämlich bereits wieder.

Lächeln. Händeschütteln.

An sich ist Werner recht froh über das ständige Ruhebedürfnis seines Chefs; das gibt ihm Bewegungsfreiheit. Er bleibt bis zum morgendlichen Wecken sich selbst überlassen.

Das Pilsener steht fast unberührt. Werner setzt sich an den kleinen Schreibtisch und nimmt Papier zur Hand. Er versucht einen Grundriß des Komplexes der Basis zu zeichnen. Nach allem, was er weiß, muß der gesamte Komplex exakt rechtekkige Form besitzen. Er geht bei der Ausfüllung dieses Rechtecks von den Festpunkten aus, die ihm bekannt sind: dem Zugang von der «Aorta» her, dem Parkplatz, der Kantine, der Unterkunft des Generals und seiner eigenen, der Flucht von Konferenz- und Arbeitsräumen, die er in den letzten Tagen kennengelernt hat und zu der auch der Standort des topographischen Modells zählt, und den wie mit dem Lineal gezogenen Korridoren. Mit dem Ergebnis ist er recht zufrieden. Es gelingt ihm, in etwa das System der Anlage zu erkennen. An den Längsseiten befinden sich die Unterkünfte – siebzig bis achtzig Zimmer, von denen der kleinere Teil Appartements wie das des Generals darstellt. Der Umstand, daß es im ganzen Trakt keine Mannschaftsunterkünfte gibt – die Soldaten der Basis und die Feldjäger sind mit Sicherheit in kasernenähnlichen «Stuben» untergebracht –, läßt erkennen, daß er z. b. V. eingerichtet wurde, zur besonderen Verfügung.

Den Mittelzug des Rechtecks nehmen die Konferenz- und Arbeitsräume ein – mit einer Ausnahme! Das Kabinett mit

dem Modell ist durch einen Korridor davon getrennt und befindet sich an der Stirnseite des Rechtecks, dem Hauptzugang genau gegenüber und von Nebenräumen flankiert, deren Verwendungszweck Achim nicht bekannt ist.

Lange betrachtet er die Skizze, dreht sie und sieht sie von verschiedenen Seiten an. Eines scheint unverkennbar zu sein – das Modellkabinett liegt an der äußeren Begrenzung des unterirdischen Komplexes, während der Haupteingang seinem Zentrum mit der «Aorta» zugekehrt ist.

An der Außenwand... Werner Bredebusch grübelt. Dann ist der einzige Zugang zum Kabinett doch die verplombte Tür, und an das Fenster dort käme nur ein Maulwurf heran? Denn im Gegensatz zu den Räumen im Mitteltrakt hat das Kabinett Fenster! Fenster von der Art, wie es auch eines in seiner «Zelle» gibt.

Er wirft den Bleistift hin und steht auf. Das mit dem Maulwurf war Quatsch. Unmittelbar vor den Butzenscheiben ist nicht die Lüneburger Heide, die würde sie eindrücken. Vermutlich ist die ganze Basis, die ja einen Bunker darstellt, von einem strahlungssicheren und druckstabilen Betonmantel, einer Schale umgeben, und in dieser Schale liegen die einzelnen Bunkerkomplexe wie Kerne. Das muß einfach so sein, weil es logisch ist und mehrere Vorteile auf einmal bietet. Unter anderen den, daß die Schalenform dem Gehäuse der Basis größere Druckfestigkeit verleiht, und zwar die gegen die Erdlast als auch die gegen Explosionswellen.

Werner Bredebusch tritt an das Fenster heran, vor dem auch jetzt Tageslicht zu liegen scheint. Nachher, wenn er sich schlafen legt, wird er die dunklen Vorhänge schließen. Plötzlich schmunzelt er. Philipp II. von Spanien hätte seine helle Freude an dieser Umgebung gehabt. Hier hätte er mit Fug und Recht sagen können, in seinem Reich gehe die Sonne nie unter.

Das Fenster hat weder Knebel noch Riegel; es ist von innen nicht zu öffnen. Und durchsehen kann man auch nicht. Die nachgebildeten Butzenscheiben sind milchiggelb und versperren jede Aussicht. Na ja, und wie wird die Lichtquelle ausgewechselt oder repariert, wenn sie mal defekt ist?

Völlig klar: von außen! Der Elektriker kann um den Komplex herumgehen. Da muß ein Gang sein, der wie ein U-Bahn-Tunnel anmutet, natürlich viel kleiner. So einfach ist das!

Erst einmal schließt er die Zimmertür ab. Den Schlüssel nimmt er an sich. Sollte ihn nachher jemand zu wecken versuchen, darf kein Schlüssel stecken.

Das Fenster ist die einzige Möglichkeit. Werner nimmt es sich vor, Zentimeter für Zentimeter und unter Zuhilfenahme eines Stuhls als Tritt. Es erweist sich, daß ein Öffnen des Fensters überhaupt nicht vorgesehen wurde. Der Rahmen ist mit Steinschrauben direkt am Beton befestigt. Er hat Mühe, die versenkten Enden der Steinschrauben zu finden und in ihnen die Köpfe der Holzschrauben, die den Rahmen in seiner Verankerung halten. Holzkitt verdeckt sie.

Werner Bredebusch kippt den Inhalt einer Streichholzschachtel auf den Tisch und nimmt das Taschenmesser. Mit dem kratzt er die Schraubenschlitze frei – zwei auf jeder Seite. Die trockenen Kittkrümel sammelt er in die Streichholzschachtel. An seinem Universaltaschenmesser befindet sich auch ein Schraubenzieher. Mit einiger Anstrengung lassen sich die Holzschrauben drehen. Als sie schon lose sind, drückt er vorsichtig gegen das Fenster. Ja, es bewegt sich nach außen!

Werner fällt ein Stein vom Herzen. Ehe er weiterarbeitet, zieht er sich um – seine Felduniform muß morgen noch ebenso sauber sein wie heute. In der Offizierskiste ist ein Trainingsanzug, der gehört einfach dazu – konnte man denn wissen, ob sie nicht auf die Idee kommen würden, diese Stabsübung mit einem saftigen Trimm-Training zu verbinden? Na, dann hätte er ja wohl alle Übungen zweimal absolvieren müssen – einmal für sich und einmal stellvertretend für den General.

Er sieht auf die Uhr. Fünf Minuten nach zweiundzwanzig Uhr. Nach menschlichem Ermessen muß er nicht mehr fürchten, irgendwohin befohlen zu werden. Immerhin wird um sechs geweckt, und Ruhe ist dem Offizierskorps heilig. Er

horcht an der Tür. Nichts! Im Gang ist alles still. Im Zimmer rauscht ganz leise die Klimaanlage. Und jenseits des Fensters? Zu hören ist nichts. Es war da noch nie etwas zu vernehmen, solange er in diesem Zimmer wohnt.

Werner atmet tief durch. Also dann!

Zuerst dreht er die beiden unteren Schrauben vollständig heraus. Nun kann er die Fensterkante so weit vordrücken, daß er hinaus und nach unten zu schauen vermag.

Hell erleuchtete, gähnende Tiefe... Unten und an beiden Wänden des annähernd zwei Meter breiten Zwischenraums zwischen Wohnbunker und Außenschale entlang dicht an dicht Stränge armdicker Kabel. Das geht. Da läßt sich hinlänglich Halt finden.

Kleinstbildkamera und Taschenlampe in die eine Hosentasche, in die andere das Universalmesser, das Nähzeug und die Tube Alleskleber aus dem Marschgepäck.

Dann zwängt er sich unter dem schräggestellten Fensterrahmen hindurch. Als er halb draußen ist und mit dem Fuß Halt zwischen den Kabeln sucht, lauscht er noch einmal. Alles ist so still wie zuvor. Da klettert er ganz hinaus und drückt das Fenster sacht an den Beton. Es wirkt fest verschraubt, doch jetzt läßt es sich mit der bloßen Hand aufziehen.

Die Helligkeit im Tunnel rührt von den Neonstäben her, die über allen Fenstern angebracht sind. Rechts und links, oben und unten. Über dieser Etage gibt es noch ein Stockwerk, unter ihr befinden sich zwei weitere. Über dem Fenster sieht er seine Zimmernummer – na fein, das erleichtert die Orientierung. Auch die Nebenzimmer sind so nummeriert. Der Zweck liegt auf der Hand: Hört irgendwo die künstliche Sonne zu scheinen auf, geht eine Meldung an den Wartungsdienst – Außenlicht von Nummer soundso wechseln! Dann steigen die Elektriker in den Arbeitswagen, der nach dem Prinzip einer Hängebahn an einer Tragschiene dahingleitet, und rollen heran. Die Soldaten der Werkstatteinheit verrichten ihre Arbeit, ohne den Komplex selbst betreten zu müssen.

Werner Bredebusch greift sich an den Kabelsträngen die

Wand entlang vorwärts. Sooft er ein Fenster passiert, beugt er sich weit zurück. Er muß nicht befürchten, gesehen zu werden, aber wenn er zu sehr ins Licht kommt, könnte es einen Schatten geben, der im Zimmer wahrgenommen wird.

Ehe er sich dessen versieht, klebt ihm die Wäsche am Leibe. Hier im Tunnel läuft keine Klimaanlage, hier ist die Luft dumpf und stickig. Es kostet viel Anstrengung. Verdammt, man ist eben doch nicht mehr der Allerjüngste! Er beißt die Zähne zusammen. Es muß ja sein! Sich auf den Weg konzentrieren, die Fenster und die Griffe, die voranbringen.

Hustenreiz, der kaum zu unterdrücken ist. Diese Luft... Und der Staub überall, fingerdick. Sauber sind nur die Fenster, da fährt ja der Gleitwagen vorüber. Der ehemals schwarze Trainingsanzug ist schon grau.

Die vorhin angefertigte Skizze hat er zwar eingesteckt, doch er braucht sie nicht. Er hat sie sich genau eingeprägt. Außerdem erleichtern ihm die Fensternummern das Auffinden des gesuchten Kabinetts sehr. Auch da stand ja eine Nummer an der Tür.

Die gleiche steht über dem Fenster. Und nun? Die Fenster hier sind genau so befestigt wie das in seinem Zimmer. Sie lassen sich ohne Gewaltanwendung von außen nicht öffnen. Inzwischen ist es kurz vor Mitternacht. Er horcht; er wagt es sogar, das Ohr an die Scheibe zu pressen. Der Schattenriß seines Kopfes fällt voll auf das Fenster. Nichts rührt sich.

Werner steigt zwei, drei Kabel höher. Nun sind die Butzenscheiben direkt vor ihm. Er hat die in seinem Zimmer genau studiert. Dort wie hier ist die Fensterfläche zusammengesetzt aus milchiggelben handtellergroßen runden Scheiben, die sich in der Mitte verdicken und durch Bleistege miteinander verbunden wurden. Das Blei ist weich. Mit dem Taschenmesser kantet er den Steg vorsichtig so weit hoch, daß er eine Scheibe herausnehmen kann. Behutsam legt er sie auf den Fenstersims. Bloß nicht anstoßen! Wenn das runde Ding in der Tiefe zerschellt, ist alles verloren.

Nur die Neonstäbe vor den Fenstern geben dem Kabinett

ein wenig Licht. Das Modell ist für das Auge gut zu erkennen. Es kehrt dem Fenster die Schmalseite mit dem Schaltpult zu.

Werner stellt sich so fest, wie es irgend möglich ist. Dann nimmt er die Kamera heraus. Ja, der Sucher zeigt die topographische Darstellung eines Stücks Deutsche Demokratische Republik ganz und wie erwartet, in einer Art Fliegerperspektive. So weit gut! Aber das Licht! Und bei einer Langzeitaufnahme muß der Apparat fest und ruhig stehen.

Er stellt den Verschluß auf «B» ein, nimmt die eingeschaltete Taschenlampe zwischen die Zähne, drückt die Rückseite der Kleinstbildkamera innen gegen das Fenster und löst aus. Tonlos zählt er Sekunden, hundertzwanzig insgesamt. Das ist wie eine ganze Ewigkeit. Dann verändert er die Blende und zählt drei Minuten lang. Sein Körper verkrampft sich unterdessen in der unnatürlichen Haltung. Und noch eine dritte und eine vierte Aufnahme. Zu einer fünften ist er nicht mehr fähig. Er versucht sie, aber er kann die Kamera nicht mehr fest genug andrücken.

Danach hängt er völlig erschöpft an den Kabeln, entspannt den Körper, wechselt das Standbein, schließt die Augen und bemüht sich, ruhig zu atmen. Werner fühlt sich unendlich erschöpft.

Er muß die Scheibe wieder einsetzen. Dann biegt er den Steg zurück. Wo er mit dem Taschenmesser gearbeitet hat, glänzt der silbern. Mit seinen schmutzigen Fingern reibt er darüber hin, bis der graue Farbton kein Ansetzen von Werkzeug mehr verrät.

Und nun zurück!

Wieder in seinem Zimmer, würde er sich am liebsten hinfallen lassen und liegenbleiben. Aber er hat sich so weit in der Gewalt, daß er sich lediglich die Zeit nimmt, das inzwischen schal gewordene Bier auf einen Zug auszutrinken. Das tut gut!

Herunter nun mit dem Trainingsanzug, ehe er überall unübersehbare Schmutzspuren hinterläßt. Wenn hier alles erledigt ist, wird er das Kleidungsstück mit in den Duschraum nehmen und auswaschen. Vor den Luftstrom der Klimaanlage

gehängt, müßte es bis zum Morgen halbwegs trocken sein.

Werner schraubt das Fenster wieder fest. «Gestatten!» sagt er dabei leise vor sich hin, «Ich bin der Restaurator in Sachen Butzenscheiben...» Und während er die in der Streichholzschachtel gesammelten Kittkrümel mit Alleskleber vermengt und in die Schraubenschlitze drückt, damit sie aussehen wie zuvor, wundert er sich, wie schnell Erfolg Anstrengungen vergessen macht. Jetzt fühlt er sich blendend und hat ausgesprochen gute Laune. Die erhöht sich noch, als er unter der Dusche steht. Das Fußbecken hat er mittels des Überlaufhebels zugestöpselt, und nun trampelt er im Wasser auf dem Trainingsanzug herum – «Achim Detjen, die lebende Waschmaschine.»

Bevor er schlafen geht, inspiziert er das Zimmer noch einmal auf das genaueste. Die Kleinstbildkamera steckt im röntgensicheren Holm des Offizierskoffers, der mit aller Kraft ausgewrungene und bloß noch handfeuchte Trainingsanzug hängt zum Trocknen, die Turnschuhe sind wieder sauber, der Spannteppich zeigt keine Spuren, die Streichhölzer haben ihren alten Platz in der Schachtel eingenommen, das Taschenmesser ruht – sorgfältig gereinigt – in einer Tasche der Felduniform, und der Oberstleutnant Detjen sieht im Spiegel so adrett und sauber aus, als könne er nicht einmal auf die Idee einer waghalsigen Kletterpartie durch Staub und Kabel kommen. Gut!

Schon halb eingeschlafen, denkt Werner Bredebusch an Winnie Winkelmann. Ob die sich vorstellen kann, unter welchen Umständen er zu den viereinhalb Fotos gekommen ist, die nichts weiter zeigen als so etwas wie eine Modellbahn? Allerdings ist das eine «Modelleisenbahn», deren Strecke sich durch eine mit äußerster Raffinesse nachgebaute reale Landschaft zieht – mit solcher Akribie nachgebaut, daß sogar der für den Bereich zuständige Förster die Zahl der Bäume des Waldstreifens für stimmig erklären würde! Sicherlich kann sie, obwohl sie ihm das nur andeutungsweise merken lassen wird. Sie ist nie besonders überschwenglich mit Anerkennung ge-

wesen, aber dadurch zählte jede, die sie aussprach, doppelt.

Zu den Bildern wird er einen ausführlichen Kommentar geben.

Damit schläft er ein.

20

«Daß du da bist!» sagt Isolde Herdegen ganz leise. «Eine volle Woche ohne dich – das war schrecklich!»

Sie ist überglücklich. Sie zieht Achim von der Tür weg ins Zimmer hinein und legt ihm die Arme um den Hals; sie küßt ihn, als liege eine Ewigkeit zwischen ihrer beider letzten Begegnung und heute; sie schmiegt sich an ihn und hält ihn so fest, als wolle sie ihn nie wieder loslassen.

Der Empfang macht ihn froh. Er genießt es, wieder in diesem Raum mit der klaren Sauberkeit seines skandinavischen Mobiliars zu sein, vor dessen Fenstern sich ein echter Nachthimmel mit Sternen breitet und in dem der Geruch von Frühling, von Wärme und Blühen nicht durch «Air-condition» erzeugt wird. Am meisten aber genießt er Isoldes Wiedersehensfreude und die unbekümmerte Selbstverständlichkeit, mit der sie sie zeigt.

Erst gegen Mittag dieses Tages hat ihn der Kübelwagen zu seiner Bonner Wohnung zurückgebracht. Der «Rückzug» aus der Lüneburger Heide ist in der gleichen Weise erfolgt wie der Anmarsch, und der Hubschrauber landete sogar präzise im selben Waldstück.

Dort klopfte der General «seinem» Oberstleutnant jovial auf die Schulter, dankte ihm und schloß mit den Worten: «Na, dann wollen wir uns erst mal richtig ausschlafen! Heute ist Dienstag. Am Donnerstag erwarte ich Sie wieder zum Dienst.»

Detjen hatte sich gebührend gefreut und bei sich gedacht, daß das Schlafbedürfnis seines hohen Chefs geradezu anomal sei.

Anderthalb Tage für sich selbst zu haben – das ist doch was!

Sehr schnell hat Achim zu Hause die Felduniform in den Schrank gehängt und Zivil angezogen, hat sich den Inhalt des Briefkastens vorgenommen und den Papierkorb mit der üblichen Flut von Werbeprospekten gefüllt. Zwei solcher bunten Drucksachen hat er einen Augenblick lang in der Hand gehalten. Die eine war von einem Spezialversandhaus, das Handfeuerwaffen aus dem zweiten Weltkrieg – «in eigener Werkstatt durchgesehen und garantiert funktionstüchtig» – als «wertvolle Erinnerungsstücke an bewegte Tage» anpries und genau ausführte, inwieweit und warum solche Sammlerstücke ohne Lizenzen erworben werden können. Von der Neunmillimeterpistole P 38 bis zum Karabiner 98 K. Papierkorb! Der andere Prospekt kam von einem Autohaus ganz in der Nähe. «Rufen Sie uns an und lassen Sie uns wissen, wann wir Ihnen welches unserer Modelle bei einer unverbindlichen Probefahrt vorführen dürfen! Selbstverständlich nehmen wir ihren alten Wagen ... in Zahlung.» Hinter dem Wort «Wagen» waren maschinenschriftlich Typ und Kennzeichen seines VW-Käfers eingesetzt. Clevere Leute! Vermutlich hatten sie bei der Zulassungsstelle einen Beamten angezapft, der sie darüber informierte, wer ein Auto fuhr, das drei Jahre oder älter war.

Auch diese Drucksache warf er in den Papierkorb. Natürlich wäre es die bequemste Weise gewesen, telefonisch das von Winnie gebieterisch geforderte neue Fahrzeug zu bestellen, aber ... Achim überlegte, daß es zumindest viel angenehmer sein würde, zusammen mit Isolde einen Bummel durch die verschiedenen Autosalons zu machen, das Für und Wider einzelner Typen abzuwägen und sich vielleicht ein bißchen aufzuregen.

Isolde. Gleich, als er an sie dachte, stand für ihn fest, daß er nachher losfahren und sie überraschen würde. Einfach vor der Tür stehen und da sein.

Er war nicht sofort aufgebrochen, er hatte es für ratsam gehalten, zum Telefon zu greifen und James D. Wilson an-

zurufen. Eifer zeigen, Beflissenheit. Beides gehört zu den Komponenten für erfolgreiche Arbeit eines Kundschafters. Sich unentbehrlich machen, den Schild der Zuverlässigkeit vor sich her tragen.

Der Spezialagent der CIA erwies sich als vorerst unerreichbar. Irgendeine Frauenstimme meldete sich und stellte in schlechtem Deutsch anheim, es in einer Stunde nochmals zu versuchen.

Diese Verzögerung ärgerte Achim, brachte sie ihn doch um die Möglichkeit, Isolde von der EGA abzuholen. Andererseits …

Er griff zum Einkaufsbeutel. Als er den Fahrstuhl verlassen hatte, traf er unten im Haus einen Mann, der just seinen Briefkasten leerte. Der Mann – Anfang Vierzig, grauweißer gepflegter Kinnbart, Mensurschmiß auf der Wange, dunkelgetönte Brille – drehte sich um und fragte: «Herr Detjen?»

«Ja, bitte?»

«Doktor Bleriot. Ich wohne in der vierten Etage. Hoffentlich habe ich Ihnen keine Schwierigkeiten bereitet.»

Achim verstand kein Wort. Den Namen Bleriot kannte er nur durch die Klingel- und Briefkastenschilder. Ein Louis Bleriot war jener Flugzeugkonstrukteur, der am 25. Juli 1909 mit einem selbstgebauten Eindecker die Straße von Dover überquerte. Detjen lächelte unwillkürlich. Seinen Hausgenossen Bleriot sah er heute zum erstenmal. Die tollkühnen Männer in ihren fliegenden Kisten … «Inwiefern, wenn ich fragen darf? Ich wüßte nicht …»

«Diese Dame neulich. Ich hatte sie ins Haus gelassen, weil offenbar Ihre Klingel nicht funktionierte. Sie sah durchaus vertrauenerweckend aus, seriös.»

Jetzt wurde Detjen hellhörig. Wer konnte ihn da besucht haben? Eine Dame? Winnie Winkelmann war es nicht; sie betrat dieses Haus nie. Isolde Herdegen? Isolde wußte, daß er einige Tage abwesend sein mußte.

«Meine Klingel ist in Ordnung, Herr Doktor. Ich wüßte nicht. War sie groß und schwarz?»

Achim kannte niemanden, der groß und schwarz ist, aber das spielte keine Rolle. Es kam ja nur darauf an, sein Gegenüber zu einer Beschreibung zu veranlassen.

Bleriot nahm den Hut ab und strich sich glättend übers graumelierte Haar. «Groß und schwarz?» echote er nachdenklich. «Nein, groß und schwarz war die Dame in keinem Fall. Ich würde eher sagen, sie war kaum mittelgroß. Und aschblond. Ja, ich erinnere mich, sie war aschblond. Um die Vierzig, denke ich. Geschmackvoll angezogen. Ja, und ein Netz trug sie. Mit grünem Salat, glaube ich. Hinterher kam mir ihr Benehmen ein wenig eigenartig vor. Sie zuckte richtig zusammen, als ich sie ansprach, so wie jemand, der sich ertappt fühlt, wissen Sie? Deshalb habe ich mir Sorgen gemacht. Es hätte ja sein können, daß es Ihnen gar nicht recht war.»

Hier wurde der Punkt erreicht, an dem es Detjen ratsam erschien zu verhindern, daß aus der betulichen Anteilnahme des freundlichen Mannes Neugier wurde. Achim schlug sich an die Stirn. «Ach ja!» hatte er geheuchelt. «Jetzt weiß ich's! Ich war nicht da, aber ich habe später mit ihr telefoniert, und bei dieser Gelegenheit erwähnte sie es auch. Es war sehr freundlich von Ihnen. Ich bedanke mich. Guten Tag, Herr Doktor Bleriot!»

«Gern geschehen. Guten Tag, Herr Detjen.»

Doch bis zur Stunde kann er sich keinen Reim auf den Besuch machen. Die erhaltene Beschreibung der Dame mit den Salatköpfen im Netz sagt ihm nichts, absolut nichts.

Er war die Straße hinuntergegangen und hatte seinem Bummel durch ein paar notwendige Einkäufe einen ganz alltäglichen Anstrich gegeben. Einige Fischkonserven, Fertiggerichte in Dosen, Schnittwurst, vakuumverpackt, eine Packung rheinisches Schwarzbrot und Kaffee – auch Junggesellen können nicht von Luft und Liebe allein leben. Von der Telefonzelle im Supermarkt aus rief er Winnie Winkelmann an. Er gab seiner Stimme einen etwas angestrengten Tonfall, stellte sich als Manager einer bekannten Werbeagentur vor und sagte, Herr Dr. Stein lege Wert darauf, den

morgigen Termin noch einmal zu bestätigen. Er bitte allerdings um eine Zeitverschiebung – ob elf Uhr der gnädigen Frau angenehm sei? Elf Uhr war ihr angenehm. Natürlich hatte sie Werner Bredebusch erkannt, und er spürte richtig, wie erleichtert sie darüber war, daß er sich meldete.

Detjen war noch dabeigewesen, seine Einkäufe im Kühlschrank zu verstauen, als das Telefon klingelte. Wilson. Im Augenblick hatte Achim gefürchtet, nun werde wohl nichts aus der Fahrt zu Isolde werden, auf die er sich eben noch gefreut hatte, aber der Kelch ging an ihm vorüber. Der Spezialagent war heute offenbar in Eile. Ziemlich atemlos erkundigte er sich, ob es Neuigkeiten gebe, die keinen Aufschub von zwei Tagen duldeten. Als Detjen dies verneinte, schlug er eine Verabredung für Donnerstag abend vor. Er werde ihn abholen – «Okay? – So long!»

Dann endlich hatte er sich auf den Weg nach Köln machen können, unterwegs ein paar Blumen und eine Flasche Sekt gekauft und schließlich an Isoldes Tür geklingelt.

Stunden später schickt der Mond einen blassen, zitternden Lichtstrahl durch das weitgeöffnete Fenster in das Zimmer, in dem Isolde tief und fest in Achims Armen schläft. Sie hat den Kopf auf seine Brust gelegt und die Hand auf seine Schulter: Es ist für ihn unmöglich, sich zu bewegen, ohne daß sie wach wird. So liegt er ganz still, spielt ein wenig mit ihrem zerzausten Haar, das ihr in Strähnen auch übers Gesicht fällt, und bewundert den silbrigen Glanz, den das Nachtlicht auf den nackten Rücken des Mädchens breitet. So, wie sie liegt, schirmt sie ihn gleichsam gegen die Helligkeit ab und deckt ihn mit ihrem Schatten zu.

Obwohl Achim sehr abgespannt ist und sich bleischwer vor Müdigkeit fühlt, kann er nicht einschlafen. Wer war die Frau, die mit Salatköpfen im Netz kam und auf die Frage Dr. Bleriots, wohin sie wolle, sofort das Märchen von der defekten Klingel zur Hand hatte? Schön, wenn sie überhaupt geklingelt hat, blieb die Wechselsprechanlage des Hauses stumm. Neunundneunzig von hundert Menschen hätten dar-

aus die einfache Schlußfolgerung gezogen, daß der Gesuchte abwesend wäre. Die Frau aber verschaffte sich Einlaß ins Haus. Tat sie es, gerade weil die Wohnung leerstand? Ihre Verhaltensweise war eigentlich die von Profis. Ist sie in die Wohnung eingedrungen? Es hat auf Anhieb nichts gefehlt. Wäre etwas gestohlen worden, würde ihn das weniger beunruhigen. Als ordentlicher Mensch ist man ja für alle Lebenslagen versichert, und da er keinen Rembrandt zu verlieren hatte, würde sich der Eifer der Polizei in Grenzen halten. Wohnungsdiebstähle sind etwas Alltägliches, vor allem während der Ferienzeit, und sie beginnen, wie die Zeitungen immer wieder berichten, meist damit, daß einer oder eine vorgeschickt wird, die günstige Gelegenheit zu erkunden. Ja, wenn etwas fehlen würde, wüßte er, woran er ist. Die Geschichte hätte nichts Mysteriöses mehr. So aber... Ein Lauschangriff? Den hält er für ausgeschlossen. Gleichgültig, von welcher Seite ein solcher vorgetragen worden wäre – kein Mensch im Haus hätte etwas davon bemerkt, man hätte nicht diesen Dr. Bleriot bemühen müssen, um ins Haus hineinzukommen, und als Vorhut wäre sicherlich keine midaged madam geschickt worden, wie man Damen des fraglichen Alters jetzt umgangssprachlich zu nennen beliebt. Alles, was bleibt, ist die Vermutung, daß da eine Frau in seinem Alter offensichtlich im Alleingang hinter dem Mann Achim Detjen her ist, den es in Wahrheit gar nicht gibt. Keine beruhigende Vorstellung!

Wie soll er da schlafen?

Er muß doch eingeschlafen sein, denn als er die Augen öffnet, schaut die Sonne ins Zimmer, der Lärm der erwachten Großstadt klingt herein, und er findet sich auch allein in dem Bett. Mit einem Sprung ist er draußen und in der Küche, weil da leise ein Radio spielt. Eine Magazinsendung mit Zeitangabe in kurzen Abständen, mit Verkehrshinweisen, mit dem jüngsten Polizeibericht und den ersten kurzen, reportagehaften Feststellungen dazu, mit Preisnotierungen aus der Großmarkthalle, mit Anekdoten aus dem alten Köln, mit

Wetterbericht und Temperaturen der Freibäder, mit den Pegelständen des Rheins und mit viel heißer Musik zum Munterwerden.

Isolde frühstückt gerade. «Oooch!» sagt sie enttäuscht, «bist du doch wach geworden, und ich habe mir solche Mühe gegeben, ganz leise zu sein. Du solltest nur noch einen Zettel finden. Da liegt er.»

Achim greift nach dem Zettel. «Guten Morgen! Das Frühstück steht im Kühlschrank, Kaffee ist in der Thermoskanne. Laß es dir schmecken, ruh dich schön aus und denk mal lieb an mich. Holst du mich um fünf von der EGA ab? Ich fahre mit der Straßenbahn hin. Tschüß! Isolde.»

Achim schaut auf die Uhr. «Straßenbahn ist nicht», erklärt er knapp und küßt sie flüchtig auf den Hals. «Wann mußt du da sein?»

Sie lacht. «Schon in neunundvierzig Minuten und einer halben.»

Er lacht auch. «Also Alarmstart! Du kannst mir schon immer Kaffee einschenken.» Und er ist so schnell angezogen und rasiert zurück, daß sie staunt. Freilich bleibt die Hälfte seines Frühstücks fürs erste unberührt stehen, aber dafür tritt er exakt fünf Minuten vor acht Uhr vor dem Werktor auf die Bremse.

Isolde klopft aufs Armaturenbrett. «Willst du ihn nicht doch behalten? Ist doch ein Braver.»

Er deutet auf den Tacho. Der zeigt 166431 Kilometer.

Sie sieht hin und seufzt. Dann macht sie schnell die Tür auf, weil sich ein Mann vom Werkschutz nähert.

Der junge Mann im taillierten blauen Uniformhemd legt die Hand an den Mützenschirm. «Wenn Sie, bitte, weiterfahren würden? Die Einfahrt muß frei bleiben. Bitte, haben Sie Verständnis dafür.»

Ganz gemütlich fährt Detjen zu Isoldes Wohnung zurück. Die hat er jetzt ganz für sich allein. Er beendet sein Frühstück, wobei er sich wie zu Hause fühlt, und dreht so lange am Skalenknopf des Radios, bis er die Frequenz eines DDR-Senders gefunden hat.

«..; heißt es in der Erklärung des Politischen Beratenden Ausschusses der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages weiter: Die sozialistischen Staaten haben ihre auf die allgemeine und vollständige Abrüstung, die Einstellung des Wettrüstens und die Entspannung der internationalen Lage gerichteten Bemühungen nicht eingestellt und werden sie nicht einstellen. Jedoch angesichts der Situation, die sich aus den neuen Kriegsvorbereitungen der Westmächte ergibt, haben die Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages im Laufe ihres allseitigen Meinungsaustausches die Maßnahmen vereinbart, die sie für notwendig halten, um ihre Verteidigungsfähigkeit weiter zu festigen und den Weltfrieden zu konsolidieren...»

Werner Bredebusch nickt vor sich hin, schiebt den Teller zurück, gießt noch einmal Kaffee ein und zündet sich eine Zigarette an. Was da aus dem Radio klang... Wenn sie in diesem Lande hier, in dem er arbeitet, nicht so maßlos selbstherrlich wären und fortgesetzt großmannssüchtigen Wunschträumen nachhängen würden, die bar jeden Gefühls für Realitäten sind, müßten sie Verlautbarungen wie der eben verlesenen entnehmen, daß ihr Blitzkriegdenken keine Chance hat. Aber das wollen sie nicht erkennen, sie wollen die Tatsachen nicht wahrhaben.

Er hört die Nachrichtensendung zu Ende, ehe er den Skalenzeiger auf den Kölner Regionalsender zurückdreht. Knacks, aus. Detjen räumt ein bißchen auf, mehr des guten Eindrucks wegen als ernsthaft. Ich bin von rührender Hilflosigkeit und zu allem möglichen, bloß nicht in der Küche zu gebrauchen, sagt er damit durch die Blume; findet, daß es Zeit zum Aufbruch wird, und geht. Vorher macht er sich ein bißchen an Isoldes Bücherbord zu schaffen. Unbemerkt hat er gestern eine Streichholzschachtel hinter die meist großformatigen Bildbände aus Skandinavien fallen lassen. Nun holt er sie, die die Kleinstbildkassette aus seiner Minikamera verbirgt, wieder hervor hinter der prachtvoll illustrierten Geschichte Erik des Roten, jenes rotschopfigen Wikingers,

der mit Drachenbooten bis nach Grönland vorstieß. Er steckt sie ein und macht sich auf den Weg.

Heraus aus Köln zunächst und auf die Autobahn. Es sieht aus, als wolle er nach Bonn zurückkehren, aber er setzt die Fahrt fort, überquert den Rhein und steuert den Wagen durch den Westerwald auf Limburg zu. EinStück Taunus, nun über den Main. Rüsselsheim bleibt zurück. Darmstadt kommt in Sicht und damit der Odenwald. Der alte Wagen rollt wie in seinen besten Tagen.

«Scheiß-Prestigedenken!» sagt Werner vor sich hin knurrend und sucht schon nach Hinweisschildern auf den Kranichstein, wo ihn um elf Uhr Winnie erwartet. Das Kennwort für diesen vor längerer Zeit bereits in Aussicht genommenen Treffpunkt war «Doktor Stein.»

Das Jagdschloß Kranichstein liegt acht Kilometer nordöstlich von Darmstadt und ist von der Stadt her über die Kranichsteiner Straße leicht zu erreichen. Von einem weiträumigen gepflegten Park umgeben, ist der im 16. Jahrhundert errichtete Bau aus mehreren Gründen ein beliebtes Ausflugsziel, beliebt genug, um eine Fahrt dorthin jederzeit zu erklären und zu legitimieren. Das attraktive Renaissanceschlößchen ist nicht nur Sitz einer Falknerei, deren Jagdvorführungen mit Greifvögeln viele Besucher anlocken; es birgt darüber hinaus eine weit über die Grenzen der BRD berühmte Sammlung von historischen Jagdwaffen.

Wer würde es als ungewöhnlich empfinden, wenn sich ein Offizier für Waffen aus der Vergangenheit interessiert?

Besucher parken ihre Fahrzeuge im Schatten großer alter Bäume. Der Abstellplatz ist unübersichtlich, Werner kann das nur recht sein. Er entrichtet seinen Obolus – ungeschröpft kommt an solchen Sehenswürdigkeiten keiner davon – und schlendert, sein Ledersakko locker über der Schulter, auf das Haus zu. Mitten in der Woche hält sich der Besucherstrom in erträglichen Grenzen; er verliert sich in solchen Ausstellungsräumen; man kann hier wirklich ungestört sein.

Werner findet Winnie in jenem Zimmer, in dem unter Glas

als besondere Raritäten sogenannte Windbüchsen gezeigt werden. Ein freundlicher älterer Herr ist eben bemüht, einer Gruppe junger Leute das Funktionsprinzip zu erklären. Die ältesten Waffen dieser Art stammten aus der Zeit des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts, führte er aus. Man unterscheidet zwei Grundtypen – einmal die Luftbüchsen, die im Augenblick des Abschusses stark komprimierte Luft benutzen, und die Windbüchsen zum anderen, welche die vorher in einem Druckgefäß komprimierte Luft im Moment des Abdrückens in den Lauf leiten und so das Geschoß hinausschleudern. Zum Füllen der Luftflasche seien nach einem Lehrbuch etwa dreihundert Pumpenstöße notwendig gewesen, die genug Druck für etwa zwanzig Schüsse erzeugt hätten, bei denen die ersten fünf Kugeln mit soviel Wucht geflogen wären, daß sie auf sechzig Meter Entfernung ausgereicht hätten, einen starken Hirsch zur Strecke zu bringen. Dagegen arbeiteten andere Systeme wie ihre modernen Nachfolger mit Federdruck, Spannhebel und nach vorn schnellendem Kolben.

Als die Gruppe mit ihrem Führer weitergeht, bleibt Winnie zurück. Werner tritt zu ihr. Er amüsiert sich darüber, daß Winnie zur Begrüßung fast die gleichen Worte gebraucht wie gestern Abend Isolde Herdegen: «Daß du da bist! Eine ganze Woche so in Ungewißheit – ich habe mir eine Menge Sorgen um dich gemacht. In dieser Situation...»

Sie nimmt seinen Arm. Die Besuchergruppe vor ihnen hatte es eilig und ist schon aus ihrem Gesichtskreis verschwunden. Ganz ungestört sind sie. Dann kann Winnie Winkelmann ihm durch ihre Haltung zu verstehen geben, daß ihr durchaus bewußt ist, wie schwer die zurückliegenden Tage für ihn gewesen sein müssen und welch hohes Maß an Konzentration und Einsatzbereitschaft sie ihm abforderten.

«Ja», sagt Werner unvermittelt. «Es gibt eine Menge Neues. Nimm das!» Er holt die Streichholzschachtel mit dem Kleinstbildfilm aus der Tasche. Im Handumdrehen verschwindet das Material in Winnies Kostümjacke. «Ich bitte dich im voraus

um Entschuldigung. Die Bildqualität läßt sicherlich zu wünschen übrig, aber du mußt herausquetschen, was irgend möglich ist.»

Die Fotografin nickt gelassen. Dieser Hinweis schreckt sie nicht; hier geht es um Techniken, die sie aus dem Effeff beherrscht. Ein sehr langsam arbeitender Entwickler, immer wieder Sichtkontrollen, na und so weiter. Es wird sich auf dem Negativ etwas tun, dafür kann sie garantieren.

21

«Ganz harte Bandagen, Chef!» betont Sennewald mit Nachdruck. «Die Forschungsabteilung legt so großen Wert auf die Mitarbeit von Professor Matz; sie hat seinen Entschluß, in Dresden zu bleiben, einfach nicht zur Kenntnis genommen. Daraufhin haben wir die Schraube angezogen.»

«Ach ja?» fragt Donner zurück. «Und?»

Sennewald beugt sich ein wenig über seinen Schreibtisch im Großraum. «Neue Recherchen!» erklärt er. «Suche nach dem berühmten dunklen Punkt, bei dem man ihn packen konnte. Und wir haben ihn gefunden! Der gute Mann hatte nämlich, wahrscheinlich im ersten Schrecken über den Zusammenbruch von fünfundvierzig und um unbehelligt weiterarbeiten zu können, bei der Niederschrift seines Lebenslaufes ‹vergessen›, daß er, erstens, Mitglied der NSDAP war – ein bloßes nominelles Mitglied, unter uns gesagt – und zweitens, zu einer Sondergruppe von Spezialisten gehörte, die an der Vorbereitung eines der abenteuerlichsten Unternehmen des zweiten Weltkrieges beteiligt war. Unternehmen ‹Elster›, sofern Ihnen das etwas gibt.»

«Es gibt mir nichts», erwiderte Donner ohne den geringsten Anflug von Verlegenheit. Er nimmt sein Zigarrenetui heraus und wählt darin. «Mir genügt, daß Sie Bescheid wissen.»

Der «Blitz» hat ein flüchtiges Lächeln für die just vorüber-

gehende Japanerin. «Unternehmen ‹Elster›», beginnt er neu, «war jene Aktion, in deren Mittelpunkt das funktechnische Heranleiten von Großraketen in den New Yorker Stadtkern stand. Federführend war der SD, der Sicherheitsdienst des Reichsführers SS, Himmler. Er versprach sich eine enorme propagandistische Wirkung davon, wenn an einem vorhergesagten Tage eine Großrakete das vorhergesagte Ziel treffen und zerstören würde. Ungeheuer moralischer Effekt, Panik in den Staaten... Als Ziel wurde ausgerechnet der damals höchste Wolkenkratzer New Yorks, das Empire State Building, ausgewählt.»

Während Donner die Zigarre in Brand setzt und einen dünnen Streifen Rauch ausbläst, den die Klimaanlage sofort eliminiert, fährt Sennewald fort: «Wie Sie wissen, waren die sogenannten V-Raketen aus Peenemünde keineswegs treffsicher. Deshalb kam man auf die Idee, ein Funkfernlenkgerät zu konstruieren, das das Geschoß nicht von der Abschußbasis, sondern vom Ziel aus steuern sollte. Der ganz neuartige Apparat sollte nur wenige Minuten arbeiten und die Rakete als eine Art Magnet anziehen. Voraussetzung war natürlich, daß das Gerät genau zum richtigen Zeitpunkt im Empire State Building deponiert wurde.»

Die abenteuerliche Geschichte faszinierte Sennewald. Er hat Freude daran, sie auszuschmücken: «Während hierzulande der Raketenbaron von Braun noch an der Konzeption der geforderten Atlantik-Rakete herumbastelte, brachte im November vierundvierzig ein U-Boot der deutschen Marine – präzise U-zwölf-dreißig – in der Nähe von Fort Jay zwei Funkfachleute aus dem Apparat Himmlers an die amerikanische Ostküste. So unglaublich das klingt: Das U-Boot wurde nicht geortet, das Schlauchboot der beiden Agenten nicht bemerkt und die Männer nicht gestellt, als sie an Land gingen. Daß das FBI überhaupt von ihnen erfuhr und natürlich eine umfassende Fahndungsaktion einleitete, war ausschließlich einem Zufall zu verdanken. Einer der Agenten suchte ausgerechnet Kontakt zu einem alten Bekannten herzustellen, der

im Krieg zweimal verwundet und zum Krüppel geschossen worden war. Diesem Mann kam das plötzliche Auftauchen des anderen nicht geheuer vor, er roch Lunte und verständigte das FBI. Die große Jagd begann und hatte Erfolg.»

Donner zieht wieder an der Zigarre. «Und zu den Spezialisten, die jenes Funklenksystem erfanden, gehörte Matz?» Er streift sorgsam Asche ab. «Dieser Professor Matz? Zweifelsfrei?»

«Damals war er noch ein bloßer Doktor Matz! Zweifelsfrei! Durch Vergleich der Personaldaten eindeutig identifiziert. Wir haben dem Professor unser Wissen vorgehalten und mit seiner Enthüllung gedroht für den Fall, daß er die Ablehnung unseres Angebots aufrechterhält.» Sennewald lehnt sich zurück und seufzt. «Negativ! Mehr noch: Wir haben drüben einen V-Mann weniger. Matz erbat Bedenkzeit, wollte sich die Sache wohl noch einmal durch den Kopf gehen lassen. In Wirklichkeit hat er sich an die Dresdner Dienststelle der Staatssicherheit gewandt und seine Karten auf den Tisch gelegt. Am frühen Morgen wurde unser Mann verhaftet.

«Verluste sind immer drin», sagt Donner. «Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Sennewald. Sie haben das mögliche getan. Und Matz?»

«Geht nach wie vor in der TH ein und aus, als wäre nichts geschehen. Lehrt. Forscht. Wahrscheinlich sogar mit dem erleichternden Gefühl, reinen Tisch gemacht zu haben.»

Donner sieht zum Fenster hinaus. «Streichen Sie ihn von der Liste», wirft er hin. «Der ist für uns gestorben.» Einen Augenblick lang schaut er Möwen nach, die ohne jeden Flügelschlag draußen kreisen. Wenn sie schreien, ist das hier drin nicht zu hören. Dann wendet sich der Direktor in den Großraum zurück. «Sonst noch was?»

Der «Blitz» greift in die Schreibtischlade und zieht einen dünnen Schnellhefter heraus. «Ja, zweierlei.»

Der Hefter enthält Angaben über Aktienbewegungen besonderer Art. In den letzten Wochen ist plötzlich eine Nachfrage nach Wertpapieren entstanden, die seit Ende des Krieges

nicht mehr an der Börse notiert wurden – Aktienpakete von Unternehmen, die ausnahmslos jenseits der Elbe liegen und dort in Volkseigentum überführt worden sind. Bisher hatten sie nichts als den Papierwert und lagen tot in Panzerfächern. Nun gibt es auf einmal Interessenten dafür, relativ gut zahlende sogar. Selbstverständlich bewegen sich die Preise weit unter dem Nennwert, aber die entstandene Nachfrage wirkt bereits anziehend nach dem kapitalistischen Gesetz der Wechselwirkung von Angebot und Nachfrage. Die Preise steigen.

Spezialisten der eigenartigen «Personaldirektion» im abgeschirmten 15. Stock des Direktionshochhauses haben Erhebungen darüber angestellt, in wessen Auftrag gekauft wird. Die aus Einzelbeispielen gewonnenen Erkenntnisse lassen die verallgemeinernde Schlußfolgerung zu, daß es darum geht, beim Eintreten einer gesellschaftlichen Veränderung jenseits der Elbe und der folgerichtigen Rückführung der fraglichen Betriebe in Privatbesitz entscheidend Einfluß auf sie zu nehmen und kraft des konzentrierten Aktienkapitals ihr Produktionsprofil zu bestimmen. Monopolbestrebungen einerseits und Ausschaltung möglicher Konkurrenz andererseits. «Konzentrationsabsichten, vorerst noch unter der Hand», erläutert Sennewald. «Noch sehr vage das Ganze. Bis jetzt bin ich mit dem Material gar nicht zufrieden. Ein bißchen verwirrt mich dieser plötzliche Osttrend. Der ist doch irreal!»

Obwohl Dr. Donner es besser weiß, zeigt er es nicht. Er hebt nur die Schultern, nimmt den Hefter an sich und erklärt, er werde ihn selbst dem Vorstand des Aufsichtsrats zuleiten. «Immerhin fällt so was nicht vom Himmel», sagt er. «Nichts geschieht ohne Ursachen, und Anlässe finden sich immer. – Nummer zwei?»

«Der Vorgang Detjen, Achim. Ein neuer, positiver Aspekt: Er wurde zum Oberstleutnant befördert und zum Referatsleiter ernannt. Er ist der direkte Nachfolger Brinkmanns.»

«Sehr schön!» Donner freut sich. «Das spricht für ihn.»

«Meinerseits würde ich vorschlagen, es dabei bewenden zu lassen und die Überprüfung zu beenden.»

«Einverstanden!» Und bei sich denkt Donner, daß es nun wohl an der Zeit wäre, mit dem «Nachfolger» persönlich Kontakt aufzunehmen.

Es ist ein bißchen mühsam, kurz vor Betriebsschluß auf dem Parkplatz vor dem EGA-Gelände eine Lücke zu finden, in die sich der Wagen hineinquetschen läßt. Hier draußen stehen ausschließlich die Privatfahrzeuge der Arbeiter und Angestellten – die Direktoren und die Herren des geschäftsführenden Vorstands haben das Vorrecht, eine der Tiefgaragen innerhalb des Werkes zu benutzen, sofern ihnen nicht überhaupt betriebseigene «Paradeschlitten» mit livrierten Chauffeuren zur Verfügung stehen. Nachher wird sich der Außenparkplatz mit einem Schlage leeren, doch im Moment...

Ob ihn Isolde hier entdeckt? Er steigt aus. Das tut er gern. Immerhin ist er nach Darmstadt und zurück zusammengenommen runde dreihundert Kilometer gefahren, das Gespräch mit Winnie war auch lang und anstrengend und forderte ihm viel Konzentration ab und vor allem eine durchdachte Wertung seiner Erlebnisse in der Lüneburger Heide. Es tut gut, herumzuschlendern und sich ein wenig die Füße zu vertreten. In Gedanken weilt er noch im Schloß und dem weiträumigen Park von Kranichstein. Die Unterredung mit Winnie Winkelmann hat erneut den Eindruck nachdrücklich bestätigt, daß bestimmte einflußreiche Kreise der BRD die Zeit für gekommen halten, den Schritt vom kalten zum Schießkrieg gegen die Deutsche Demokratische Republik zu tun und den Diversionen und Subversionen nunmehr die Aggression folgen zu lassen. Und die stellen sie sich wie einen Spaziergang vor! Der Vergleich der heutigen Strategen mit dem Feldmarschall von Hindenburg drängt sich auf. Behauptete dieser Erzjunker nicht, während an den erstarrten Fronten des ersten Weltkrieges zwischen Verdun und Rokitno Millionen Männer verbluteten, der Krieg bekomme ihm «wie eine Badekur»? Nichts gelernt aus der Geschichte!

Jetzt steht er so, daß er das Haupttor im Blickfeld hat. Noch

sieht alles still und geruhsam aus. Dann heult die Sirene, und gleichzeitig treten Männer vom Betriebsschutz aus ihrem Wachhaus. Plötzlich sind die Wege im EGA-Gelände voller Menschen, die einzeln und in Gruppen dem Ausgang zustreben. Da und dort wird jemand – scheinbar wahllos – von den Wachmännern aus dem Strom herausgepickt und ins Haus gebeten. Taschenkontrolle. Dazu sind die Uniformierten durch die Betriebsordnung berechtigt und verpflichtet – jeder weiß das, und niemand findet etwas dabei. Das ist Alltag.

Isolde Herdegen sieht Achim schon von weitem. Sie kommt zusammen mit drei, vier anderen Frauen aus dem Zeichensaal, und neben ihr geht Brigitte Koeppen. Alle haben es eilig: Jene muß die Kinder aus dem Kindergarten holen, diese will einkaufen, eine dritte möchte den Termin im Salon «Figaro» nicht versäumen. Und die Koeppen hat sich mit Sabines Klassenlehrerin verabredet, weil ihr das Nachlassen der Leistungen des Mädels in der Schule Sorgen bereitet. Denn mit schlechten Schulzeugnissen hat niemand eine Chance.

«Tschüß bis morgen!» sagt Isolde und läuft schneller.

«Ist dein Flieger da?»

«Ja.»

Mit einemmal schlägt Brigitte das Herz, mit einemmal ist sie aufgeregt. Jetzt wird sie Achim Detjen sehen; die Gelegenheit ergibt sich wie von selbst. Nachdem sie in Bonn gewesen war, hatte sie sich geschworen, nie wieder einen Schritt zu tun, der sie in eine so verzwickte und peinliche Lage bringen könnte. Aber hier... Eine günstigere Situation kann es gar nicht geben, und die kommt auch nicht wieder. Da ist die Neugier übermächtig, und da sind alle vernünftigen Vorsätze hinweggefegt. Sie geht ebenso schnell wie Isolde und läßt deren Vorsprung nicht wachsen. Und während sie laufen, sucht sie Detjen mit den Augen.

Isolde ist nicht die einzige, die abgeholt wird. Welcher der Männer? Sie erkennt ihn nicht. Mein Gott, ist denn wirklich soviel Zeit vergangen, haben sie sich alle so verändert? Oder findet sie ihn nur nicht heraus, weil er keine Uniform anhat?

Tatsächlich, ihre Erinnerung an Achim ist mit der Vorstellung von der fliegerblauen Uniform verbunden. Aber Isolde hat ihn doch schon erspäht.

Ein Mann mit grauen Schläfen und einem Oberlippenbart, ein Mann in heller Sommerhose, mit offenem Hemd und einem kognakfarbenen Ledersakko tritt auf Isolde zu, und sie küssen sich flüchtig. Einen Moment stehen sie und wechseln ein paar Worte. Was sie sagen, geht im Lärm des allgemeinen Aufbruchs und der ringsum anspringenden Motoren unter.

Der? Brigitte steht wie angewurzelt unter dem Vorwand, in ihrer Handtasche die Autoschlüssel zu suchen. Das ist Detjen? Ja, eine Ähnlichkeit gibt es in jedem Fall. Die gleiche Größe. Die gleiche Haltung. Aber sonst?

Isolde kehrt Brigitte den Rücken zu, Achim schaut in ihre Richtung. Ihre Blicke begegnen sich. Jetzt müßte etwas passieren! Er muß sie doch erkennen! Manchmal, wenn sie vor dem Spiegel steht und ein bißchen mit sich selbst kokettiert, denkt sie, daß sie sich eigentlich gar nicht sehr verändert hat. Sie konnte sich die einstige mädchenhafte Figur im großen und ganzen bewahren und hört es gern, wenn Matthias gelegentlich bemerkt, von hinten sähen Sabine und ihre Mutter eher wie Schwestern aus. Natürlich gibt es den Mozartzopf mit der Samtschleife nicht mehr, aber die paar Falten um die Augen, die sie wirklich älter machen – die kann er auf die Entfernung gar nicht sehen. Er muß sie erkennen; er muß! Achim schaut genau zu ihr hin. Nichts geschieht! Da sind weder aufflakkernde Erinnerung noch Überraschung, weder plötzliche Verwunderung noch ein stummes «Das ist doch nicht etwa ...» Der Blick geht über sie hin und von ihr weg – unberührt und gleichgültig. Kalt. Unpersönlich. Der Blick eines Fremden.

Sie kann nicht ewig da bleiben; sie steht im Wege, wird angestoßen, muß weiterlaufen. Und sie läuft weiter. Sie geht dicht an den beiden vorüber; sie streift Detjen sogar im Gedränge, und ihre Blicke begegnen sich noch einmal. Wieder hält sie den Atem an. Aus solcher Nähe! Und wieder nichts!

Auf dem Weg zum Opel-Kadett dreht sie sich nicht noch

einmal um. Ganz verwirrt schließt sie die Tür auf und steigt ein. Zunächst bleibt sie still sitzen und zündet sich fahrig eine Zigarette an. Jetzt zu starten würde sie ohnehin nicht wagen. In diesem Gewühl durcheinander quirlender Fahrzeuge – dazu fehlen ihr die Nerven, und heute erst recht. Nachher ist mehr Platz.

Im Rückspiegel sieht sie Isolde und Achim noch einmal. Nein, es ist bloß zum Teil Verwirrung. Vor allem ist sie beleidigt. Wie konnte er sie so ganz und gar vergessen, so gleichsam aus seinem Leben streichen, als wäre sie nie dagewesen! Hat sie das verdient! Brigitte ist böse.

Obwohl sie es erst eilig hatte, raucht sie noch eine zweite Zigarette. Sie sieht den «Käfer» abfahren und schüttelt den Kopf. Ein Oberstleutnant – und dann so ein alter Asphaltpickel? Noch dazu, wenn dieser Oberstleutnant Achim Detjen heißt? Der alte Achim Detjen ist ein Autonarr gewesen und hat immer davon geredet, sein Auto müsse etwas von einem Jagdflugzeug haben, schnell müsse es sein und wendig und allen anderen überlegen. Über den Volkswagen, der seinerzeit als das Auto der Nachkriegszeit überall herumgezeigt wurde, hat er nur die Nase gerümpft – da könne er ja gleich eine Konservenbüchse auf Räder stellen. Achim Detjen schwärmte damals vom Audi-Cabriolet 920 mit sechs Zylindern und 75 PS unter der Haube und noch mehr vom zweisitzigen BMW-Roadster mit den Lederriemen über der Haube ... Und heute, wo er sich ein rasantes Auto leisten könnte, eines, nach dem sich alle Welt umdreht und bei dessen Anblick die Fans glänzende Augen kriegen, kommt er mit dem ramponierten «Käfer»? Werde einer aus den Männern klug! Achim, was ist bloß aus dir geworden!

Der Parkplatz ist nunmehr halbvoll. Aus dem Tor gleiten jetzt lautlos und schwer die schwarzen Limousinen der Konzernleitung – immer verlassen bei der EGA die Direktoren als letzte das Werk, sofern sie sich überhaupt in Köln aufhalten – und verschwinden nacheinander im fließenden Verkehr. Nun reiht sich auch Brigitte ein in die Lawine aus

Blech und Auspuffgasen. Sabines Lehrerin wird schon warten, doch das Straßenchaos um diese Stunde ist immer gut für eine Entschuldigung.

Sie kommt nur meterweise voran, kuppelt, bremst, schaltet, kuppelt und bremst neuerlich, schaltet abermals und steht wieder. An der Kreuzung da vorn, die außerhalb ihres Blickfelds liegt, muß etwas passiert sein. Auf dem Bürgersteig schiebt sich mit Blaulicht und Signal ein Funkwagen an den verkeilten Kolonnen vorüber. Warten. Lange wird es nicht dauern, bis die Verkehrshüter das Knäuel entwirrt und umgeleitet haben. Sie lehnt sich zurück.

Brigitte Koeppen denkt an Detjen. Die unverhoffte Begegnung war mit soviel Merkwürdigkeiten behaftet, die sie erst einmal zu ordnen versucht. Je mehr sie sortiert, desto mehr Fragezeichen gibt es. Kann ein Mensch so anders werden? Daß sie ihn nicht erkannt hätte ohne Isoldes Begrüßung – das war schon ein Schock, aber ein erklärbarer. Und nachher hat sie in jenem Manne doch Achim zu sehen geglaubt. Warum eigentlich? Die Größe. Durchschnittlich. Unzählige Männer haben den gleichen Wuchs. Die Haltung. Die anerzogene und zur Gewohnheit gewordene Haltung des Offiziers; kein besonderes Merkmal! Das Gesicht. Ja, grüne Augen hat er und auch die Narbe am Kinn, aber wie viele Leute besitzen grüne Augen und so eine Narbe? Den Bart hat er früher nicht gehabt – das sagt nichts aus. Nein, sie hat Achim Detjen erkannt, weil sie ihn erkennen wollte. Es war ein bißchen Euphorie dabei, eine Art Erwartungsneurose – schließlich war der Flieger der erste Mann in ihrem Leben.

«... und er hat andere vor und wahrscheinlich noch mehr nach mir gehabt», sagt sie plötzlich in die Kabine des Autos hinein. «Wer bin ich denn, daß ich mich für unvergeßbar halte? Dumme Gans! Das alles hätte ich mir ersparen können, aber nein.»

Der Verkehr gerät in Bewegung und fordert ihr Aufmerksamkeit ab. Zögernd rollt die Blechlawine wieder an. An

der Kreuzung stellt ein Kran zwei in sich verklemmte Fahrzeuge beiseite.

Und doch ist es seltsam, daß er einen VW-Käfer fährt!

22

Winnie Winkelmann erreicht den Hauptbahnhof viel zu früh. Da macht sie noch einmal kehrt und schlendert ein Stück die Münchener Straße hinunter. Hier ist immer Betrieb: Der eine geht von Geschäft zu Geschäft, der andere betrachtet Auslagen und späht nach Gelegenheiten. Manchmal findet sich im Ramsch der Second-hand-Läden etwas, das einem gefällt und dazu noch preiswert angeboten wird. Kauf- und Schaulustige sind stets da, man fällt nicht auf, und auffallen will Winnie auf keinen Fall. Einen Augenblick steht sie mit sachlichem Interesse vor einem Foto-Geschäft; im Reigen mehrerer Dutzend verschiedener Kameramodelle der unterschiedlichsten Preislagen gibt es immer auch etwas, das für einen Profi von Interesse wäre. Jene Mamiya C3 würde sie ganz gern mal in die Hand nehmen. Sie tut es nicht. Man muß ja nicht später sagen können, eine sachkundige Dame ihres Aussehens wäre hier gewesen. Da vertrödelt sie lieber ein paar Minuten in einer Buchhandlung. Wie das so ist – sie kommt nicht 'raus, ohne ein paar Paperback-Bände erworben zu haben.

Draußen setzt sie die Sonnenbrille wieder auf. Das geschieht nicht nur der strahlenden Helligkeit unter einem fleckenlosen Mittagshimmel wegen; das dunkle Glas verdeckt vor allem, daß Winnies Augen vor Anstrengung und Übermüdung gerötet sind. Sie hat die ganze Nacht in ihrer Dunkelkammer zugebracht und hinter verschlossenen Türen Werners Aufnahmen bearbeitet. Selten hat sie soviel Mühe auf die Entwicklung eines Umkehrfilmes verwendet. Das zog das ohnehin aufwendige Verfahren noch mehr in die Länge. Sie kann mit sich zufrieden sein. Werners gefahrvoller Einsatz hat sich

gelohnt. Seine Aufnahmen – eine ist ganz unbrauchbar, zwei sind unscharf, doch die beiden restlichen stehen! – bieten eine Menge Informationen.

Natürlich hat sie die fertigen Bilder gleich einmal projiziert – das ist der Vorzug von Diapositiven, daß man sie ohne Verlust viel stärker vergrößern kann. Zusammen mit Werners Bericht werden sie den Genossen in Berlin sicher viel Neues mitteilen. Es hat in jüngster Zeit auf den Transitwegen zwischen Westberlin und der Bundesrepublik in zunehmendem Maße Störungen gegeben, die in offensichtlich provokatorischer Absicht ausgelöst wurden. Sie sind bisher in jedem Falle an der Besonnenheit der Staatsorgane der Deutschen Demokratischen Republik und der sowjetischen Streitkräfte gescheitert. Das paßt den Initiatoren nicht – deshalb die Eskalation, deshalb die bis zum blutigen Zusammenstoß mit eigenen Leuten inszenierte Provokation auf diesem Bahnhof neben dem Stellwerk! Winnie ist sich völlig klar darüber, wie gefährlich das geplante Spiel mit dem Feuer und seine Ausweitung sind. Sie hofft von ganzem Herzen, daß Werners Material es möglich macht, den ins Auge gefaßten Brandherd schon unschädlich zu machen, bevor es dort zu glimmen beginnt. Die Fotografin glaubt bei genauer Betrachtung der Projektionsbilder etwas entdeckt zu haben, was der Lokalisierung des Ortes nützlich sein könnte – am Bahnhofsgebäude gibt es mit Kilometerangabe den Hinweis auf einen Bahnknotenpunkt in der BRD. Wahrscheinlich sind die Erbauer des topographischen Modells, die es mit höchster Genauigkeit nachgebildet haben, unbemerkt weitergegangen, als sie sollten. Gut!

Winnie Winkelmann läuft zurück in Richtung Hauptbahnhof, überquert die Moselstraße, läßt die Wiesenstraße links liegen und biegt in die Mannheimer ein. Da steht der Schnellbus zum Flughafen bereit, der 41er, welcher 13.20 Uhr losfährt. Sie steigt ein, zahlt und geht hinauf zum Oberdeck des Doppelstockbusses. Nur wenige Fahrgäste haben schon Platz genommen. Die Fotografin setzt sich auf eine leere

Polsterbank. Gerade da wird unten der Motor angelassen, und der Fahrer sagt über Lautsprecher: «Schnellbus Hauptbahnhof – Flughafen. Fahrzeit zwanzig Minuten. Abfahrt dreizehn Uhr zwanzig. Bitte, beachten Sie, daß dieser Bus ohne Halt bis zum Flughafen durchfährt.» Da rollt er auch bereits.

Noch in letzter Sekunde ist ein Mann aufgesprungen, der den Bus offenbar um Haaresbreite verfehlt hätte. Er geht ebenfalls nach oben und setzt sich dicht neben dem Aufgang schweratmend nieder. Vermutlich handelt es sich um einen kleinen Geschäftsmann auf Dienstreise, Staubmantel über dem Arm, dunkelgrauer Anzug, Homburger, Attachéköfferchen... Ein älterer Mann ist das, ziemlich beleibt und anscheinend zufrieden mit eben getätigten Abschlüssen. Er wirkt so durchschnittlich, daß ihm niemand Beachtung schenkt – Leuten dieser Art begegnet man in der Handelsmetropole Frankfurt am Main auf Schritt und Tritt.

Am Flughafen erweist er sich als ein Mann von Lebensart; er läßt den Damen beim Aussteigen den Vortritt. So kommt es, daß Winnie und er an der Tür für einen Moment sehr dicht beieinander stehen. Es sieht aus, als berührten sich für den Bruchteil von Sekunden ihre Hände.

Sie berühren sich wirklich, und dabei gleitet unbeachtet ein Zündholzbriefchen mit dem Reklameaufdruck «Henninger Kaiser-Pilsner Privat» unter dem Bild einer Krone aus Winnies Fingern in die des Reisenden. Die kleinen Diapositive aus Werner Bredebuschs Minikamera beanspruchen kaum Platz; sie verschwinden völlig unter einer abgelösten und wieder aufgeklebten Papierschicht des Zündholzbriefchens. Dessen Aussehen wirkt unverändert; es unterschiedet sich auf den ersten Blick nicht von hunderttausend anderen, die täglich zur «wohlwollenden Erinnerung» unters biertrinkende Volk verteilt werden. Und schon geht der Reisende eilig davon in Richtung Haupthalle, schon wendet sich Winnie Winkelmann zum Restaurant, als wäre sie nur hierher gekommen, um zu speisen. Sie ist sehr zufrieden. Die Übergabe des brisanten Materials an den Kurier ist planmäßig und reibungslos ver-

laufen. Heute abend schon halten die Genossen in Berlin die Bilder in den Händen.

Sie ißt ohne Hast und schiebt gerade das Kompottschälchen zurück, als sich der Kellner dezent zu ihr beugt.

«Frau Grundmann?» sagt er leise. «Das Gespräch, das Sie erwarten. Der Apparat steht dort, bitte.»

«Frau Grundmann» nimmt den Hörer auf und meldet sich. Es ist ein einseitiges Gespräch, Winnie hört nur zu, bis sie schließlich sagt: «Einverstanden. Auf Wiedersehen.»

Der 41er Bus bringt sie in die Mannheimer Straße zurück, und von der Haltestelle aus sind es bloß ein paar Schritte bis zu dem Parkplatz, auf dem Winnie ihren Wagen abgestellt hat. Sie fährt gleich los, fährt ein bißchen kreuz und quer durch die Innenstadt, biegt an der Konstabler Wache links ab und steuert ein Parkhaus in der Heiligenkreuzgasse an. Obwohl auch in den unteren Etagen Platz zu finden wäre, verläßt sie erst im fünften Parkdeck die Rampe und hält auf das Ende der langgezogenen Stellfläche zu. Sie ordnet sich rückwärts ein und kommt genau neben einem hochroten Porsche zu stehen, sehr dicht, beinahe Fenster an Fenster. Sie dreht ihre Scheibe herab, und das gleiche tut der Porschefahrer.

«Hallo!» sagt der junge Mann, der aussieht, wie aus dem Ei gepellt. «Nett, dich zu sehen!»

Im Augenblick haben sie das fünfte Parkdeck für sich allein. Das kann sich jeden Moment ändern. Deshalb verliert Winnie auch keine Zeit. Sie faßt in ihre Umhängetasche und entnimmt ihr ein schmales Bändchen «Alte Frankfurter Sagen», das sie in den anderen Wagen hinüberreicht.

«Im Einband, Martin», erklärt sie leise. «Ein ausführlicher Bericht und Umkehrduplikate von wichtigen Fotos. Die Originale hat der Kurier. Es ist sehr wichtig. Deshalb die Weisung der Zentrale, ein Doppel an euch zu geben.»

Der Mann im Porsche nickt. «Bin informiert! Das geht in Ordnung. Ja, dann will ich mal! Weiter viel Erfolg!»

«Grüß die anderen, die ich nie kennenlernen werde!» kann Winnie sich nicht enthalten zu sagen.

Martin hebt die Hand und fährt. Keine Sekunde zu früh, denn gerade kommt ein Wagen die Auffahrt herauf und sucht einen Stellplatz im fünften Deck. Der Porsche verschwindet auf der Rampe. Martin... Was weiß Winnie von ihm mehr, als daß er da ist, wenn er gebraucht wird? Wenig. Nur, daß er zu einer Kundschaftergruppe gehört, die sich lange nach ihrer eigenen Niederlassung hier in Frankfurt seßhaft gemacht hat. Beruhigend zu wissen, daß sie da ist und daß die Arbeit auch dann weitergehen wird, wenn mal etwas passiert. Sie arbeiten unabhängig voneinander; Begegnungen wie die heutige stellen die Ausnahme von der Regel dar und erfolgen nur auf ausdrückliche Weisung der Zentrale.

Winnie steigt aus. Mindestens eine Stunde wird sie den BMW hier stehenlassen. Irgendwo Kaffee trinken und die Zeit totschlagen. Als sie zur Treppe geht, wird ihr bewußt, wie hundemüde sie ist. Die letzten vierundzwanzig Stunden haben es in sich gehabt.

Aber hier in der Nähe befindet sich doch die Kronengasse! Für einen Kaffee bleibt auch dann noch Zeit, wenn sie erst einen Abstecher zur Annoncenexpedition Adomeit macht. Die Anzeigenkampagne unter dem Kennwort «Halali» läuft immer noch, und erneut ist auch die Heiratsanzeige erschienen – modifiziert, mit etwas verändertem Text. Leider ist die Zahl der Heiratslustigen größer als die von Verkäufern historischen Jagdgeräts und alter Waffen für eine Wildbretgaststätte. Eigentlich gibt Winnie ihrem Bemühen in dieser Sache kaum noch eine Erfolgschance, doch sie ist nicht der Mensch, der auf halbem Wege stehenbleibt. Sie hat die Geschichte angefangen, sie wird sie durchstehen, bis die RHEIN-MAIN-DETEKTEI aufgibt. Ober bis sich doch ein Ergebnis einstellt. Bislang zieht nur Herr Bach vom Schalter drei der Annoncenexpedition Nutzen aus der Affäre. Von ihm aus könnte es ewig so weitergehen!

Detjen ist an diesem Nachmittag kaum zu Hause, da klingelt es, und Wilson fordert ihn auf, mit ihm «in See zu stechen».

Tatsächlich hat er unten am Rhein ein nicht übermäßig großes Vorderkajütboot liegen, dessen Steuer eine junge Frau in einem hellblauen Overall übernimmt. Sie wird flüchtig als «Misses Jefferson» vorgestellt, und als sie ein paar Worte sagt, erkennt Achim die Stimme wieder, die sich vorgestern an Stelle von Wilson gemeldet hat. Das gleiche schlechte Deutsch.

Das Verhältnis zwischen der jungen Frau und dem Spezialagenten ist kühl und sachlich beiderseits; Detjen schließt daraus, daß es sich um eine Mitarbeiterin der CIA-Residentur handelt. Sie legt gleich ab und steuert den Kreuzer stromaufwärts. Mrs. Jefferson kann mit Booten umgehen; sie wirft das Ruder herum wie ein erfahrener Bootsmann.

Bezeichnenderweise schließt Wilson den Niedergang hinter sich, sobald sie in der Kajüte sind. Darin gibt es nicht mehr als zwei Sitzbänke mit Lederpolster beiderseits eines schmalen Tisches und eine winzige Pantry, eine eingebaute Küche, aus der der Spezialagent Büchsenbier holt, Gläser und einen Ascher.

«Wenn wir Hunger kriegen, kann uns die Jefferson nachher ein paar Hamburger machen», sagt er und nimmt die Kiste mit seinen Lieblingszigarren vom Bord unter den Bullaugen. Wilson setzt sich Detjen gegenüber, öffnet seinen Attachékoffer und stellt eine Stenorette auf den Tisch. «Ich garantiere Ihnen, altes Haus, daß ich das Band persönlich lösche, sobald der Bericht zum Headquarters in Langley unterwegs ist. Darin erscheint Ihr Name nicht. Akzeptiert?»

«Okay!» bestätigt Achim und reißt den Verschluß von einer Bierbüchse. Sieh mal an! Von der Seite kenne ich ja James D. noch gar nicht, denkt er dabei. Der wirkt doch richtig nervös! Und gleich Bericht nach Langley! Spaßeshalber wüßte ich ganz gern, unter welchem Tarnnamen und welcher Agentennummer ich in Wilsons Informantenliste registriert bin. Aber das ist nicht so wichtig. Bemerkenswert: absolut abhörsicherer Gesprächsort. Laut sagt er: «Soll ich referieren oder fragen Sie?»

«Ich frage.»

Ein Knacken. Die Stenorette läuft. Und Frage um Frage. Achim muß sich voll konzentrieren, um sie alle zufriedenstellend beantworten zu können. Er ist ganz bei der Sache, verzieht keine Miene und spricht mit dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der sich ein bißchen in seiner Bedeutung als Kronzeuge sonnt. Der Spezialagent bestärkt ihn noch in diesem Gefühl seiner Wichtigkeit. Wahrscheinlich glaubt er ihn dadurch anzuspornen.

Aber doch nicht mit mir! denkt Detjen. Ach, warum hast du mich bloß nicht referieren lassen, old boy? Mit deinen Fragen verrätst du mir zu deutlich, daß du schon alles weißt und von good old Detjen nur eine Bestätigung für Informationen aus anderer Quelle erwartest. Zweimal genäht, hält länger – na, bitte sehr! Ich war nie so kindisch anzunehmen, daß die Central Intelligence Agency ausgerechnet auf mich angewiesen wäre.

Es ist dunkel draußen, als sie endlich fertig sind. Das Boot fährt immer noch stromauf, und Mrs. Jefferson hat inzwischen die Positionslampen eingeschaltet.

Das Tonbandgerät steht. Wilson stellt es in den Attachékoffer zurück und verschließt die beiden Zahlenschlösser sehr sorgsam. Dann steht er auf und reckt sich, so gut das möglich ist in der Enge. Er vergißt nicht, die Vorhänge vor den Bullaugen zuzuziehen, bevor er das Deckenlicht einschaltet.

«Kommen Sie mit 'raus!» bittet er. «Hamburgerzeit – und einer muß das Ruder nehmen. Keine Bange! Ich habe Ihnen natürlich nie von meiner Karriere erzählt. Nur soviel: Sie hat auf einer Korvette unserer Pazifikflotte begonnen.» Damit öffnet er den Niedergang und tritt als erster aufs Deck hinaus. Daß es Zeit zum Essen sei, sagt er zu der Frau am Fahrstand und nimmt ihren Platz ein. Dann wendet er das Kajütboot und fährt flußabwärts.

Detjen lehnt an der Wand neben dem Niedergang. Tief Luft holen zahlt sich hier nicht aus – der Rhein riecht übel nach Chemie, dagegen müßte endlich etwas unternommen

werden. Aber das Panorama, das sich bietet, ist zauberhaft im Auf und Ab der Höhen und Täler, die an den Ufern eine ständig wechselnde Silhouette gegen den klaren Sternenhimmel stellen. Dazwischen bleigrau der Strom, auf dem auch um diese Stunde Schleppzüge ziehen. Das Wasser trägt den stampfenden Lärm ihrer Dieselmaschinen herüber.

«Wann der Tag X sein soll, war nicht herauszukriegen», wirft Achim hin. «Dabei hätte ich Ihnen das gern mitgeteilt. Die Angabe hätte die Sache rund gemacht.»

James D. hebt nur die Schultern. Erst nach einer Weile sagt er: «Rufen Sie mich an, wenn Sie's erfahren, und wenn es mitten in der Nacht ist.» Er wendet den Kopf. «Sie kennen meine Einstellung zur der Sache. Daran hat sich nichts geändert.»

Sie schweigen beide.

Mrs. Jefferson erscheint im Niedergang. «Die Hamburger stehen auf dem Tisch, Gentlemen.» Sie nimmt neuerlich das Ruder.

Die beiden Männer steigen hinab in die Kajüte. Der Tisch ist weiß gedeckt. Die Hamburger dampfen, gebutterter Toast steht bereit, ebenso einige Bierbüchsen und Whisky. In einem Glas klirren Eisstückchen aus dem Propangaskühlschrank in der Pantry.

Der Spezialagent setzt sich nieder mit dem Gesicht eines Mannes, der eine schwere Arbeit getan weiß und Hunger hat. «Übrigens», erzählt er nebenher mit vollem Mund und deshalb ein wenig undeutlich, «ist dieser RAF-Colonel Sir Reginald Douglas, von dem ich Ihnen mal erzählt habe, tatsächlich zu Brinkmanns Beisetzung gekommen. Und er bedauerte sehr, das Bild, das Sie in der Jagdhütte gesehen haben und das ihm von Ihrem ehemaligen Chef zugesprochen worden war, nicht als Erinnerung mitnehmen zu können. Es ist noch immer verschwunden. Der Colonel muß keine gute Meinung von der deutschen Polizei haben. Er hat, hörte ich, Frau Brinkmann sogar angeboten, das Gemälde auf eigene Faust und eigene Kosten suchen zu lassen. Das sei ihm sein Kamerad Brink-

mann wert, an dessen Selbstmord er übrigens niemals glauben werde.»

«Ach?» sagt Detjen mit gespieltem gemäßigtem Interesse. «Und aus welcher der ruchlosen Detekteien Londons kommt das Team, an dessen Spitze er sich gestellt hat?»

Wilson nimmt einen kräftigen Schluck Whisky und grinst. «Sir Reginald muß sich mit seiner Aktion fürs erste etwas gedulden.»

«Wieso?»

Der Spezialagent lehnt sich zurück. Die Vorhänge vor den Bullaugen zittern kaum merklich im Arbeitsrhythmus des Bootsmotors. Die gleiche fortgesetzte Vibration teilt sich den Fahrgästen auch vom Boden her mit. «Ihre Majestät die Königin haben geruht, allerhöchstdenselben Air-Force-Colonel für würdig zu erachten, die militärischen Belange Großbritanniens im Königreich Thailand wahrzunehmen. Er ist schon nach Bangkok abgereist.»

«Als Militärattaché?»

«Als Militärattaché!»

«Zufälle gibt es!» Achim schüttelt den Kopf. «Es sieht ja fast so aus, als hätte wer was dagegen, daß das Bild gefunden wird!»

Wilson schiebt ihm eine neue Bierbüchse hin, nachdem er diese eigenhändig aufgerissen hat. «Dagegen hat niemand was! Nur die *richtigen* Leute müssen es finden.»

Detjen trinkt und stellt die Büchse zurück. «Mir fällt auf», wirft er hin, «daß Sie sich dieses Bildes wegen immer in Andeutungen ergehen. Neulich schon – und heute wieder! Das macht mich ganz nervös. Was ist denn bloß mit diesem Schinken in Essig und Öl?»

James D. schiebt einen der Vorhänge ein wenig beiseite und schaut hinaus. Er kennt sich gut aus. Das Uferpanorama sagt ihm etwas. «Bonn voraus. Klar zum Anlegen!» Er spitzt die Lippen und pfeift. Sechsmal kurz-lang im Wechsel. Dann lacht er. «Klar zum Anlegen heißt das bei der Marine! Meine alte Korvette! Das waren Zeiten!»

Er weicht wieder aus, denkt Achim.

Auf einmal spricht Wilson. «Brinkmann ist ein alter Querkopf gewesen. Er hat sich hervorragend in der Gewalt gehabt, aber er war es. Ihre alten Kameraden ließen sich vom Schein täuschen. Und nun besteht die Gefahr, daß er all die insgeheim ausgekochten Termine seiner Freunde in einem Dossier festgehalten hat, das auf dem Wege über Sir Reginald in die Hände anderer Querköpfe gelangen sollte.» Plötzlich sucht er Detjens Blick. «Das geht Sie eigentlich gar nichts an, altes Haus, aber eine Liebe ist der anderen wert. Jedenfalls: Wenn Sie den ‹Wildbrethändler› irgendwo herumstehen sehen, nehmen Sie das Bild an sich und geben Sie es mir. Okay?»

23

Alois Menzel schüttelt sich vor Lachen. Er lacht ganz lautlos, aber dieses Lachen beutelt ihn richtig und treibt ihm die Tränen aus den Augen. Die wischt er dann mit dem Handrücken ab. «Franz!» stöhnt er. «Ach, Franz! Werde ich dich denn niemals groß kriegen?»

Franz kraust die Stirn und sieht böse an dem Alten vorbei. Nein, er findet das gar nicht komisch. Er fühlt sich geprellt und nimmt das als persönliche Beleidigung. «Es gibt eben keine Redlichkeit mehr auf der Welt!» murrt er. «Ich verstehe nicht, warum du da so blöde kicherst! Zum Heulen ist es.»

Aber Alois Menzel bekommt einen neuen Lachanfall, als habe er sein Leben lang keinen besseren Witz gehört. Als jetzt Lydia ins Zimmer kommt, Bierflaschen unter den Arm geklemmt und im Netz Broiler in Aluminuimfolie, die sie so auf den Tisch stellt mit der Bemerkung, die Vögel wären noch schön warm, und sie sollten am besten gleich essen, erzählt er ihr, was Franz sich für ein Ding geleistet hat. Er streckt die Hand nach einem Kofferradio aus, das auf dem Tisch steht, und schaltet es an.

«Guck mal!» sagt er. «Hat der liebe Franz gekauft! Preisgünstig hat er's gekauft, weit unterm Ladenpreis. In der Kneipe gegenüber vom Südbahnhof hat es ihm einer angeboten, gleich neben der Post, weißt du? Und weil es wie neu aussah, griff der liebe Franz auch gleich zu.»

«Der Typ sah ordentlich aus», erwiderte Franz maulend.

«Klingt schön.»

«Bloß behalten kann er's nicht», antwortet Menzel mit genüßlicher Schadenfreude und tätschelt den Hintern seiner Frau, der gerade in seiner Griffnähe ist. «Am besten, er schmeißt es gleich heute Nacht in den Main.»

«Ich verstehe nur Bahnhof.»

Menzel rekelt sich behaglich auf dem Sofa. «Das ist nämlich so», erklärt er, «vor vierzehn Tagen sind wir doch an dem Lager vom Kaufhof in Niederursel zufällig vorbeigekommen. Ich habe dir erzählt, wie wir uns gewundert haben, daß es offen stand. Ja, und da hatten sie die gleichen Radios, und da haben wir an die dreißig Stück mitgenommen, weil sie so handlich waren.»

Lydia reißt einen Broiler auseinander und beißt herzhaft in das zarte weiße Fleisch. «Na und?» Sie deutet mit der Hühnerkeule auf den spielenden Apparat. «Ist das so eins? Finde ich ganz richtig, daß er sich keins an Land gezogen, sondern eins gekauft hat.»

Franz schmeckt es nicht. Er kaut appetitlos und schaut zur Seite.

«Alles richtig!» bestätigt Alois. «Es könnten ja die Nummern registriert sein, nicht? Und wenn man dann eines aus der geklauten Serie hat – was das für Ärger geben kann! Was meinst 'n du, warum ich solche Sachen wie Radios oder Toaster bloß im Laden kaufe, mit Garantieurkunde und Kassenbon und allen Mätzchen? Freilich – der Großhandel hat dreißig Prozent und der Einzelhändler nochmal, aber ich, ich habe ein reines Gewissen! Das sind mir die sechzig Prozent wert. Denn wenn zu mir die Bullen kommen! Man weiß ja nie, auch wenn ich nun schon lange ‹sauber› bin. ‹Bitte, Herr

Kommissar!› sage ich, ‹Kassenzettel gefällig, Herr Kommissar? Sie können sogar die Abo-Quittung der ‹Frankfurter Rundschau› sehen, wenn Sie wollen, Herr Kommissar! Alles reell! Is' nischt mehr mit krumme Touren seit damals, Herr Kommissar!› sage ich. Und er muß mir glauben, weil er mir nichts beweisen kann! So ist das!»

«Was hat das mit Franzens Radio zu tun?» fragt Lydia und leckt sich Bratenfett von den Fingern. «Muß ihn doch nicht kümmern, ob's der Typ aus der Kneipe geklaut hat oder nicht. Franz hat's bezahlt – das kann der Bodo, der dort hinterm Tresen steht, jederzeit bestätigen. Du hast an allem was auszusetzen, Mann!»

«Das Dumme ist bloß, fährt Menzel mit scheinheiligem Bedauern fort, «daß das Ding da aus unserem Bruch stammt. Eines war runtergefallen, und 'ne Ecke brach ab. Schön, ich habe sie mit Uhu angeklebt, aber wenn einer genau hinsieht! Die Ecke da unten rechts, Lydia. So was kauft der Franz! Abgesehen davon, daß er doppelt soviel hingeblättert hat, wie wir fürs Stück gekriegt haben – wie denn, wenn die Bullen mal bei ihm auftauchen? Aus irgendeinem Grund, mit dem ich nichts zu tun habe? Sie sehen das Radio. Die Marke steht in Fahndung. Sie blättern in ihrem schlauen Buch nach der Seriennummer; sie haben ein Äuglein auf Franzens Gerät, bums! Und dann sitzt er im Revierkriminalbüro, und da ziehen sie ihm die Hammelbeine lang, und da fragen sie ihn aus, bis er nicht mehr weiß, ob er Männlein oder Weiblein ist. Und wo er denn an dem fraglichen Abend gewesen sei, wollen sie wissen, und daß er manchmal mit mir zusammen ist, kriegen sie 'raus; und wenn es der Teufel will, haben sie bei der Tatortsicherung einen Reifenabdruck gekriegt, mit dem sie bis jetzt nichts anfangen konnten, und nun kommen sie zu mir, und da ist der Abdruck mit dem von einem Kombireifen identisch – so schiebt es sich zusammen. Und warum? Weil Franz an der falschen Ecke gespart hat. Das war nicht recht von dir, Franz.»

«Scheiße!» knurrt der. «Das Ding fliegt ins Wasser – und der Typ hinterher, wenn ich dem noch mal begegne!»

«Und dabei sah er doch so ordentlich aus, nicht wahr?» Menzel seufzt. «Ja, ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt!» Er legt das letzte abgenagte Hühnerknöchelchen auf die Folie, benutzt sein buntkariertes Taschentuch als Serviette und rüttelt Franz ein bißchen an der Schulter. «Schwamm drüber! Und nun wollen wir mal etwas Vernünftiges tun. Lydia geht in die Küche, und Franz setzt sich zu mir.»

Lydia knüllt die Aluminiumfolie um die Knochen und geht damit hinaus. Alois schaut ihr einen Augenblick nach und hat sein Wohlgefallen daran, wie sie mit dem kräftigen Hintern wackelt. Dann steht er auf, seine Brille und sein Schreibzeug zu holen. Wie er nun dasitzt, gleicht er durchaus einem Mann, der sich anschickt, ein bedeutendes Geschäft ernsthaft zu Ende zu bringen.

«Franz», sagt er. «Er ist soweit. Jetzt werden wir das Zeug aus diesem Jägerheim an den Mann bringen. Der Kram setzt langsam Staub an; er muß weg.»

Damit ist Franz mehr als einverstanden. Er reibt sich vergnügt die Hände. «Der erste vernünftige Satz, den ich heute von dir höre!» lobt er. «Bis jetzt hast du mich bloß angekäst.»

Menzel nimmt eine Zeitung, die so gefaltet ist, daß die «Halali»-Anzeige sichtbar wird. «Soviel haben die gar nicht gekriegt, wenn sie so oft annoncieren», erklärt er bedächtig. «Das heißt, die Sachen sind Mangelware. Und wenn es wenig gibt, steigt der Preis. Wir müssen sie nur richtig anfüttern.»

Franz nickt eifrig. Er bietet gleich an, seine Polaroidkamera von zu Hause zu holen und nachher mit in die Fabrik zu kommen, damit sie die in der Annonce erbetenen Bilder mitschicken können. Er, Franz, werde die Sachen schon ins rechte Licht rücken.

«Nichts da!» wehrt Alois ab. «Daraus wird nichts. Wir werden erst mal feststellen, was das für Leute sind; wir werden sie uns mal ansehen. Und dann entscheiden wir, ob wir ihnen was zeigen oder nicht.»

Dem anderen kommt das wieder unglaublich umständlich

und übervorsichtig vor, doch er schweigt. Menzel hat ihm eben erst eine Lektion erteilt und ihm bewiesen, daß er dusslig ist. Nicht, daß er deshalb böse wäre! Im Gegenteil – seine Bewunderung für den alten Hasen ist um ein paar Grade gestiegen. Von dem kann er immer noch was lernen.

Alois nimmt das Schweigen als Zustimmung. Die befriedigt ihn. Ohne es sich einzugestehen, braucht er diesen Franz. Lydia – nein, sie hat nichts verlernt seit der Zeit, da sie ihre handfesten Reize auf dem Strich anbot – ist da zwar anderer Meinung; sie liegt ihm immer wieder damit in den Ohren, daß er bei solistischer Arbeit mehr verdienen würde; er weiß das besser. Lydia würde ihm nie so geduldig zuhören, wie Franz das tut; sie würde auch nie das gleiche Maß an Bewunderung für ihn aufbringen und die Klugheit und Umsichtigkeit bestaunen, mit der er zu Werke geht – dazu kennt sie ihn zu lange. Aber Franz. Daß der so zu ihm aufblickt, spornt ihn an; dessen gläubiges Aufblicken veranlaßt ihn, sich immer neue Tricks auszudenken und Haken zu schlagen wie ein Hase – und sei es nur, um den Jungen wieder einmal zu verblüffen. Für Franz ist Alois Menzel der Größte, und das braucht er. Wie jeder echte Künstler muß er sein Publikum haben. Er weiß, daß er ohne Applaus nur halb so gut wäre. Deshalb schleppt er Franz mit.

«Betrifft», sagt der Alte vor sich hin und führt den Kugelschreiber übers Papier, «Ihre Annonce ‹Halali›. Sehr geehrter Herr!»

«Und wenn es ein Weib ist?» gibt Franz zu bedenken.

«Wildbretgaststätte!» hält Menzel dagegen. «Das ist Männersache! Verlaß dich auf mich! 'ne Frau würde keine Jagdwaffen hinhängen. Für die wären das bloß Staubfänger.» Er liest noch einmal laut, was er geschrieben hat, und fährt schreibend fort: «Bezug nehmend auf Ihre Annonce – ‹Bezug nehmend› klingt nach Geschäftserfahrung, Franz, das hat was Seriöses –, teile ich Ihnen mit, daß ich glaube, etwas Passendes für Sie zu haben. – Anteilnehmen, Franz, anteilnehmen! Sich in die Lage des Mannes versetzen. – Von

meinem kürzlich verstorbenen Großvater, der ein Jäger gewesen ist... – So was zieht immer, Franz. Das bringt 'nen menschlichen Zug in das Ganze; denn einen Großvater hat jeder.»

«Aber dein Großvater war kein Jäger!»

«Natürlich nicht! Der ist Heizer auf 'nem Mainschlepper gewesen, so lange, bis er vor lauter Kohlenstaub in der Lunge keine Luft mehr gekriegt hat. Aber das spielt hier keine Rolle. Nochmal: Von meinem kürzlich verstorbenen Großvater, der ein Jäger gewesen ist, habe ich geerbt: – Familienbesitz, Franz! Da kommt einer gar nicht erst auf dumme Gedanken!»

Franz klatscht sich begeistert auf die Schenkel. «Mensch, Alois!» ruft er begeistert. «Woran du alles denkst! Darauf würde ich nie kommen!»

Das ist so einer der Momente, deretwegen Menzel den anderen liebt. Franz weiß nicht, was Ironie ist; er meint es ehrlich. Alois winkt bescheiden ab.

«Einige alte Flinten mit Zubehör», schreibt er weiter, «und ein schönes Ölbild. – Warum sage ich das so, he?»

«Weil wir ja sagen müssen, was wir verkaufen wollen!»

Menzel setzt ihm den Zeigefinger auf die Brust. «Nein! Das gerade nicht! Ich habe mich umgeschaut, Franz, habe mir Prospekte von so 'nem Waffenfritzen besorgt; ich könnte ziemlich genau sagen, was das für Modelle sind und was man dafür verlangen kann. Ich sage es nicht. Weil es zwei Möglichkeiten gibt: Wenn der Mann ein reelles Angebot macht – gut! Ist er ein Gauner und denkt, ich hätte keine Ahnung und er könnte mich über den Löffel balbieren – da ist er auf dem Holzweg! Ich weiß immer gern, mit was für Leuten ich's zu tun habe.»

«Aber über das Bild müßtest du noch etwas sagen. Bloß ‹Bild› ist zuwenig.»

«Ja!» Alois nimmt die Brille ab und reibt mit Daumen und Zeigefinger die Druckstellen an der Nase. Die Augen schließt er und denkt nach. Er kratzt sich am Kopf, schneidet Grimassen und genießt das ehrfürchtige Schweigen des anderen.

Dann setzt Menzel die Brille wieder auf und greift erneut zum Kugelschreiber. «Ich habe das Kunstwerk genau vor mir», versichert er. «Paß auf: Dieses zeigt einen Tisch voller Wild und zwei Leute, die es betrachten.»

«Vorn frißt ein Hund einen Knochen», steuert Franz seine eigene Erinnerung bei.

«...frißt ein Hund einen Knochen», schreibt Menzel. Der Franz soll ruhig das Gefühl haben, er hätte auch etwas beigesteuert. Man kann nicht nur tadeln, man muß hin und wieder auch einmal loben. «Das ist ein sehr wertvolles Stück. – Und nun zum Schluß: Wenn Sie an den Sachen interessiert sind, dann schreiben Sie an Herrn Alois Menzel, Postleitzahl sechstausend, Frankfurt am Main, Mörfelder Landstraße achtundsiebzig. Und lassen Sie mich wissen, wohin ich Ihnen diese schönen Sachen zwecks Betrachtung bringen kann. Hochachtungsvoll – denn unsereiner hat Lebensart, Franz – Alois Menzel. Punkt.» Er reicht dem Jüngeren das Blatt mit betonter Geste, steckt die Brille ins Etui, nachdem er sie zusammengeklappt hat, steht auf und sagt: «Lies noch mal vor! Schön langsam und mit Betonung, damit nichts verlorengeht!» Dann verschränkt er die Hände auf dem Rücken und beginnt, den Kopf zurückgelegt und den Blick zur Decke gehoben, im Zimmer gemessen auf und ab zu schreiten.

Franz räuspert sich und liest: «Betrifft: Ihre Annonce ‹Halali›.

Sehr geehrter Herr!

Bezug nehmend auf Ihre Annonce, teile ich Ihnen mit, daß ich glaube, etwas Passendes für Sie zu haben. Von meinem kürzlich verstorbenen Großvater, der ein Jäger gewesen ist, habe ich geerbt: einige alte Flinten mit Zubehör und ein schönes Ölbild. Dieses zeigt einen Tisch voller Wild und zwei Leute, die es betrachten. Vorn frißt ein Hund einen Knochen. Das ist ein sehr wertvolles Stück.

Wenn Sie an den Sachen interessiert sind, dann schreiben Sie an Herrn Alois Menzel, sechstausend Frankfurt am Main, Mörfelder Landstraße achtundsiebzig. Und lassen Sie mich

wissen, wohin ich Ihnen diese schönen Sachen zwecks Betrachtung bringen kann.

Hochachtungsvoll Alois Menzel.»

Der Alte bleibt stehen und nickt nachdenklich vor sich hin, ehe er den Blick auf Franz richtet. «Ja, das klingt gut! Das kann so bleiben.» Menzel reibt sich die Hände. «So! Jetzt schreibe ich das noch mal ins reine. Und ich werde hinsetzen: *zur Zeit* Frankfurt am Main, so, als würde ich ganz woanders leben.»

«Prima!» erwidert Franz. «So verhindern wir, daß sie uns gleich auf den Pelz rücken. Das kann ich auf den Tod nicht leiden.»

«Ich auch nicht!» Alois ordnet das Konzept und den Kugelschreiber in die Briefmappe und gibt diese an ihren angestammten Platz zurück. «Für heute war es genug. Den Rest morgen! 's wird ja auch Zeit, nach Praunheim zu fahren.»

Franz springt gleich auf und zieht den Reißverschluß der Lederjacke zu. «Ich fahre dich hin», bietet er zuvorkommend an.

Menzel winkt ab. Franz müsse doch wissen, sagt er, daß er ein Mann von Prinzipien sei. Er werde wie immer in die Tram steigen, bis zum Goetheplatz fahren und dort die Linie nach Praunheim nehmen. Denn er lege Wert darauf, in den Augen der Nachbarn ein Biedermann mit ganz geregeltem Tagesablauf zu sein.

In der Fabrik angekommen, macht er als pflichtbewußter Mensch zunächst seinen obligaten Rundgang. Die Stechuhren, die Langwitz & Söhne einst anbringen ließen, sind längst abmontiert, aber Menzel nimmt es trotzdem genau. Immer notiert er seine Kontrollen mit genauer Uhrzeit in einem besonderen Heft, und wenn er mal auswärts zu tun hat, trägt er sie nach, davon ausgehend, wenn morgens um sechs noch nichts passiert ist, zwei oder vier Stunden zuvor auch nichts passiert sein kann. Eine gewisse Logik ist dieser Überlegung nicht abzusprechen.

Wie immer hat er die leerstehende Fabrik für sich allein.

Dessen sicher, geht er mit dem Handscheinwerfer die Kellertreppe hinab. Der Steinboden hallt unter seinen Schritten. Ein langer Gang, türlose offene Räume zu beiden Seiten, teilweise mit Resten sortierter Metallteile gefüllt ... Ganz am Ende des Korridors befindet sich eine Stahltür mit Totenkopf und Elektroblitz und der zusätzlichen Aufschrift: «Vorsicht! Hochspannung!» Die Tür ist durch starke Schlösser obendrein gesichert. Alois öffnet sie und zieht die Tür auf. Sie erweist sich als gutgeölt und gibt keinen Laut von sich.

Ein paar Schritte hin Totenkopf und Blitz – diesmal an einem Stahldrahtgitter. Das sieht sehr gefährlich aus, ist es aber nicht. Die Starkstromanlage arbeitet nicht mehr, seit die Fabrik geschlossen wurde. Sie ist tot. Und hier, auf den ersten Blick gar nicht zu erkennen, weil sorgfältig abgedeckt, verwahrt Menzel die Beute aus dem Brinkmannschen Jagdhaus. Er legt sie frei, steht einen Augenblick still davor und hat seine Freude daran. Dann beginnt er die Flinten zu putzen: beseitigt Rostansätze, ölt die Schlösser, säubert die Läufe mittels der Ladestöcke und poliert die Schäfte. Der Käufer soll von der Sammlung des erdachten Großvaters den besten Eindruck haben.

Mit der Kopie des «Wildbrethändler» weiß er dagegen wenig anzufangen. Er beschränkt sich darauf, das Bild besonders sorgfältig zuzudecken.

24

«Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?» fragt die Frau sachlich. Sie steht mitten in der Mansarde, die als Atelier dient und vollgestellt ist mit Vogelbälgen und konserviertem Kleingetier, mit Staffeleien und einer Zeichenplatte. Der vollbärtige Künstler hat der Besucherin gleich nach ihrem Eintreten zu verstehen gegeben, daß die erstaunliche «Viecherei» – er spricht mit bayerischem Dialekt – ihm Vorlage sei für die

Tieraquarelle, mit denen ein renommierter Verlag ein Buch über Fauna und Flora Hessens illustrieren wolle. Der Auftrag sei zeitmäßig großzügig genug gehalten, ihm Raum für andere Arbeiten zu lassen. Womit er dienen könne?

Frau Bertram – so hat sie sich vorgestellt, die schwarzhaarige Dame mit der dunklen Brille und dem weiten Kapuzenmantel mit silbrigem Metalleffekt – hat knapp erklärt, sie sei hier auf Grund einer Empfehlung des Bilderladens in der Berliner Straße. Er fertige, habe man ihr gesagt, schnell und zuverlässig Kopien auch von Werken alter Meister an, und eine solche erwarte sie von ihm. «Snyders, ‹Der Wildbrethändler›», hat sie gesagt. «Ich habe eine sehr gute Farbfotografie davon im Format eins zu eins.»

Sie hat die mitgebrachte Pappröhre geöffnet und ihm das Farbfoto gereicht, mit dessen Betrachtung er noch befaßt ist.

«Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?» wiederholt die Frau.

Xaver Winkelmoser wiegt den Kopf, legt das Bild aufs Zeichenbrett und beschwert die Ecken, um ein Einrollen zu verhindern.

«Sie sind vor der richtigen Schmiede, gnädige Frau», sagt er dann selbstsicher. «Tiere stellen für mich kein Problem dar, wie Sie wissen. Ich übernehme den Auftrag. Allerdings – so etwas ist nicht billig. Nach einem Foto! Ja, wenn das Original zur Verfügung stünde.»

«Es steht nicht zur Verfügung.»

«Gnädige Frau müßten mit etwa tausend Mark rechnen.»

Das bringt er so tastend hervor; es ist, als wolle er sich die Möglichkeit offenhalten, noch herunterzugehen, wenn die genannte Summe nicht akzeptiert wird. Nein, er ist nicht auf Rosen gebettet; er schlägt sich so durch, und von einem «Braunen» könnte er zwei Monate leben, wobei auch für Farben und Leinwand noch etwas übrig bliebe. Natürlich durchschaut Frau Bertram seine Lage – wie sie sich umsieht! Na, da bemerkt sie wenigstens auch seine Bilder, die dicht an dicht die Wände bedecken – schöne und gelungene Bilder, wie

er meint, für die sich aber leider nur selten ein Käufer findet.

Frau Bertram verzieht keine Miene. Sie schiebt die Brille höher auf die Nase.

«Tausend? Einverstanden!» erwidert sie freundlich. «Die Hälfte sofort, den Rest bei Abholung. Daß die Kopie meinen Vorstellungen entsprechen wird, bezweifle ich nicht. Nach dem, was ich hier sehe.»

Er fühlt sich geschmeichelt; er honoriert das Lob seinerseits mit dem Entschluß, die Dame für eine Persönlichkeit mit ausgeprägt gutem Geschmack zu halten.

«Selbstverständlich brauche ich eine Quittung für die Steuer», fährt die Schwarzhaarige fort.

Das Gesicht des Malers bekommt einen leidenden Zug. Wenn sein Name in der Steuererklärung von Frau Bertram erscheint, kann er nicht umhin, die tausend Mark auch zu versteuern – weiß man denn, ob die Verwalter des Staatssäckels nicht ausgerechnet diese Position durch ihre Fahnder überprüfen? Es trifft doch immer die Kleinen –, die Großen läßt man nach der Schweiz entkommen.

Frau Bertram entgeht sein Mienenspiel nicht. «Nein, eigentlich brauche ich keine Quittung!» widerruft sie sich. «Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Winkelmoser?»

«Jeden, gnädige Frau.»

Sie lacht unbefangen. «Zeichnen Sie das Bild mit einem fremden Namen hinter dem Kopievermerk. Nicht zu groß, unauffällig. Wir verstehen uns?»

«Total!» versichert er. Merkwürdige Wünsche haben die Leute, denkt er, aber solange sie zahlen und nicht rundheraus eine künstlich gealterte Fälschung verlangen! Auch ist es gar nicht in seinem Interesse, als Kopist zu Ruhm zu gelangen. Hat er nicht genug Eigenes zu geben? «Und wie soll der Snyders gerahmt werden?»

Auch da hat Frau Bertram eine genaue Vorstellung.

«Gut», sagt er. «Das läßt sich mühelos machen.»

Daß ihm präzise der Rahmen beschrieben wird, der jene andere «Wildbrethändler»-Kopie in Brinkmanns Jagdhütte

eingefaßt hat, ahnt er nicht. Wie sollte er? Die Vorgänge bei Varndorf sind nicht durch die Schlagzeilen der Weltpresse gegangen, und selbst wenn sie es wären: Xaver Winkelmoser sind Kriminalfälle gleichgültig.

Die Unterredung im Mansardenatelier geht rasch zu Ende, nachdem fünf blaue Scheine den Besitzer gewechselt haben. Eine formlose Empfangsbescheinigung wird ausgestellt, ein Abholtermin vereinbart – so kurz, daß es dem Maler den Atem verschlägt, aber nur für einen Augenblick, denn fünf «Blaue» knistern in seinen mehr grauen als originalfarbenen Jeans, und fünf weitere stehen steuerfrei in Aussicht –, und die Dame geht. Ihre hohen Absätze klappern lange im Treppenflur; es ist ein altes Haus, in dem es keinen Fahrstuhl gibt.

Frau Bertram winkt unten ein Taxi heran, läßt sich bis in die Nähe der Zeil fahren und betritt ein Warenhaus. Aus der Toilette, in die sie hineingeht, kommt wenig später Winnie Winkelmann heraus – einen Plastikbeutel in der Hand mit der Aufschrift eben des Warenhauses, in dem sie sich befindet. In diesem Plastikbeutel befinden sich eine dunkle Brille, der weite Kapuzenmantel mit silbrigem Metalleffekt und eine schwarzhaarige Perücke.

Winnie Winkelmann hält sich ein wenig in den Verkaufsetagen auf, ersteht einen preiswerten Sommerpulli und fährt hinauf ins Restaurant, einen Kaffee zu trinken. Sie sitzt gern hier; man hat einen zauberhaften Blick auf die Zeil mit dem quirligen Verkehr inmitten attraktiver Geschäftshäuser, mit der Hauptwache auf der einen und der Zufahrt zum Zoogelände auf der anderen Seite. Sie nimmt einen Espresso, raucht und schaut hinaus.

Mit ihrer Genugtuung über die reibungslose Abwicklung bei Winkelmoser paart sich Unzufriedenheit. Sie hätte eher darauf kommen müssen, daß es ratsam sein könnte, im kritischen Moment selbst eine Snyders-Kopie zur Hand zu haben. Darauf verfiel sie erst durch Werner Bredebuschs Information über sein Gespräch mit Wilson. Das hat dem verschwundenen Bild neue Bedeutung gegeben. Winnie hat sich gefragt, was

denn geschehen müßte, falls ihr Herr Bach vom Schalter drei der Annoncenexpedition Adomeit wider Erwarten doch noch eine Zuschrift mit dem sehnlich erwarteten Angebot zuschiebt? Mit bloßer Kenntnisnahme wäre es ja nicht geschehen! Auch nicht mit einem flüchtigen Blick auf das Gemälde! Flüchtigen Blicken hat sein Geheimnis schon standgehalten, mehr noch: Die Experten der Untersuchungsgruppe «Bonn eins» des MAD haben es in der Hand gehabt und routiniert nach den üblichen Verstecken abgesucht, ohne etwas zu finden. Und als durch den Brief an Sir Reginald Douglas der «Wildbrethändler» so in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit rückte, daß man ihn einer spezielleren Untersuchung unterziehen wollte, war er verschwunden. Käme er jetzt zum Vorschein, müßte man von vornherein viel Zeit für ihn einplanen und nachdenken können. Das Rätsel des Bildes löst sich nicht von selbst; sein Geheimnis fällt einem nicht von allein in den Schoß. Aber Zeit würde nicht bleiben, es sei denn, es gelänge, das «echte» Gemälde gegen die Winkelmoser-Kopie auszutauschen. Zweifellos werden die Kriminaltechniker sehr schnell herausfinden, daß dieser «Wildbrethändler» sehr jung ist und daß die Farben kaum getrocknet sind, aber dann gibt es keine Spuren mehr zu Winnie oder Werner.

Noch ein Espresso, ein Ananastörtchen dazu. Ein Lotteriespiel bleibt es, und vielleicht wird die Zahl überhaupt nie gezogen, auf die sie in der Kronengasse gesetzt hat. Trotzdem... Auf alles vorbereitet sein ist schon ein halber Sieg. Ein Glück, daß das Snyders-Original im Museum der Bildenden Künste in Leipzig hängt – die Berliner Genossen hatten das erbetene Foto gleichsam im Handumdrehen zur Verfügung.

Wieder sieht Winnie Winkelmann hinunter auf die Zeil mit vollbesetzten gelben Straßenbahnzügen, mit den Autos und mit den Menschenströmen, die geschäftig von Laden zu Laden fließen. Man kauft und ist guter Dinge, man lacht und scherzt, man ist selbstbewußt und stolz auf Erreichtes.

Was würden die da unten sagen, wenn man ihnen erklären

würde, daß die Frage Krieg oder Frieden auf des Messers Schneide steht? Sie würden einen erst ungläubig ansehen und dann mitleidig lächeln. Würde man ihnen vorhalten, daß irgendwo schon die Uniformen für angebliche Transportpolizisten der Deutschen Demokratischen Republik genäht und Maschinenpistolen sowjetischer Herkunft, durch dunkle Kanäle beschafft, bereits von dem lichtscheuen Gesindel eingeschossen werden, das jene eisenbahnblauen Uniformen demonstrativ zur Schau stellen soll – würden sie nicht bloß fragen, in welchem Kino der Film gespielt wird? Klinge recht vielversprechend, das Ganze.

Achim Detjen fühlt sich an diesem Abend ein wenig verkleidet. Den Smoking, den er trägt, hat er so selten gebraucht, daß ihm das Kleidungsstück mit den Atlasrevers wie eine fremde Haut vorkommt. Allein dieser Querbinder! Aber es schmeichelt ihm, daß Isolde Herdegen findet, er sähe blendend aus. Das hat sie schon festgestellt, als er sich in ihrer Wohnung umzog, und er hat lakonisch erwidert, sie spreche, wie die Hofberichterstatter von Zeitungen der Jahrhundertwende geschrieben haben: «Nun erscheint Seine Majestät der Kaiser; er sieht blendend aus.» War es nicht Kischs «Marktplatz der Sensationen», in dem er das gelesen hat? Daraufhin zelebrierte sie eine Art Hofknicks und sagte: «Majestät, wir müssen uns beeilen. Nachdem mir Majestät den Reißverschluß zugemacht haben.»

Isolde hatte die Theaterkarten besorgt. Das Gastspiel eines Starensembles mit einem Stück, das viel Aufsehen erregt hat und das man gesehen haben muß. Und überdies bietet der Theaterbesuch die Möglichkeit, das raffiniert einfach geschnittene, neue Abendkleid mit dem tiefen Dekolleté einzuweihen. Es macht doch Spaß, zu gefallen und bewundert zu werden.

In der Pause trinken sie im Foyer ein Glas Sekt. Um sie herum bilden sich Gruppen und Grüppchen; Bekannte begrüßen sich, und die Kölner Lokalgrößen promenieren und

zeigen, daß sie da und kunstbeflissen sind. Gelegentlich flammen Reporterblitzlichte auf; die Regionalzeitungen werden das Ereignis gebührend würdigen. Allgemein wird bedauert, daß der Dichter, dessen persönliche Anwesenheit erwartet wurde, nun doch nicht erschienen ist. «Das mindert indessen die Bedeutung des Stückes und seine Wichtigkeit für unsere Zeit ebensowenig wie das Verdienst, uns diese emotional bewegende Darstellung eines Abschnitts brisanter Gegenwart in so meisterhafter Interpretation zugänglich gemacht zu haben», sagt ganz in der Nähe der städtische Kulturpapst nachdrücklich in ein vorgehaltenes Mikrofon, nickt den Presseleuten wohlwollend zu und wendet sich zu seinen Parteifreunden von der Nordrhein-westfälischen CDU-Landesleitung, die – hier jedermann bekannt – in einer Nische gleichsam hofhalten.

Natürlich! denkt Achim, als ihn Isolde unbeschwert auf die «Berühmtheiten» aufmerksam macht. Denen liefert das Stück Munition. Nackter, infamer Antikommunismus, geschickt in einen Kriminalreißer verpackt... Und mit einem mysteriösen Titel garniert: «Das kalte Licht.» Das lockt! Wer denkt da gleich daran, daß die Kernphysik so eine Leuchterscheinung bezeichnet, bei der weder Erwärmung noch Verbrennung stattfindet? Der kalte Krieg mit theatralischen Mitteln – das muß denen dort ja wie Honig hinuntergehen!

Isolde nippt am Glas und sieht Detjen über den Rand hinweg an. «Wie gefällt es dir?»

Er trinkt ihr zu. «Die Schauspieler tun ihr Bestes», erwidert er. «Und es sind berühmte Leute. Aber sonst...»

«Dir gefällt es also nicht?»

Achim schüttelt den Kopf. «Zuckmayer – von dem habe ich etwas anderes erwartet. Das da ist doch Kintopp.» Er merkt, daß das keine befriedigende Antwort war. Detjen beugt sich ein wenig vor. «Schon die Ausgangsposition ist falsch, weißt du? Glaubst du im Ernst, daß die Russen keine Atomwaffen hätten, wenn es nicht einen Mann gegeben haben würde – den Wolters hier im Stück –, der ihnen westliche Forschungsergebnisse verkauft hat?»

«Ich weiß nicht.»

Er nickt ihr zu. «Auf dieselbe Frage würden Millionen Menschen hier bei uns die gleiche Antwort geben wie du – hier und ebenso in England, in Frankreich, in Italien und auch in Amerika. Wer das Stück gesehen hat, fühlt sich nun endlich richtig informiert. Ja, drüben sitzen lauter Trottel herum. Man lebt auf Bäumen und flüchtet in die Wälder, wenn einer kommt. Aus eigener Kraft ist man nicht zu großen wissenschaftlichen Leistungen fähig, und das Atom kann man auch nur beherrschen, indem man sich Forschungsergebnisse aus dem Westen widerrechtlich aneignet. Der Nimbus von dessen Stärke und Vortrefflichkeit wird auf diese Weise hochgehalten. Ganz nebenbei entsteht auch noch der Eindruck, daß die Russen nur für den Frieden sind, weil sie der militärischen Macht der NATO und ihrer technischen Potenz nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen haben – Friedensbemühungen als Zeichen der Schwäche! Das ist einfach nicht wahr, Isolde!»

Sie sieht ihn überrascht an und ist verblüfft von der Schärfe seiner Reaktion. Ihr fragender Blick zeitigt keine Antwort. Er nimmt ihn nicht wahr; er beschäftigt sich damit, zwei Zigaretten aus der Packung zu stoßen. Nun ja, denkt sie, als Offizier im Verteidigungsministerium weiß er natürlich mehr als wir Normalbürger, und sicherlich sehen sie die Dinge dort differenzierter, als die Presse sie darstellt. Aber muß er sich deshalb so aufregen? Es ist doch nur ein Theaterstück.

Ist er zu weit gegangen, hat er sich fortreißen lassen? Er sieht ihr die Verwunderung an, zwingt sich zu einem Lächeln und sagt: «Entschuldige bitte! Ich bin ein bißchen überarbeitet, und dann regen mich an den Haaren herbeigezogene Argumente immer auf. Noch mehr stört mich, daß solche Argumente dann auch noch ernst genommen werden.»

«Wie viele Leute gehen schon ins Theater?»

Er raucht hastig, um Ruhe bemüht. «Alles richtig. Aber *wer* geht und nimmt das Stück auf? Die meinungsbildende Gesellschaft, Isolde! Die Tendenz des Spiels fließt ein in die Artikel der Zeitungsleute; die Politiker übernehmen – immer

auf der Suche nach geschliffenen Bonmots – die Argumentation des Stückes in ihre Reden, und unversehens wird das, was sich uns als böswillige dichterische Erfindung darstellt, zum dokumentarischen Beweis hochstilisiert. Zum Schluß fühlen sich alle bestätigt und der anderen Seite haushoch überlegen – und das vernebelt den Blick für die Realitäten!» Detjen drückt die Zigarette aus. In dieser Weise darf er nicht weiterreden, unvorbereitet, wie Isolde ist, muß seine Auffassung schockierend auf sie wirken. Mit vorgegebener Leichtigkeit wechselt er das Thema, gerade so, als sei gar nicht so wichtig gewesen, was er eben gesagt hat, ein Pausengespräch unter vielen, schnell aufgenommen und ebenso rasch wieder fallengelassen. Mit ein paar sarkastisch eingefärbten Bemerkungen über den Widerspruch von jugendlicher Mode bei fortgeschrittenem Alter, der sich in Sichtweite schmuckbehangen präsentiert, bringt er seine Begleiterin sogar zum Lachen. Sie geht darauf ein, findet aber Entschuldigungen für die Damen, die gern jünger sein möchten, als sie sind. Denn jung sein ist schön.

Sie haben ausgetrunken; sie stehen auf und promenieren noch ein wenig in Erwartung des Klingelzeichens. Vor den Schaukästen bleiben sie stehen, die mit Fotos Mitglieder des Stammensembles des Hauses in Rollen vorstellen und für den Besuch werben. Ein breit gefächertes Repertoire wird offeriert und reicht von der «Katze auf dem heißen Blechdach» über den «Kaukasischen Kreidekreis» bis hin zur «Mausefalle» und «Drei Mann auf einem Pferd». Und demnächst Premiere von Gogols «Revisor».

Es erweist sich, daß Isolde eine eifrige Theaterbesucherin ist; ihre Rucksack- und Wanderschuhperiode hat sie nicht gehindert, die Aufführungen der Städtischen Bühnen zu erleben; sie erzählt begeistert davon und gesteht, daß ihre Einladung an Achim, mit ihr hierherzugehen, etwas wie ein Fest war. Sie freut sich, daß er gern mitgekommen ist. Daß er mit dem Stück hart ins Gericht geht, ist eine andere Sache.

Ein Kasten zeigt Bilder von früheren Aufführungen des

Stücks «Das kalte Licht». Uraufführung 1955 in Hamburg in einer Inszenierung von Gustav Gründgens. Dann Westberlin und runde zwei Dutzend anderer Bühnen. Bekannte Gesichter, unbekannte Gesichter. Lobende Passagen aus einer Vielzahl von Zeitungskritiken. Negative Wertungen sind ausgeklammert – Gott, wer macht schon mit einem Verriß Reklame?

Isolde deutet auf die Ortsangabe Hamburg. «Kennst du das Schauspielhaus?»

«Flüchtig», erklärt er. «Nach dem Kriege hatte es die britische Truppenbetreuung, und dann bin ich nicht mehr an der Alster gewesen. Warum fragst du?»

Sie hängt sich bei ihm ein. «Nur so», fängt sie an. «Ich habe bei der EGA am Zeichenbrett neben meinem eine Kollegin, und die ...»

In diesem Augenblick klingelt es; die Gruppen im Foyer kommen in Bewegung; Achim führt Isolde zurück in den Zuschauerraum.

«Was ist mit deiner Kollegin?» will er wissen, während er vor seiner Begleiterin die Sitzreihe entlang geht.

«Brigitte ist auch aus Hamburg. Sogar aus derselben Gegend am Fischmarkt. Sie tut so, als ob ihr euch kennen müßtet. Du, die ist neugierig! So habe ich sie überhaupt noch nicht kennengelernt.»

Das Licht geht aus, die Vorstellung weiter. Der Held des Stückes, Geheimagent Northon vom Secret Intelligence Service, bemüht sich, den russischen Spion Wolters zu einem freiwilligen Geständnis zu bewegen. Der einzige Beweis, der ihn hätte überführen können, ist mit Wolters' Chef, dem Atomphysiker Sir Elwin Ketterick, bei einem Autounfall verbrannt. Aber das entmutigt den cleveren Northon nicht.

Achim Detjen hört nicht mehr hin. Nach außen hin ein aufmerksamer, ja, sogar gefesselter Zuschauer, blickt er konzentriert zur Bühne. Dabei ist ihm, als sei plötzlich vor ihm eine Warnlampe angegangen, Gefahr signalisiert. Jemand aus der Nähe des Hamburger Fischmarkts, aus jener Gegend, aus

der der «echte» Achim Detjen stammte, der Mann, den die Franzosen gesucht hatten, weil er auf einen wehrlosen Piloten schoß, der sich mit dem Fallschirm aus seiner brennenden Maschine rettete. Ist es bloß Neugier, oder hat diese Brigitte den Jagdflieger gar gekannt?

Brigitte. Auf einmal wird ihm sehr warm, und er fährt mit den Fingern lockernd hinter den Hemdkragen. Brigitte... Brigitte Sauer?

Wie ein Stück Film hat er Erinnerungen vor Augen. Werner Bredebusch sieht sich wieder während der Vorbereitung seines Einsatzes auf der Spur der «Wölfe». Er studiert Tagebücher, liest Briefe, betrachtet Fotos – die Hinterlassenschaft des am 30. Mai 1942 am Mittelabschnitt der Ostfront in einem Luftkampf umgekommenen «Fliegerasses» aus dem Geschwader Immelmann, dazu die Akten des Geschwaders und dessen Kriegstagebuch. Das alles ist unbeschädigt in die Hände der vorstoßenden Sowjetarmee gefallen. Er *schlüpfte* nicht in die Haut des Nazifliegers, mit dem er äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit besaß und dem er durch eine Operation am Kinn noch ähnlicher wurde; er *arbeitete* sich mühsam Schritt für Schritt in sie hinein. Ein so anderes Leben, so andere Vorgaben an Erziehung und Bildung.

Unter den meisten Briefen stand «Brigitte». – «Ich warte auf dich. Brigitte.» Der Absender lautete Brigitte Sauer, Hamburg.

Während der Vorbereitung seines Einsatzes ist auch in Hamburg recherchiert worden. Brigitte Sauer war nicht mehr dort; der neue Wohnort nicht feststellbar. Irgendwer in Hamburg glaubte zu wissen, sie habe geheiratet und lebe irgendwo in der Provinz. Weitere Nachforschungen wurden nicht angestellt – auch deshalb nicht, weil man den falschen Achim Detjen zu Recht auf dem «römischen Weg» außerhalb der Gefahr einer Begegnung mit der Verlobten des echten Detjen glaubte, und nachher... So viele Jahre Abstand, so viele Jahre Zeit zu vergessen. Und nun soll jene Brigitte ausgerechnet in Köln gelandet sein und durch einen dummen Zufall am Reißbrett neben Isolde Herdegen stehen?

Er wehrt sich gegen diese Vorstellung. Vor allem, weil ihm schlagartig klar ist, daß ihm bei einer Konfrontation mit ihr nicht gelingen würde, was ihm bisher immer gelang – sie zu täuschen. Äußerliche Ähnlichkeit und die Kenntnis vieler Details aus dem Alltag des Geschwaders Immelmann, dazu soldatisches Auftreten und der Nachweis fliegerischen Könnens vermochten Kommodore Krösing hinters Licht zu führen, und unterstützt wurde das alles durch Borns Einstehen für ihn, durch das von ihm veranlaßte Bemühen des sogenannten «Kameradenhilfswerks» der SS um sein Außer-Landes-Bringen und durch seinen langen Aufenthalt in den Schlupfwinkeln untergetauchter Nazis. Er war einer von jenen und schaffte es, ihr durch Krieg, Flucht und Revanchegelüste geprägtes und gleichsam genormtes Verhalten bis aufs I-Tüpfelchen zu kopieren.

Doch wenn er plötzlich Brigitte Sauer gegenüberstünde? Nein, es gibt keine Erkenntnisse darüber, wie Achim Detjen war, wenn er nicht als Offizier der faschistischen Luftwaffe auftrat, nicht die Ehrenbezeigungen von Untergebenen erwiderte, nicht zum Feindflug in die Maschine stieg und nicht Oberst Krösings Schießkünste mit Sektkorken bejubelte. Wie er sich gegenüber seiner Verlobten verhielt, was er in intimen Stunden unter vier Augen sagte, welche Zukunftspläne er da schmiedete und ob es besondere Ereignisse in der Gemeinschaft der beiden gab – unbekannt, ein Buch mit sieben Siegeln, unaufklärbar. Und genau das würde schon in ihrem ersten Gespräch eine Rolle spielen! Sie wüßte im Handumdrehen, daß er nicht Achim Detjen aus Hamburg ist. Er darf nicht mit ihr zusammentreffen, denn sonst – aus und vorbei! Gerade jetzt!

Geheimagent Northon vom Secret Intelligence Service, auf der Bühne ein ungemein selbstsicherer Mann Anfang Fünfzig mit grauen Schläfen, leicht herabhängenden Mundwinkeln und korrekten Anzügen von jener dezenten Eleganz, die Modejournale dem wahren Gentleman zubilligen, Geheimagent Northon ist am Ziel. Stiller und stiller wird Wolters. Die

aufwühlende Nachricht vom schrecklichen Feuertod Sir Elwins, die Tränen von dessen Frau Hjördis und das Trommelfeuer von Northons zugespitzten Argumenten brechen Wolters Widerstandskraft. Er gibt auf, und damit endet das willkürlich konstruierte, mit Kitsch und effektvollen Kontrasten durchaus bühnenwirksam aufgeputzte Stück.

Man applaudiert – vielleicht mehr den berühmten Darstellern als der von ihnen vorgetragenen Geschichte des Carl Zuckmayer. Detjen klatscht nicht mit, und dann geht das Licht an.

Als sie ihm Wagen sitzen, bemerkt Isolde plötzlich: «Es war wirklich kein gutes Stück. Ich habe darüber nachgedacht, was du gesagt hast. Ja! Man erkennt die Absicht...» Sie kuschelt sich ein wenig an seine Schulter. «Das nächstemal den ‹Revisor›, hm? Das soll sehr lustig sein.»

Er nickt. «Ja. Ich habe auch schon davon gehört.» Ob er Isolde fragt, wie diese Brigitte mit dem Mädchennamen heißt? Nein, das geht nicht. Erstens kennt sie ihn vermutlich nicht, und zweitens würde er zu erkennen geben, wie sehr ihn die Sache beschäftigt. Er wird den Teufel tun und Isolde mit der Nase darauf stoßen, daß es im Leben Achim Detjens eine Brigitte gegeben hat!

Du lieber Himmel, wie komme ich nur aus dieser Klemme heraus? Bloß keine Panik! Nicht durchdrehen! Nerven behalten! Vielleicht gibt es eine ganz harmlose Erklärung? Vielleicht ist diese Brigitte nicht jene Brigitte, sondern irgendeine, die aus der Fischmarktgegend stammt und in ihrer Jugend Maienblüte den Jagdflieger von fern und ganz platonisch angehimmelt hat? Das ist alles drin! Und irgendeine Brigitte täusche ich jederzeit.

«Ist sie denn wenigstens hübsch, deine neugierige Nachbarin an der Zeichenmaschine?» erkundigt er sich sehr obenhin.

Isolde lacht. «Hat sie denn gar keinen Eindruck auf dich gemacht? Das darf ich ihr überhaupt nicht sagen! Als du mich nach deiner Dienstreise vom Betrieb abgeholt hast, kam sie

mit mir aus dem Werktor. Sie hat dich angestarrt wie das siebente Weltwunder und ist haarscharf an uns vorbeigegangen. Das war Brigitte!»

Auf einmal klebt ihm die Wäsche am Leibe; er spürt ganz deutlich die Schweißperlen, die ihm auf die Stirn treten. Plötzlich wird ihm alles klar. Diese Brigitte ist jene Brigitte, die Achim Detjen Bündel von Liebesbriefen geschrieben hat. Sie hat ihn gesehen, und sie kannte den echten Flieger so gut, daß das Double sie nicht zu täuschen vermochte. Sie weiß, daß Werner Bredebusch nicht Achim Detjen ist.

Oder weiß sie es noch nicht genau; sie ist nur stutzig geworden und hat noch Zweifel? Zumindest scheint sie ihr Wissen bis jetzt für sich behalten zu haben. Daß sie nun absolute Gewißheit haben möchte, steht so fest wie das Amen in der Kirche. Wehe, wenn sie Gelegenheit findet, ihn direkt anzusprechen.

Isolde legt behutsam die Hand auf Achims Arm. «Weißt du nicht mehr, wo ich wohne?» fragt sie leise und sehr erstaunt. «Du bist schon am nächsten Häuserblock.»

Er bremst abrupt. Der Wagen steht. Von der Seite her fällt Licht herein.

Isolde zuckt zusammen und starrt Detjen an. «Achim?» fragt sie verstört. «Du bist ja klatschnaß. Ist dir nicht gut?»

25

«Das ist die Situation. Was soll ich machen?»

Werner Bredebusch zündet sich eine Zigarette an. Winnie Winkelmann denkt, sie habe ihn selten so hastig und kaum einmal soviel rauchen sehen. Sie sagt nicht gleich etwas. Winnie greift nach der Kaffeekanne und schenkt nach. Werner nimmt es nicht wahr. Sie beide sitzen in der äußersten Ecke des Restaurants einer Autobahnraststätte nahe bei Bonn.

Das Fenster gibt den Blick auf einen Parkplatz und das

dahinterliegende Asphaltband frei. Als die Morgendämmerung die Nacht verdrängt, nimmt der Verkehr zu. Nicht abreißende Lichterketten sind unterwegs in die industriellen Ballungsgebiete. Ein rötlicher Streifen steht über den Baumkronen; der Himmel ist klar, und die letzten Sterne verblassen.

Detjen kehrt dem Gastraum mit der stetigen Unruhe des Kommens und Gehens den Rücken zu, bleibt für die Gäste ein gesichtsloser Irgendwer und beugt so der Gefahr vor, von möglichen Bekannten wahrgenommen und begrüßt zu werden. Das würde ihm jetzt noch fehlen! Für Außenstehende sieht das Paar am Fenster aus, als habe es eine lange gemeinsame Fahrt hinter sich und bedürfe nun einer Ruhepause. Das ist normal an diesem Ort.

Winnie Winkelmann legt ihrem Begleiter die Hand auf den Arm. «Gerade jetzt!» murmelt sie. «Aber nachdem sie vor dem Werk versucht hat, dich auf sie aufmerksam zu machen, müssen wir davon ausgehen, daß sie es dabei nicht bewenden lassen wird. Oder?»

«Wie soll ich das wissen? Ich weiß doch nichts von ihr, als daß sie existiert. Und das ist ein bißchen wenig.»

Die Fotografin nickt. Die Intimsphäre hat tausend Spielarten. Winnie versetzt sich in die Lage von Brigitte. Nein, sie selbst wäre auch nicht zu täuschen, nicht im Hinblick auf eine einstige Liebesbeziehung. Es hat keinen Zweck, den Stier bei den Hörnern packen zu wollen – das kann nicht nur, das muß schiefgehen! Mit dieser Brigitte Koeppen, geborene Sauer aus Hamburg, hat der Zufall einen Fallstrick ausgelegt, über den Werner Bredebusch stolpern kann, nachdem er so lange Jahre als Achim Detjen unangezweifelt gelebt und gearbeitet hat. An und für sich eine Lappalie, die mit einer Handbewegung vom Tisch zu wischen wäre, wenn Achim Detjen Achim Detjen wäre, doch so ... Ist das das Ende von Werner Bredebuschs Einsatz in Bonn?

Natürlich wehrt er sich dagegen, die so mühsam aufgebaute Position aufzugeben – was hat sie ihn an Vorbereitung gekostet, an Mut, an Einsatzbereitschaft und persönlichen

Opfern! Winnie vermag voll und ganz nachzufühlen, wie ihm zumute ist – nur, sie darf diese seine Gefühle nicht teilen, darf ihnen nicht erliegen. Sie trägt Verantwortung für seine Sicherheit, und die Genossen in Berlin würden nicht verstehen, wenn sie eine Entscheidung träfe, die ihn gewissermaßen ins offene Messer hineinlaufen ließe. Mit Gefühlen ist hier nichts auszurichten; sie muß einen klaren Kopf behalten.

Winnie läßt sich noch einen Mokka bringen. Mitten in der Nacht hat sie das klingelnde Telefon aus dem Schlaf gerissen. Dreimal schlug es an. Als sie den Hörer abnahm, war nur das Amtszeichen da. Und wieder das Klingeln – kürzer jetzt. Abermals Freizeichen. Nach präzise vierzig Sekunden das gleiche noch einmal. Diesmal konnte sie sich melden, bevor der Anrufer wortlos auflegte. Da zog sie sich eilig an und fuhr los. Das Zeitmaß der Anrufe und der Umstand, daß beim letzten ihre Meldung als Quittung erwartet wurde, ließen keinen Zweifel daran, daß es sich um einen Alarmruf von Werner handelte.

Zum erstenmal hatte sie den Koffer gepackt, war auf der Fahrt nach Bonn in Koblenz abgebogen und hatte den Koffer bei der Gepäckaufbewahrung deponiert. Den Gepäckschein zieht sie ein Stückchen aus der Handtasche, so daß Werner ihn sehen kann.

«Bad Godesberg, hauptpostlagernd – du weißt Bescheid.»

Er nimmt schon wieder eine Zigarette. «Ich weiß Bescheid», wiederholt er. Werner sagt es widerwillig und böse. «Aber noch ist es wirklich nicht soweit! Gut, ich weiß, daß ich diese verfluchte Brigitte nicht täuschen kann, wenigstens nicht auf kurze Distanz, doch wenn ich sie mir weit genug vom Leibe halte, müßte es mit dem Teufel zugehen.»

Winnie rührt im Mokka. «Und wie?»

«Ich werde der Dame nicht mehr über den Weg laufen.»

«Mit Isolde brechen und um Köln einen großen Bogen machen?»

Jetzt hat er doch einmal den Anflug eines Lächelns. «Mit Isolde brechen, das geht nicht. Aber um Köln einen Bogen machen, ja!»

«Wenn ich Brigitte wäre, das würde dich mir doppelt verdächtig machen! Und wie willst du es Isolde erklären?»

Werner raucht. «Ich möchte sie heiraten», erwidert er plötzlich. «Wenn ich ihr sage, daß ich die einstige Brigitte Sauer wirklich gekannt habe, daß das aber so weit weg ist, daß ich nicht mehr daran erinnert werden möchte, weil Brigitte Koeppen und ich uns in Wahrheit nichts zu sagen haben – Isolde wird das akzeptieren. Ich werde Isolde anheimstellen, Brigitte und deren Mann zu unserer Hochzeit einzuladen – unter anderen –, und bei einem so offiziellen Anstrich bleiben weder Raum noch Zeit für Gespräche mit dem Anfang ‹Weißt du noch? Damals ...› Dann ist ihr Zug weg, denn sie besitzt sicher genug Takt, das junge Paar nicht mehr mit Erinnerungen zu behelligen. Damit wäre es ausgestanden.»

Die Fotografin trinkt in ganz kleinen Schlucken. Sie gewinnt damit Zeit. An einem Tisch in der Nähe brechen ein paar junge Leute lärmend auf, eine Zeitschriftenwerbekolonne, die sich in ihr Planquadrat begibt. Winnie wartet, bis sie weg sind. Dann trinkt sie wieder.

«So schön das alles klingt», setzt sie neu an, «und so gern ich dich aus dieser Zwickmühle heraushaben möchte ... Laß mich jetzt mal in die Rolle von Isolde schlüpfen. Erst soll ich Verständnis dafür aufbringen, daß du Brigitte nicht sehen möchtest, und dann soll ich sie zu unserer Hochzeit einladen? Ich würde dir ein paar sehr unangenehme Fragen stellen, und darauf hättest du keine vernünftige Antwort.»

Draußen wird es heller. Der Himmel verblaßt. Auf der Autobahn nimmt der Verkehr ständig zu; der Parkplatz ist leerer geworden. Die Sonne steigt, an den Autos blitzen Chromteile auf.

«Ich werde Isolde die volle Wahrheit sagen», erklärt Werner. Er sagt es, ohne die Stimme zu heben, sehr einfach und wie etwas Selbstverständliches.

Winnie Winkelmann verzieht keine Miene. «Weißt du, wie sie dies aufnehmen wird?»

Er schnippt Asche ab. «Ich glaube es zu wissen.»

«Aber du bist nicht sicher.»

Werner hebt die Schultern. «Was weiß man sicher auf dieser Welt?» Er winkt ab und spricht gleich weiter: «Wahrscheinlich ist es tatsächlich noch zu früh. Belassen wir es zunächst dabei, daß ich Köln fürs erste meide. Isolde gegenüber werde ich mit viel Arbeit argumentieren; das entspricht sogar der Wahrheit. Übrigens Köln ... Zu Hause fand ich einen Brief von Krösing. Der kann es nicht lassen, mir was Gutes anzutun und sich damit nutzen zu wollen. Einen Beraterjob ausgerechnet bei der EGA bietet er an. Seinerseits wäre schon alles geregelt, schreibt er, und ich müßte ihn nur wissen lassen, wann wir uns zusammensetzen können: er, die Herren von der EGA und ich. Hals- und Beinbruch bis dahin, du kennst ja seinen Stil. Ich werde ihn nachher anrufen und ihm sagen, wie sehr es mich freut, daß er an mich gedacht hat. Nur leider, im Augenblick. Das Referat und die neue Arbeit, in die ich mich erst hineinfinden muß ... Übermäßige Anforderungen in Anbetracht der gegenwärtigen Lage: Ich bedaure. Er wird meine Bedenken zerstreuen wollen, aber ich bleibe hart. Einmal EGA reicht mir.» Und im Bemühen um einen etwas heitereren Ton schließt er: «Und überhaupt bist du an allem schuld! Hätten wir uns nicht im Kölner Zoo getroffen, dann wäre ich nicht auf Isoldes Laubfrosch gefahren, und ohne Isolde hätte Brigitte nie von der Auferstehung des Achim Detjen erfahren!»

Sie lacht mit. Dann pflichtet sie ihm bezüglich der EGA bei. Zweifellos würde eine Beraterposition bei der Elektronik-Geräte-und-Anlagenbau ihnen eine zusätzliche Informationsquelle erschließen, aber hier ist es in jedem Fall besser, einmal «nein» zu sagen. «Und kein Vabanquespiel, Werner. Wenn es nur das leiseste Zeichen für Gefahr gibt: Schluß! Der Brief liegt in Bad Godesberg, hauptpostlagernd. Das Kennwort ist ...»

«‹Vergißmeinnicht›», nimmt er ihr das Wort aus dem Munde. Dieser Code hat eine gewisse Rolle in seinem Kundschafterleben gespielt; er ist schon fast ein Stück Nostalgie.

Damals, als er im Auftrag der «alten Kameraden» zum erstenmal als Kurier aus Argentinien in die Bundesrepublik kam, mit einem Paß auf den Namen Rustico, legitimierte sich der Mann, der ihn empfing, mit einer Visitenkarte, auf die ein Vergißmeinnicht gezeichnet worden war. Mit einer wahren Taschenspielergeste tat er das und sagte: «Kennwort ‹Vergißmeinnicht›, Herr Rustico. Ich bin persönlicher Referent des Herrn General Speidel in seiner Eigenschaft als militärpolitischer Berater des Herrn Bundeskanzlers.» Er hat das vor Augen, als sei es gestern gewesen. Nein, daß ihm gerade dieses Kennwort entfallen könnte, ist undenkbar.

Nun drückt er die Zigarette aus. «Danke, daß du mir zugehört hast, Winnie», erklärt er sehr herzlich. «Wir haben darüber geredet – gleich sieht alles wieder freundlicher aus. Ja, ich weiß, was du sagen willst: Der Schein trügt. Ich verspreche, vorsichtig zu sein! Auch, was Isolde anbelangt.»

Als sie das Restaurant verlassen und zum Parkplatz gehen, weht ihnen die Kühle des Morgens entgegen. Er bläst den Tabakqualm aus den Kleidern und versorgt die Lungen mit Frische. Ein leiser Wind schiebt die Benzinabgase der endlosen Fahrzeugschlange auf der Autobahn nach der anderen Seite. Kuscheln sind dort und niedriges Gehölz mit fahlgrünem Blattwerk.

Winnie Winkelmann nimmt ihre Autoschlüssel aus der Handtasche. «Eine angenehme Überraschung zum Schluß», sagt sie leise und froh. «Die Genossen in Berlin haben eine Menge aus deinen Fotos herausgelesen. Nur soviel: Das fragliche Stellwerk ist identifiziert worden. Große Anerkennung für dich!» Jetzt öffnet sie die Tür. «‹Vergißmeinnicht›, Werner!»

«Ich werde dich nie vergessen!» Damit beugt er sich zu ihr und küßt sie auf die Wange. «Tschüß!»

Auf einmal hat es Detjen eilig. Er muß zügig fahren, um pünktlich an seinen Schreibtisch zu gelangen. Zuvor muß er erst noch in seine Wohnung, um sich umzuziehen. Und wenn er im Büro auftaucht, wird Frau Marschner einen besonders

starken Kaffee kochen und all seiner gespielten Munterkeit zum Trotz denken: Nun ja, besonders ausgeschlafen sieht der Herr Oberstleutnant nicht gerade aus.

Jedenfalls wird es seine erste Handlung an diesem Morgen sein, den ehemaligen Kommodore des Jagdgeschwaders Immelmann, Oberst a. D. Günter Krösing, anzurufen und ihn wissen zu lassen, daß eine Annahme des freundlichen Angebots im Augenblick seine, Oberstleutnant Achim Detjens, Kräfte leider übersteigen würde. Er bedaure außerordentlich.

Daß er außerordentlich bedaure, sagt wenig später auch Herr Bach vom Schalter drei in der Halle der Annoncenexpedition Adomeit. Die Zuschriften auf «Halali» flössen immer spärlicher, obwohl die Anzeige abermals in einer Vielzahl von Blättern erschienen sei, und es lasse sich absehen, wann sie ganz versiegen würden. Die Traurigkeit, die ihn ob dieser Erkenntnis erfaßt, steht ihm ins Gesicht geschrieben – das gute Geschäft mit Frau Grundmann geht unaufhaltsam einem Ende entgegen und wird so schnell nicht seinesgleichen finden. «Das ist alles, was heute vorliegt», teilt er mit diskret gesenkter Stimme mit. «Eine einzige Zuschrift, und die ist sogar von hier. Ein Herr Menzel aus Frankfurt.» Er schiebt den Umschlag in das größere Kuvert mit Briefen von Heiratskandidaten und dieses der Kundin zu. «War es denn wenigstens erfolgreich für Sie und haben gnädige Frau günstig kaufen können?»

«Sie fragen zuviel, junger Mann!»

Herr Bach macht sich daraufhin gewissermaßen klein. Natürlich hat die Dame recht. Wie konnte er nur so ungeschickt sein! Da legte er keine weltmännische Gewandtheit an den Tag. Verwirrt rückt er an seinem Binder. «Verzeihen Sie, gnädige Frau. Ich werde es mir merken!» Und er macht eine besonders tiefe Verbeugung, obwohl die Kundin dies schon gar nicht mehr sehen kann. Frau Grundmann hat die Annoncenexpedition bereits verlassen.

Winnie Winkelmann glaubt eigentlich nicht mehr an einen Erfolg ihrer «Halali»-Expedition. Aber da sie die Suppe nun einmal eingerührt hat, löffelt sie sie auch aus. Das heißt: Sie zieht sich wieder in ihre Dunkelkammer zurück. streift Gummihandschuhe über und öffnet den Umschlag mit der gleichen Sorgfalt, mit der sie ergebnislos schon so viele andere geöffnet und wieder geschlossen hat. Daß sie den Briefbogen gleichgültig auffaltet und ausgemacht uninteressiert zu lesen anfängt, ist das eine – daß sie gleich darauf stutzt und den Atem anhält, das andere. – Ist denn das die Möglichkeit?

«Betrifft: Ihre Annonce ‹Halali›

Sehr geehrter Herr!

Bezug nehmend auf Ihre Annonce, teile ich Ihnen mit, daß ich glaube, etwas Passendes für Sie zu haben. Von meinem kürzlich verstorbenen Großvater, der ein Jäger gewesen ist, habe ich geerbt: Einige alte Flinten mit Zubehör und ein schönes Ölbild. Dieses zeigt einen Tisch voller Wild und zwei Leute, die es betrachten. Vorn frißt ein Hund einen Knochen. Das ist ein sehr wertvolles Stück.

Wenn Sie an den Sachen interessiert sind, dann schreiben Sie an Herrn Alois Menzel, 6000 Frankfurt am Main, Mörfelder Landstraße 78. Und lassen Sie mich wissen, wohin ich Ihnen diese schönen Sachen zwecks Betrachtung bringen kann.

Hochachtungsvoll

Alois Menzel.»

Die Fotografin ist um Fassung bemüht. Zweifelsohne wird «Der Wildbrethändler» angeboten. Die Beschreibung ist eindeutig. Offen bleibt die Frage: Handelt es sich bei dieser um jene Kopie, die einmal im Varndorfer Forst in Brinkmanns Jagdhütte hing? Jene Kopie, hinter der so viele Leute her sind: Winnie Winkelmann, die RHEIN-MAIN-DETEKTEI, der MAD und neuerlich auch Mister Wilson, nachdem die Suche nach dieser Kopie dem Royal-Air-Force-Colonel Sir Reginald Douglas bereits zu einer unfreiwilligen Reise in den Fernen Osten Anlaß wurde? Jene Kopie?

Viel spricht dafür. Beispielsweise, daß diese gemeinsam mit Jagdwaffen angeboten wird, wie solche ebenfalls aus der Hütte verschwunden sind. Beispielsweise, daß trotz ausdrücklicher Bitte in der Annonce keine Fotos beigefügt wurden. Beispielsweise, daß er die «Ware» bringen will. Heißt das nicht, daß er sie in einem schwer zugänglichen Versteck aufbewahrt? Dazu der Stil des Schreibens. Der Mann hat keine Ahnung von den Dingen, die er da anbietet. Doch, das könnte der Einsteigedieb aus Varndorf sein! Er hat Gras über den «Bruch» wachsen lassen; nun scheint ihm die Zeit gekommen zu sein, da sich die Beute gefahrlos versilbern läßt. Winnie Winkelmann bezweifelt, daß der Frankfurter Menzel mit dem Dieb identisch ist; wahrscheinlich ist Menzel nur ein Helfershelfer, der die Sore weitab vom Schuß in der Anonymität der Großstadt absetzen soll.

Wie auch immer: Sie muß den Brief morgen an die Annoncenexpedition zurückgeben. Ihn einfach zu unterschlagen ist nicht möglich. Das Kuvert trägt außer dem Eingangsstempel auch eine laufende Nummer. Es darf nicht verschwinden. Und liegt der Umschlag erst einmal auf dem Tisch des Herrn Schwedler von der RHEIN-MAIN-DETEKTEI, bringt er eine Lawine ins Rollen. Dann ist sie, Winnie Winkelmann, aus dem Spiel.

Eine Weile sitzt sie reglos da und starrt den Brief an. Natürlich! Das ist es: Nur der Umschlag ist für Adomeit wichtig. Wie es da drinnen aussieht...

Winnie schmunzelt. Sie beschließt, ihre schützende Hand über den Mann Alois Menzel zu halten. Sie wird es ihm ersparen, von den «Kriminalisten» der Ganoven Born und Herzog in die Zange genommen zu werden. Dazu genügt es, dem Diplomkriminalisten Schwedler im Originalumschlag ein Angebot zu servieren, das ihm jegliches Interesse an der Offerte des Mannes Alois Menzel nimmt. Die zur RHEIN-MAIN-DETEKTEI gelangende Offerte – auf einer täglich von ...zig Kunden benutzen Schreibmaschine in der Selbstschreiberkabine eines «Do-it-yourself»-Unternehmens in

Offenbach, mehr schlecht als recht getippt – wird einen augestopften Fuchs (Prachtexemplar, aber leicht beschädigt!) zum Kauf anbieten. Mehr nicht! Was soll die RHEIN-MAIN-DETEKTEI mit einem ausgestopften Fuchs! Tierbälge haben nicht zur Ausstattung des Brinkmannschen Jagdhauses gehört. Also verschwindet das Angebot im Papierkorb!

Den Brief wird die Fotografin sofort aufsetzen. Tja, und dann braucht sie Detjen. Und die bestellte Kopie muß her! Winnie hat einen Plan. Vielleicht muß sie hinterher, wenn alles vorbei ist, sagen, daß sie mit Zitronen handelte und daß aller Aufwand und alle Mühe vergebens waren... Eines jedoch wird sie sich in gar keinem Fall vorwerfen müssen: Daß sie eine Chance ungenutzt gelassen hätte!

26

Tausende Leute würden sich die Finger danach lecken! denkt Dr. Donner und blickt aus der fünfzehnten Etage hinab auf Köln, und er lehnt ab. Einfach so. Mit dem schlichten Hinweis auf ein Übermaß an Arbeit. Nein, Herr Detjen, das ist mir in meiner ganzen Praxis noch nie passiert. Es ist zu ungewöhnlich.

Ohne daß er es zugeben würde, fühlt er sich gekränkt. Ist die EGA diesem Oberstleutnant aus dem Verteidigungsministerium nicht gut genug? Hat der Herr etwa von einer anderen Seite ein besseres Angebot bekommen? Er weiß doch überhaupt nicht, was ihm geboten worden wäre. Zuviel Arbeit – und das in einem Ministerium, Quatsch! Wie sagte Krösing neulich: «Hetzen und springen müssen die Frontschweine; in den Stäben läuft man schon sehr gelassen, und im Ministerium schreitet man gemessen.»

Krösing... Der hat Detjens Absage sofort nach Köln weitergegeben, Natürlich bedauerte er diese Entscheidung seines Geschwaderprimus', aber er fand nichts weiter dabei in seiner

oberflächlich heiteren Art. Er werde sich bemühen, jemand anders zu finden, hat er nur gesagt und es dabei bewenden lassen.

So schnell ist die Sache für Donner nicht abgetan. Er gab den Namen bereits weiter – dies mit dem Hinweis, daß über den Mann Erkundigungen eingezogen wurden und daß man ihn brauchbar und würdig befunden habe. Und nun soll er, Donner, alles zurücknehmen? Selbstverständlich wird die Direktionsetage fragen: «Warum?» Mit Detjens eigener Begründung braucht er gar nicht erst zu kommen, die zählt nicht. Und ein bloßes Schulterzucken – das würde man ihm übelnehmen. Er wird hoch dafür bezahlt, daß er im Bilde ist. Wozu sonst hat man ihn zum Chef einer teuren Spezialabteilung gemacht?

Der Direktor kehrt an seinen Schreibtisch zurück und läßt Sennewald zu sich kommen. Nein, das ist keine Angelegenheit für den Großraum.

Der Chefrechercheur erscheint sofort; Donner und «Blitz» stecken die Köpfe zusammen. Sennewald versteht augenblicklich, worum es geht. Er wird sich das Dossier Detjen noch einmal vornehmen und es ergänzen. Und auf den neu hinzuzufügenden Seiten werden detailliert und schlüssig die Gründe nachzulesen sein, deretwegen Oberstleutnant Achim Detjen von der Luftwaffe nichts mit der Elektronik-Geräte-und-Anlagenbau zu tun haben möchte. Da kann Dr. Donner ganz unbesorgt sein.

Noch während sie reden, hat Sennewald eine ziemlich klare Vorstellung, wie er die neuen Erhebungen angehen wird.

Das Taxi hält. Der weibliche Fahrgast zahlt im Wagen und steigt aus. Es ist eine schwarzhaarige Dame mit dunkler Brille. Diesmal trägt sie keinen weiten Kapuzenmantel mit silbrigem Metalleffekt, sondern einen enggegürteten Trenchcoat, hellgrau, zeitloser Schnitt. Einen Augenblick dreht sie sich um und mustert die Straße, als suche sie etwas. Dann geht sie auf den Hauseingang zu. Nummer 78, Mörfelder Landstraße. Wider

Erwarten ist die Haustür nur angelehnt, Winnie Winkelmann tritt ein, orientiert sich kurz am «stummen Portier» und geht schon die Treppe hinauf.

«Guten Tag», sagt sie an der Tür, die auf ihr Klingeln hin geöffnet wird. «Ich möchte Herrn Menzel sprechen.» Und weil die mollige Frau in der Kittelschürze, die aufgemacht hat, sie mißtrauisch von oben bis unten beguckt, fügt sie erklärend und ein wenig ungeduldig hinzu: «Ich komme wegen der Annonce.»

Lydia versperrt immer noch den Zugang. Sie wendet nur den Kopf und ruft in die Wohnung hinein: «Alois! Hier ist jemand wegen der Annonce!»

Eine Tür klappt. Schritte schlurfen heran, und Menzel nimmt im Vorübergehen ein Jackett von der Flurgarderobe und zieht es an. Da hält er durchaus auf Etikette, da weiß er, was sich gehört.

«Herr Menzel?» fragt Winnie sofort. Es ist immer gut, in der Vorhand zu sein.

«Ja, ich bin Herr Menzel», bestätigt er.

«Ich habe Ihre Zuschrift bekommen. Auf meine ‹Halali›-Anzeige. Ich bin sehr interessiert.»

«Bitte, treten Sie doch näher», fordert er auf und macht hinter Winnie die Tür zu. Schließlich muß nicht das ganze Haus von seinen Geschäften erfahren. Und die Leute sind neugierig! «Wollen Sie nicht ablegen?» Zuvorkommend schaltet er das Flurlicht ein. Alois Menzel versteht sich auf Menschen. Der schlicht wirkende Mantel täuscht ihn nicht; er erkennt das teure Stück und leitet daraus ab, daß vor ihm eine sehr potente Käuferin steht. «Lydia!» bestimmt er. «Koch Kaffee! Ich muß verhandeln.»

Winnie Winkelmann behält den Trenchcoat an. Sie werde Herrn Menzel nicht lange aufhalten, erklärt sie spröde, und sei eigentlich nur gekommen, um ihr Interesse an seiner Offerte anzumelden – sie habe ohnehin in der Gegend zu tun gehabt. Freilich, wenn sie die Dinge gleich einmal sehen könnte.

Alois geht voran ins Wohnzimmer und räumt zunächst mit schnellem Griff frisch gebügelte Wäsche beiseite, die Lydia auf den Stühlen gestapelt hat. Er nimmt auch die Zeitungsbündel weg, in denen er gerade geblättert hat.

Die Fotografin lächelt. Der Anblick dieser Regionalzeitungen erfüllt sie mit Optimismus. Doch, der unscheinbare Mann da kann im Besitz der «richtigen» Kopie sein! Winnie meint, das habe durchaus System – das «Ausbaldowern» von günstigen Gelegenheiten außerhalb Frankfurts mittels der Lokalpresse! Die Masche eines kleinen Profis.

Menzel kratzt sich am Kopf. Es ist erstaunlich, wie betulich und bieder bis auf die Knochen er sich zu geben vermag. Wortreich läßt er sich darüber aus, daß ihm die kleine Wohnung als ungeeignet für die Aufbewahrung der wertvollen Erbschaft erschienen sei und daß er sie deshalb im Gewahrsam einer alten Tante gelassen habe. Er, Menzel würde der gnädigen Frau anbieten, mit ihm zu jener Tante zu fahren, wenn nicht – leider, leider – die alte Dame sehr krank und unpäßlich wäre und sich, wie alteLeute eben seien, über jeden Besuch sehr erregte. Aus diesem Grunde habe er in seiner Zuschrift auch darauf bestanden, die Kunstwerke an einem festzulegenden dritten Ort zu präsentieren.

«Ich tue es ungern», beteuert er. «Mein Großvater selig hat so sehr an den schönen Dingen gehangen, daß ich ein bißchen Gewissensbisse habe, bei dem Gedanken, sie zu verkaufen. Lange habe ich gezögert, sehr lange. Aber dann ... Ich bin ja nicht mehr der Jüngste, gnädige Frau, und ich mache mir nichts vor: Ich werde niemals eine Wohnung haben, die groß genug wäre, die kostbaren Sachen richtig zur Geltung zu bringen. Als ich Ihre Annonce las! Eine Wildbretgaststätte, dachte ich, das ist der richtige Rahmen. Tausende von Leuten kommen da in einem Jahr hin, und wenn die alle auf das Bild schauen und die alten Flinten sehen; dagegen könnte der Großvater selig nichts haben; das wäre ganz in seinem Sinne.»

Du alter Gauner! denkt Winnie amüsiert. Aber es ist schon gekonnt, wie du hier mit gespielter Redlichkeit eine Rührung

erzeugen willst, die den Preis in die Höhe treiben soll! Wenn du es so wünschst – ich spiele mit!

Sie gibt sich bewegt. «Wie gut ich Sie verstehe, Herr Menzel. Das Bild und die alten Gewehre werden einen Ehrenplatz in unserer Restauration erhalten, das verspreche ich Ihnen. Übrigens werden wir ein exklusives Haus haben, in dem nur gehobene Bevölkerungskreise verkehren. Gediegenste Ausstattung!» Sie beugt sich ein wenig vor und sieht ihm treuherzig in die Augen. «Man kann ein weiteres tun. Wir werden inmitten der Exponate ein Messingschildchen einfügen mit dem diskreten Hinweis, daß es sich hier um Kunstgegenstände und jagdliches Gerät aus der Privatsammlung Alois Menzels, Frankfurt am Main, handelt.»

Zum Glück kommt in diesem Moment Lydia mit dem Kaffee und schenkt ein. Menzel kann sich fassen. Für den Augenblick hat ihm das zuvorkommende Angebot der Dame den Atem verschlagen. Ein Schild mit seinem Namen, das fehlte noch! Da kann er sich ja gleich mit dem Trödel vors Polizeipräsidium in der Taunusanlage stellen! «Das wäre zuviel der Ehre!» wehrt er endlich ab. «Mein Großvater war ein bescheidener Mensch, und ich bin es auch. Keine Umstände meinetwegen, ich bitte Sie herzlich!»

Erstaunlich, wie geschickt sich der Mann aus jeder Schlinge zu ziehen weiß. Bei aller zutage tretenden Unbeholfenheit ist er ein Meister seines Faches. Kein Zweifel mehr: Das ist der Dieb, der Oberst Brinkmanns Jagdhütte ausgeräumt hat! Es gilt, ihn bei der Stange zu halten.

«Wie Sie wollen, Herr Menzel! Um es kurz zu machen: Ich bin als Manager der neuen ‹Halali›-Gaststättenkette autorisiert, Ihnen bei Gefallen der Ware einen guten Preis zu machen. Ich zahle bei Übernahme der Gegenstände bar auf die Hand. Wir sind eine Gesellschaft schneller Entschlüsse und wickeln unsere Geschäfte unbürokratisch und ohne Papierkrieg ab.»

«Das entspricht völlig meinen Intentionen», wirft Alois ein wenig geschraubt ein und nickt zufrieden.

«Wann kann ich die Dinge sehen?» drängt Winnie auf einmal und blickt auf die Uhr. «Ich habe eine Unmenge zu tun, Herr Menzel. Eine ganz neue Gaststättenkette! Das hier ist ja für mich, verzeihen Sie bitte, eine Randgeschichte. Ich fliege morgen früh nach Avignon. Einstellung eines auf französische Wildküche spezialisierten Chefkochs, Sie verstehen. Für die Entwicklung einer ‹Halali›-spezifischen Speisenkomposition. Ich müßte die Ware heute abend noch sehen.»

Alois Menzel versteht alles. Er muß sogar an sich halten, um sich nicht auf die Schenkel zu klatschen. Besser hätte die Sache gar nicht laufen können! Die Idee mit dem jagdbeflissenen Großvater ist Gold wert. Und je schneller, desto besser!

«Heute abend?» wiederholt er nachdenklich. Er legt die Stirn in Falten. «Wo darf ich Ihnen die Sachen vorführen, gnädige Frau? In welchem Hotel wohnen Sie?»

Winnie sieht wieder auf die Uhr. Sie überlegt blitzschnell. «Im Hotel werden Sie mich kaum antreffen», antwortet sie lächelnd. «Ich bin so ausgebucht mit Terminen. Warten Sie! Da Sie doch mit einem Wagen kommen: Es würde Ihnen wohl nichts ausmachen, nach Obereschbach zu fahren? Ich habe da eine Besprechung im Forsthotel. Sie kennen es natürlich?»

«Natürlich», echot Alois, der nie dort gewesen ist.

«Ich werde Punkt zweiundzwanzig Uhr auf den Hotelparkplatz kommen. Lange wird es ja nicht dauern, und der Platz ist hell erleuchtet. Wenn ich kaufe, können Sie die Ware gleich dort lassen. Einverstanden?»

Der genannte Termin ist nach seinem Geschmack. Da kann er die Sore in aller Ruhe in der Fabrik verladen und im Schutz der Dunkelheit das Werkgelände verlassen. «Gnädige Frau dürfen sich ganz auf mich verlassen», versichert er. «Ich bin pünktlich zur Stelle.»

Sie steht schon. «Welchen Erlös stellen Sie sich etwa vor?»

Er nennt eine ziemlich hohe Summe, die an den von ihm festgestellten Preisen des Antiquitätenhandels orientiert ist. Heruntergehen kann er immer noch, hochschrauben nicht. Wenn der Zug einmal abgefahren ist, kann er nichts mehr ändern.

Die Managerin der «Halali»-Wildbretgaststättenkette nickt gleichmütig; offenbar sind das alles kleine Fische für sie.

Menzel steht am Fenster und sieht auf die Straße hinunter, als die Dame im Trenchcoat das Haus verläßt. Jetzt erst fällt ihm ein, daß er sie nicht einmal nach ihrem Namen gefragt hat. Warum auch! Hauptsache, sie zahlt! Er beobachtet, wie sie sich mit dem zielstrebigen, schnellen Schritt vielbeschäftigter Frauen zur Straße wendet, mit einer routinierten Handbewegung ein vorüberbummelndes Taxi anhält und davonfährt. Es paßt alles zusammen. Wenn sie heute hier und morgen da zu tun hat – was soll sie sich mit einem eigenen Wagen belasten? Taxis gibt es überall und zu jeder Zeit – und «Halali» zahlt!

Alois entwickelt nunmehr außerordentliche Geschäftigkeit. Lydia muß den guten grauen Anzug aufbügeln und ein weißes Hemd nebst Schlips bereitlegen – auf dem Parkplatz jener Prominentenherberge muß man was darstellen, um so mehr, als mit dem alten Lieferwagen ohnehin nicht gerade Staat zu machen ist. Sogar einen Hut wird er aufsetzen.

Lydia muß ihm das alles einpacken – sie tut's, ohne zu murren. Wer weiß besser als sie, wie wichtig gute Klamotten für das Geschäft sind? Und es ist auch richtig, daß sich Alois erst in der Fabrik «fein» machen wird. Hier im Haus braucht niemand zu wissen, daß er etwas Besonderes vorhat. Daß er früher geht als sonst – wer achtet schon darauf?

Werner Bredebusch achtete darauf! Er war schon vor Winnie Winkelmanns Erscheinen in der Mörfelder Landstraße und wußte bereits, als sie kam, in welcher Wohnung des Hauses Nummer 78 das Ehepaar Menzel wohnt. Ein- oder zweimal hat er den Mann am Fenster gesehen, am deutlichsten, als er der Fotografin nachschaute. Werner wird Menzel jederzeit wiedererkennen. Er weiß, daß alles «planmäßig» läuft. Winnie hat, als sie das Haus verließ, ihre Brille geputzt. Das vereinbarte Zeichen! Es besagt, daß der vorgeschlagene Treff auf dem Hotelparkplatz in Obereschbach akzeptiert worden ist.

Werner Bredebusch wartet, ein Bayer mit Gamsbarthut und Trachtensakko, eine klobige, verspiegelte Sonnenbrille auf der Nase, ein Bayer in einem Ford-Taunus, wie sie zu Tausenden die Straßen befahren und deshalb niemandem auffallen. Ein Mietwagen mit hiesigem Kennzeichen, gleichgültig und uninteressant.

Da tritt Herr Menzel aus dem Haus und hat ein Paket unter dem Arm, das er vielleicht zur Wäscherei bringen möchte. Als er um die nächste Straßenecke biegt, läßt Achim den Motor an und folgt. Solches Hinterherfahren hat er immer gehaßt. In der Realität ist das nämlich keinesfalls so einfach, wie es die Kriminalfilme stets darzustellen belieben. Einen Fußgänger im Pkw zu verfolgen ist an und für sich unsinnig; man wird sehr schnell zum Verkehrshindernis und muß damit rechnen, von der Polizei rechts 'rausgepfiffen zu werden. Aus! Und folgen Sie mal einem öffentlichen Verkehrsmittel, noch dazu in einer Stadt, die Sie nicht genau kennen! Was denn, wenn die Tram durch Straßen fährt, die für den Autoverkehr gesperrt sind? Oder durch Einbahnstraßen in der Gegenrichtung? Steigt Menzel in die Tram, bleibt Werner nichts übrig, als den Ford stehenzulassen und gewissermaßen auf Tuchfühlung mitzufahren.

Alois winkt einem Taxi – ein gutes Geschäft steht ins Haus, da muß er nicht sparen, da kann er es sich leisten, einen «Hund» zu nehmen.

Das sieht für Achim bereits freundlicher aus, obwohl... Erstens kennt sich der Taxifahrer aus. Zweitens sind die Frankfurter Taxichauffeure berüchtigt für ihren rasanten Fahrstil. Drittens darf ein Verfolger nie so dicht auffahren, daß er vom Verfolgten bemerkt werden kann, und wenn man den gebührenden Abstand wahrt, kann an jeder Kreuzung ein Ampelrot den mühsam geknüpften Faden zerschneiden. Aber Auto gegen Auto ist zumindest die gleiche Ausgangsposition!

Nachher lehnt er sich erst einmal im Sitz zurück und atmet mehrmals tief durch. Geschafft! Dabei ist er sich im klaren, daß er mindestens ein Dutzend Verkehrsvorschriften teils

gröblich verletzt, teils direkt mißachtet und darüber hinaus Glück gehabt hat, keinen Streifenwagen getroffen zu haben. Werner hat weiche Knie gekriegt und fühlt sich etwa so wie damals in Argentinien nach dem von Coronel Krösing zur allgemeinen Erbauung befohlenen Kunstflug. Cordoba war das. Auch schon wieder zehn Jahre her!

Zeit zum Verschnaufen bleibt Werner Bredebusch nicht. Es wäre ja ein Wunder gewesen, wenn Menzel das Taxi direkt vor dem Versteck seiner Ware hätte halten lassen. Er steigt jedoch aus und geht zu Fuß weiter. Achim folgt ihm ebenso, sieht ihn in eine Nebenstraße einbiegen und mit dem Paket unterm Arm im Gelände einer stillgelegten Fabrik verschwinden. Er schließt in aller Ruhe auf und hinter sich zu, er läuft zielstrebig, alles verrät, daß er sich hier auskennt und sich daheim fühlt.

Werner schlendert vorüber, bleibt ein Stück hin an einem Imbißstand stehen und verzehrt eine Rindswurst. Unaufgefordert wird ihm dazu ein Bier hingestellt; er sieht so bayrisch aus, er muß Bier trinken. «Unser Bräu ist auch nicht schlecht», kommentiert der Budiker.

Werner kaut gründlich und bedächtig. Von hier aus kann er die Vorderfront des verlassenen Werkes gemächlich in Augenschein nehmen. «Langwitz & Söhne» steht über dem breiten Eisentor, an das sich auf beiden Seiten hohe Gebäude anschließen – roter Backstein, in regelmäßigen Abständen Türmchen auf den Dächern, Gründerzeit. Zwanzig Meter von der Toreinfahrt entfernt hat der ehemalige Bürotrakt eine gesonderten Zugang. «Zum Comptoir» verkündet über dem Rundbogen eine bereits sehr verblaßte, aber noch deutlich erkennbare Frakturschrift. Die Tür scheint seit Jahrzehnten nicht geöffnet worden zu sein; das Scherengitter davor ist verrostet und unansehnlich. Dessenungeachtet wirkt die Fabrik noch keineswegs baufällig.

Werner Bredebusch läßt sich eine zweite Wurst reichen. Es ist Abendbrotzeit, er hat Hunger. Daß er auch noch ein Bier bestellt – «Aane Maß», sagt er, um wenigstens ein bißchen

bayrisch zu wirken –, freut den Budiker, einerseits des Lokalpatriotismus und andererseits des Umsatzes wegen. Von sich aus erzählt er, daß der Stand seinen Mann eigentlich nicht mehr ernähre, seit die Fabrik stilliege, und daß er, der Budiker, ihn nur in der Hoffnung behalte, daß hier wieder Leben in die Bude komme. Man höre so allerlei von Plänen zu neuer Nutzung des Geländes, und an der Hinterfront werde schon ein angrenzender Straßenzug abgerissen. «Nicht schade drum – alte Häuser, die ihre achtzig oder neunzig Jahre auf dem Buckel haben. Wer zieht noch in so was?»

Werner deutet mit dem Wurstende hinüber. «Wohnen da Leute drin? Ich habe jemand 'reingehen sehen.»

«Pennbrüder oder gar 'ne Kommune – das würde uns hier noch fehlen! Extra, damit das nicht passiert, hamse einen Nachtwächter engagiert. Der war es, ich habe ihn auch gesehen. Möchten Sie Nacht für Nacht mutterseelenallein in so einer Bude hocken? Ich könnte mir etwas Schöneres vorstellen. Na ja, es ist ein Job, und überarbeiten wird er sich nicht dabei. Und geizig ist er. Denken Sie, der war in all den Jahren, seit er dort drüben ist, einmal hier, 'ne Wurst essen oder ein Bier trinken?»

«Sagen Sie bloß!» Werner findet das auch skandalös. Schließlich wirft er hin, er habe vor Jahren in dieser Gegend einmal gewohnt, möbliert, und er wolle da einmal vorbeigehen, sich überzeugen, wie es jetzt aussieht. Das legitimiert den «Bayern» gegenüber dem Budiker völlig. Seiner Neugier ist Genüge getan.

27

Das Fabrikgelände von Langwitz & Söhne bildet einen in sich geschlossenen Komplex. An der Vorderfront und auf beiden Seiten verlaufen Straßen. Nach hinten schließen sich in voller Länge Häuser an, jene alten Mietskasernen, von deren Abriß

der Budiker erzählte. Zum Teil blicken sie noch mit nackten dunklen Fensterhöhlen auf die Fahrbahn herunter. Ihre Tage sind gezählt. Am anderen Ende ist eine Abrißkolonne bei der Arbeit. Scheinwerfer tauchen eine Landschaft in grelles Licht, die an das Chaos nach Bombennächten erinnert. Greifer beladen Lastwagen mit Schutt und Abraum, und zwischen bröckelnden Steinen ragen geborstene Balken und geknickte Tür- oder Fensterrahmen empor. Eine Wolke von Staub steht über dem Arbeitsplatz. Das Rattern des Stromaggregats und das Lärmen der Dieselmotoren werden überdeckt vom rhythmischen Schlagen einer zentnerschweren eisernen «Bombe», die ein Kranschwenkarm immer wieder gegen noch stehendes Mauerwerk schmettert. Hier sind Fachleute am Werk. Sie kennen die neuralgischen Punkte dieser Art Bauten; sie wissen, wohin die «Bombe» treffen muß, um ganze Etagen auf einmal zum Einsturz zu bringen. Das ist ein imponierendes Bild.

Werner kehrt zu seinem Mietwagen zurück, bringt ihn auf die andere Seite der Fabrik und achtet darauf, einen schmalen Häuserblock zwischen Werkgelände und Abstellraum zu haben. Diese Seitenstraße ist still; die Laternen werfen gelbe Flecke auf die Dächer hier geparkter Wagen. In ihrer Reihe fällt der Ford-Taunus nicht auf, und kaum eines der Modelle ist neu. Aus einem Fenster tönt laute Musik; es wird gelacht und geredet. Werner Bredebusch versteht kein Wort. Italiener... Eine Truppe jugendlicher Mopedfahrer knattert vorüber und beansprucht die volle Straßenbreite. Schwarze Lederjacken mit blanken Nieten. Was sollen die jungen Leute auch machen in dieser tristen Gegend?

Er bleibt noch im Fahrzeug sitzen. Die Uhr am Armaturenbrett zeigt fünf Minuten nach acht. Als er das Autoradio einschaltet, hört er gerade noch den Wetterbericht am Ende der Nachrichtensendung. Es bleibt schön, der Himmel wolkenlos; Regen fällt nicht, und die Nachttemperaturen liegen um acht Grad. Das befriedigt Werner. Er hat nie alpine Neigungen gehabt, und Klettertouren bei Nässe sind schon gar

nicht sein Fall. Immerhin ist er über Vierzig, und da sind der physischen Leistungsfähigkeit doch schon Grenzen gesetzt.

Nein, er ist absolut sicher, daß Alois Menzel seine Beute in dieser Fabrik aufbewahrt. Eine bessere Versteckmöglichkeit als das weiträumige Werkgelände kann es überhaupt nicht geben. Und bestimmt steht da auch irgendwo das Fahrzeug, das er braucht, um zum Hotelparkplatz in Obereschbach zu gelangen. Er muß ein Gefährt besitzen – wie hätte er sonst die Varndorfer Beute abtransportieren und herbringen sollen? Werner denkt, daß sich Menzel etwa gegen halb zehn in Bewegung setzen wird. Die Fahrzeit von hier zum Forsthotel beträgt, reichlich gerechnet, nur eine gute Viertelstunde. Das heißt, bis halb zehn Uhr müßte alles geschehen sein. Sollte er, Detjen, wider Erwarten nicht zum Zuge kommen, bleibt immer noch der Parkplatz, aber das möchten Winnie und er nach Kräften vermeiden.

Inzwischen ist es Nacht, dunkel genug, den Einsteig bei Langwitz & Söhne über die Hinterfront zu wagen. Man wird ihn nicht sehen. Noch einmal tief Luft holen... Sich überzeugen, daß er alles hat, was er braucht: den Bund mit den Spezialschlüsseln, die jedes Schloß öffnen, Handschuhe und Taschenlampe. Als einzige Waffe eine Gaspistole, die in Form und Aussehen aufs Haar einem Füllfederhalter gleicht.

«Na denn!» sagt er leise und nimmt vom Rücksitz den Rucksack, in dem sich die von Winnie beschaffte Kopie des «Wildbrethändlers» befindet. Der bärtige Künstler hat sie in einem Hauruck-Verfahren getrocknet. Das hatte zur Folge, daß die Farbschicht von feinen Rissen durchzogen ist. Gerade das macht das Bild auf den ersten Blick erstaunlich antik. Werner hat bei kritischer Musterung nur zu bemängeln gehabt, daß der Rahmen neuer wirkt als der, den er in der Jagdhütte gesehen hat. Nun, das dürfte dem durch keinerlei Spezialkenntnisse belasteten Menzel kaum auffallen. Merkt er es doch – na und? Er muß den Mund halten. Letztendlich kann ihm egal sein, wann «seine» Kopie entstanden ist.

Werner verläßt den Wagen. Jetzt wird es ernst! Die Straße,

die er hinuntergeht, ist menschenleer und dunkel. Äußerst dunkel angesichts der Scheinwerfer an ihrem anderen Ende. Die Abrißfirma arbeitet rund um die Uhr, denn Zeit ist Geld. Und ganz ohne Gage spielen die Männer mit den Schutzhelmen in dem Stück mit, in dem der Kundschafter eine Hauptrolle übernommen hat: Sie ziehen alle Aufmerksamkeit möglicher Nachtschwärmer auf sich.

Werner geht an den Häuserwänden entlang. Käme jemand, würde er stehenbleiben und wäre eins mit dem Gemäuer hinter ihm. Aber es kommt niemand. Und dann ist der Kundschafter durch eines der klaffenden Türlöcher verschwunden. Es zieht in dem fensterlosen Haus, das alle Heimlichkeit verloren hat und zur unheimlichen Ruine geworden ist.

Sekundenlang bleibt er stehen. Er erkennt die Umrisse einer Treppe, die kein Geländer mehr hat, und geht immer an der Wand entlang hinauf. Die alten, ausgetretenen Dielen knarren, ein abgerissenes Stück Tapete knirscht unter den Füßen. Herausgerissene Leitungen streifen sein Gesicht. Natürlich sind diese Häuserleichen gefleddert worden; es gibt weder Kupferdraht noch Bleirohr mehr, und selbst die Treppengeländer mögen noch Verwendung als Heizmaterial gefunden haben.

Als Werner im fünften Stock anlangt, weiß er, daß es kein Fenster gibt, das auf das Dach der alten Maschinenfabrik hinausführt. Das wäre denn ja wohl auch zu einfach gewesen. Er muß bis hoch aufs Dach steigen. Werner Bredebusch verzieht das Gesicht. Auf einmal ist die Frage da, was sie wohl im Referat Mittelfristige Planung der Luftwaffe im Ministerium auf der Hardthöhe sagen würden, könnten sie ihren gemeinhin geschniegelten und bis auf die Knochen korrekten Oberstleutnant auf seinem nächtlichen Weg sehen! Er verschwendet keine Zeit damit, darauf zu antworten.

Unmittelbar nach dem Kriege, in den Jahren der schlimmsten Wohnungsnot, ist das Dachgeschoß nach Bombenschaden ausgebaut worden. Mansarden. Der Lichtstrahl der Taschenlampe trifft – und unwillkürlich zuckt Werner zusam-

men – ein starres Gesicht. Die Nase ist abgeschlagen, Holzwolle quillt aus den Gliedern einer vergessenen Puppe. Wie lange mag es her sein, daß ein Kind damit spielte? Mansarden führen auch nach vorn hinaus. Er muß aufs Dach. Auch das noch! denkt er und fühlt sich gar nicht wohl in seiner Haut.

Da steht er nun und leuchtet die Innenseite des Daches ab. Den provisorischen Dachstuhl hat man seinerzeit nicht ersetzt. Das Behelfsdach aus Brettern und Teerpappe hat zum Glück bloß geringe Neigung; darauf wird er sich halten können. Aber erst einmal muß er an die Dachluke herankommen. Er trägt Gerümpel zusammen, auf das er steigen kann. Eine Ratte ergreift mit bösartigem Pfeifen die Flucht. Werner beißt die Zähne zusammen. Er schwingt sich hinauf.

In der Dunkelheit gähnt die Tiefe wie ein Krater. Schwarz. Welch ein Widerspruch: Fünf, sechs Kilometer hin in Richtung Südosten – eine Orgie von Licht, der Stadtkern der Mainmetropole. Buntes, zuckendes, nervöses Licht der Leuchtreklamen. Und Scheinwerfer heben den Dom aus der Nacht. Hellerleuchtet auch der «Eiserne Steg», die Flußbrücke hinüber nach Sachsenhausen. Ganz dicht dabei liegt übrigens die Oppenheimer Straße, in der die RHEIN-MAIN-DETEKTEI des «alten Kameraden» Born residiert. Ihre «Halali»-Idee hatte Format, doch Winnies Einfall, daran teilzuhaben, war mindestens ebensogut!

Werner schaut in die Tiefe. Die ängstigt ihn nicht, Piloten sind schwindelfrei.

Das an die Rückwand des Hauses stoßende Langwitz & Söhne Gebäude ist anderthalb Meter höher und mühelos zu erklimmen. Ein wenig schwieriger wird es, auf dem schrägen Ziegeldach – erstaunlich gut erhaltene lasierte «Biberschwänze» – zum Schornsteinfegersteg zu gelangen und auf ihm zur Dachluke. Die ist intakt und von innen verriegelt. Er tritt die Scheibe ein. Glücklicherweise deckt der Lärm der Abrißarbeiten das klirrende Geräusch zu. Nun kann er durchfassen und den Riegel zurückziehen. Ehe er herabspringt, leuchtet er hinunter. Steinholzfußboden, ziemlich tief. Und dem Bild im Rucksack darf nichts geschehen.

«Vorn frißt ein Hund einen Knochen. Das ist ein besonders wertvolles Stück», erinnert er sich der etwas unlogischen Beschreibung Menzels.

Er läßt den Rucksack an seinen Riemen hinab und gibt ihm ein wenig Schwung, damit er ein bißchen seitlich niedergeht. Dann hängt er sich selbst an den Lukensims und läßt sich fallen, steht unbewegt, horcht und wartet.

Es hat keinen Sinn, aufs Geratewohl kreuz und quer durch die weiträumigen Hallen zu irren. Dorthin muß er kommen, wo das Fahrzeug von Menzel steht. Wo kann es stehen? Natürlich zu ebener Erde. Natürlich hinter einem Tor, das sich mühelos öffnen läßt und das das Umfunktionieren einer Werkhalle zur Privatgarage des Nachtwächters nahelegt.

Die Eisentür mit dem Hochspannungsblitz fällt ins Schloß. Zwei Radschloßbüchsen unter dem Arm, pendelt Alois Menzel zum letztenmal zwischen seinem «Depot» und dem Kleintransporter. Alles andere ist schon verladen: Jagdwaffen, Pulverhörner und das Bild. Das hat er in einen Sack gesteckt, damit es auf dem Transport keinen Schaden nehme. Menzel greift noch einmal zum Öllappen, mit dem er über Schäfte und Läufe fährt, ehe er die Gewehre auf Decken legt, mit denen er die Ladefläche sorgsam ausgeschlagen hat. Wenn die Dame an den Wagen tritt und er die Türen öffnet, soll sie den denkbar besten Eindruck gewinnen. Alles soll ausgebreitet sein wie bei einer Ausstellung. Dafür, daß er dem Gemälde besonderen Schutz angedeihen läßt, wird sie Verständnis haben.

Alois ist mit seinem Werk zufrieden. Er hat sich Zeit gelassen mit dem Arrangement und, um sie zu haben, ganz bewußt darauf verzichtet, Franz von seiner Verabredung zu unterrichten. Nicht, daß er ihn betrügen will! Franz wird seinen Anteil bekommen, auf Heller und Pfennig sozusagen, aber für die Vorbereitung eines seriösen Verkaufsgesprächs fehlt es ihm noch an Reife. Wenn er bei so was auftritt in seiner gelegentlich doch etwas dümmlichen Art, sinkt fast automatisch der Wert der Ware, und es kommen zweitausend Mark

weniger heraus. Das stellt Menzel immer in Rechnung – auch vom diesmaligen Erlös wird er jene zweitausend Mark abziehen, ehe er teilt. Jedem das Seine!

Mit zärtlicher Behutsamkeit schließt Alois den Wagen. Das ist ihm die Ware wert. Ja, und den Wagen hat er auch gewaschen. Nun muß sich nur noch der Herr Menzel selbst in Schale werfen.

Heiteren Sinnes wendet er sich zur Treppe und geht ins ehemalige Büro des Betriebsingenieurs hinauf, das jetzt Menzels «Chefetage» darstellt. Ein richtiges Büro steht ihm schon zu – ist er hier nicht der Herr Millionen aneinandergefügter Ziegel und Tausender Tonnen alten Eisens?

Auf einem Bügel am Schrank hängt der graue Anzug, das Hemd liegt ausgebreitet über der Stuhllehne, und der Hut thront auf dem Schirm der Tischlampe. Alles auszupacken war seine erste Arbeit nach dem Betreten der Fabrik. Mit Knitterfalten vor diesem Hotel zu erscheinen geht natürlich nicht.

Jetzt rücken die Uhrzeiger auf einundzwanzig Uhr. Da hat er noch Zeit; da kann er sich noch hinsetzen und verzehren, was Lydia eingepackt hat: ein kaltes Kotelett, zwei hartgekochte Eier und einen Berg Stullen mit Wurst und Käse. Die Hälfte davon läßt er für das Nachtmahl um drei Uhr morgens. Nach dem gleichen Prinzip teilt er sich auch den starken Bohnenkaffee in der Thermoskanne ein; da hat er seine Gewohnheiten, von denen er nicht lassen mag.

Einundzwanzig Uhr fünfzehn steht er auf und wäscht sich die Hände. Einundzwanzig Uhr fünfundzwanzig beendet er die Prozedur des Umziehens mit einem Spray-Schuß «Cologne for men» unter die Kinnpartie und setzt den Hut mit Schwung aufs Ohr. Einundzwanzig Uhr einunddreißig rollt er mit seinem Kleintransporter aus dem Fabrikgelände.

Einundzwanzig Uhr vierzig verläßt ein zweiter Mann die stillgelegten Werke von Langwitz & Söhne – ein Mann mit einem Rucksack und in einem bayrischen Trachtensakko. Er schließt mit großer Selbstverständlichkeit die kleine Pforte neben dem Tor auf und hinter sich wieder zu, ehe er ohne besondere Hast davongeht.

Einundzwanzig Uhr fünfundfünfzig steigt Alois Menzel auf dem Parkplatz des Forsthotels Obereschbach aus seiner Fahrerkabine und überzeugt sich noch einmal, daß das Heck seines Wagens voll vom Licht einer Parkplatzleuchte getroffen wird. Es ist ein recht idyllischer Parkplatz, auf drei Seiten von dicht heranreichendem Wald umgeben. Menzel öffnet das Sicherheitsschloß und die hintere Wagentür. Alles liegt genau so da, wie er es angeordnet hat – nun ja, er ist vorsichtig und mit Bedacht gefahren. Er entfernt die Umhüllung des «Wildbrethändlers». Zuerst stutzt er. Es will ihm scheinen, daß der Rahmen des Snyders-Gemäldes jetzt heller ist, als er ihn in Erinnerung hat. Aber da täuscht er sich gewiß; das ist wohl einfach der Effekt des kalten Lichtes der Leuchtstofflampen. Alois zupft noch ein wenig an den Decken herum. Dann lehnt er die Türen an.

Punkt zweiundzwanzig Uhr geht er gemessen am Heck seines Wagens auf und ab, immer darauf bedacht, ja vom Eingang der Prominentenherberge her gesehen zu werden.

Alois Menzel wird gesehen, wenn auch nicht vom Forsthotel aus. Er wird vielmehr beobachtet von einem etwas abseits stehenden BMW her, in dem eine einzelne Dame offenbar auf einen Hotelgast wartet. Diese Dame hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit jener, die sich als Manager der «Halali»-Gaststättenkette vorstellte. Nicht nur, daß Haarfarbe und Frisur ganz anders sind und daß die Dame im BMW auch keine Brille trägt, es gibt auch keine Übereinstimmung in der Kleidung. Winnie Winkelmann sitzt da mit ihrem kupferroten Schopf und in einer weichen, sportlichen Lederjacke.

Allerdings: Noch vor zehn Minuten trug sie die schwarze Perücke, die Brille und den Trenchcoat. So wartete sie, offenbar auf Abruf, in der Hallenbar des Forsthotels und streckte mit einem lässigen Schnipsen die Hand nach dem Telefonhörer aus, als der Barmixer fragte, ob Frau Dr. Puls anwesend sei. Sie führte nur ein ganz kurzes Gespräch, warf einen Geldschein auf die Bar und ging. Wie erleichtert sie sich fühlte, zeigte sie nicht. Der vereinbarte Anruf für den Fall, daß

Werner in Frankfurt zum Zuge kam und daß die Aktion in Obereschbach abgeblasen werden kann. Wäre die Mitteilung nicht erfolgt, hätte Winnie auf Menzel gewartet, auf dem Parkplatz die Ware begutachtet und ihn in die Hotelhalle gebeten, um eine zum Scheitern verurteilte Preisverhandlung zu führen – so lange, bis Werner Bredebusch an der Hallenbar aufgetaucht wäre. Das würde geheißen haben, daß er den Austausch der beiden Kopien auf dem Parkplatz vornehmen konnte.

Winnie beobachtet, wie Alois Menzel schließlich – es ist zweiundzwanzig Uhr fünfzehn – die Wagentüren einrasten läßt. Dann strafft er sich und geht ins Forsthotel. Menzel fragt an der Rezeption, ob eine Nachricht für Herrn Menzel hinterlegt worden sei.

Der Empfangschef verneint.

Menzel erkundigt sich nach einer Dame, deren Name ihm leider nicht geläufig ist, die er indessen beschreiben kann.

Der Empfangschef erinnert sich, eine Dame, auf die die Beschreibung zutrifft, an der Hallenbar gesehen zu haben.

Menzel wiederholt an der Hallenbar seine Frage.

Der Barmixer versichert, hinterlegt worden sei nichts, aber die angefragte Dame, eine Frau Dr. Puls, habe hier eine ganze Weile gewartet, bis sie einen Anruf erhalten habe, der sie offenkundig zu einem eiligen Aufbruch veranlaßte. Ob sie zurückkomme? Er hebt die Schultern.

Alois Menzel kehrt auf den Parkplatz zurück. Er sieht mehr gekränkt als betroffen aus, er hat an Haltung eingebüßt und läßt sich Zeit. Wahrscheinlich denkt er, alles habe sich doch so gut angelassen, und die Dame habe so zahlungsfähig gewirkt, so entschlossen und interessiert – gekommen ist sie auch –, und da muß dieser dumme Anruf dazwischentreten! Nein, sinniert Menzel, er möchte keinen solchen Managerjob haben. Bleibt nur die Hoffnung, daß sich die schwarze Dame noch einmal meldet; seine Adresse hat sie ja. Und sogar eine Frau Doktor ist sie – sieh mal an! Es war nur gut, daß er Franz noch nichts gesagt hat, wie stünde er nun vor dem Jungen da?

Winnie Winkelmann sieht dem gemächlich davonfahrenden Kleintransporter nach. Sie raucht eine Zigarette. Dieser Menzel ist ein ausgebuffter Ganove – es könnte ihm seltsam erscheinen, wenn gleichzeitig mit ihm noch jemand den Parkplatz verläßt. Winnie stopft den Trenchcoat, die schwarze Perücke und die Brille in einen Plastiksack. Irgendwo wird sie auf der Rückfahrt bei einem Müllcontainer anhalten und ihre Verkleidung auf Nimmerwiedersehen verschwinden lassen.

28

Auch Werners «bayrische» Utensilien landen in einer Mülltonne. Solche Ausstattungsstücke hebt man nicht auf – man liefert dem Gegner keine Indizien, die einem möglicherweise zum Fallstrick werden könnten. Er ist wieder der unauffällige Bundesbürger im dezenten Straßenanzug, als er zu später Nachtstunde in Winnie Winkelmanns Dunkelkammer steht.

Zum erstenmal seit Beginn ihrer Zusammenarbeit befindet er sich in der Wohnung der Fotografin. Ohne diesen besonderen Anlaß hätte er sie niemals kennengelernt. Er gewinnt auch jetzt nur einen flüchtigen Eindruck davon; lediglich das Labor würde er später exakt beschreiben können. Er macht ja keinen Besuch mit Blumenstrauß und Sonntagsgesicht; er ist hier, um zu arbeiten. Wissen will er, ob sich all der Aufwand gelohnt hat. Sie haben die Kopie des «Wildbrethändlers», der eine Menge Spezialisten nachjagen; nun muß sich erweisen, ob das Bild tatsächlich die Brisanz besitzt, die ihm nachgesagt wird.

Winnie Winkelmanns Dunkelkammer ist keine Kammer. Das hier hat keine Ähnlichkeit mit dem Kellerlabor eines bemühten Amateurs und auch nicht mit der mühselig umgerüsteten Toilette des durchschnittlichen Fotofreundes. Winnies Dunkelkammer nimmt den größten Raum der

Wohnung in Anspruch und beherbergt die kostspielige, von neuestem technischem Knowhow ausgestattete Ausrüstung, die die Auftraggeber einer hochbezahlten Werbefotografin von vornherein als vorhanden voraussetzen. Die zum Teil vollautomatisierten, in Kompaktbauweise ausgeführten Verarbeitungsmaschinen mit ihren programmgesteuerten Schaltskalen sagen Werner nichts. Um so mehr bestaunt er das Arsenal von Aufnahmeapparaten, die Winnies Handwerkszeug bilden.

Natürlich ist eine Reproduktionsanlage vorhanden, eine, bei der die Kamera auf Schienen läuft und das Aufnahmeobjekt senkrecht steht. Winnie gibt das Gemälde in die Halterung – aus dem Rahmen gelöst, gleichsam nackt. Den Rahmen haben sie bereits untersucht, auch mit UV-Licht. Er hat nichts hergegeben. Insofern entspricht das Ergebnis dem der oberflächlicheren Betrachtung durch von Wiesenecks Untersuchungsgruppe «Bonn eins» in Brinkmanns Jagdhütte. Nun das Bild!

Auf ein Kopfnicken der Fotografin hin schaltet Werner die vier Scheinwerfer am Reprogerät ein. Schon bevor er die Wohnung betrat, zog er dünne Zwirnhandschuhe über – bloß hier keine Fingerspuren hinterlassen, die Winnie im Ernstfall belasten könnten! Vorsichtsmaßregeln, die in Fleisch und Blut übergegangen sind. Er ist sich darüber im klaren, daß sein Aufenthalt hier eigentlich gegen jedes konspirative Prinzip verstößt.

Blendend hell leuchtet «Der Wildbrethändler» auf. Beide stehen davor. Keiner sagt etwas. Sie treten zurück und zur Seite. Nichts! Nichts, was ungewöhnlich oder auffällig wäre. Ein Bild wie tausend andere. Winnie Winkelmann und Werner Bredebusch sehen sich an. Schweigend.

«Eine Lampe aus!»

Werner schaltet. Wieder stehen sie. Das Objekt ist nicht mehr gleichmäßig hell. Unebenheiten der Malfläche werden durch winzige Schatten sichtbar. Und diese Schatten ändern sich, sooft sie die Beleuchtung wechseln. Nacheinander exerzieren sie alle möglichen Lichtvarianten durch. Nichts! Da

und dort treten glänzende Stellen auf, vor allem auf der linken Bildseite. Haube und Kragen der Frau neben dem Händler, die Hauer des Keilers, der Kopf der Gans.

Ist da etwas verändert und vielleicht später wieder übermalt worden, mit einer Farbe möglicherweise von anderer Zusammensetzung, als sie das ursprünglich verwendete Weiß besessen hatte?

«Nein!» urteilt Winnie. «Dann hätte es Übergänge gegeben, und alles wäre nicht so nahtlos. Ich glaube, das Bild ist mal unfachgemäß gereinigt worden, und die Glanzstellen sind durch den Einsatz untauglicher Mittel entstanden.»

«Überhaupt», sagt Werner, «kannst du dir vorstellen, daß da ein ganzer Schriftsatz verborgen ist? Je länger ich hinsehe, für desto unmöglicher halte ich es.»

«Und damit machst du wahrscheinlich den gleichen Gedankenfehler wie Hauptmann Ebersbach in der Jagdhütte!» hält sie dagegen. «Der ganze Schriftsatz – na, schön! Aber es reicht doch völlig, wenn irgendwo, sagen wir mal mit einer Nadel, ein Hinweis eingekratzt wurde, wo etwas zu finden ist. Beispielsweise im Wald!»

Werner pfeift leise durch die Zähne. «Du bist die Größte!» anerkennt er. «Wenn du mir noch sagst, wie man das Gekritzel suchen soll!»

Winnie winkt ab. «Kein Problem! Wir sehen uns das Ding mal bei achtfacher Vergrößerung an.»

Sie wechselt das Objektiv der bisher unbeachteten Reprokamera auf der Schiene und klappt die Abdeckung der Mattscheibe auf. Die Abdeckung wirkt nun wie ein Schacht, der störenden Lichteinfall abwehrt. Näher herangerückt, zeigt die Mattscheibe jetzt in starker Vergrößerung etwa ein Zehntel des Bildes. Das macht einen ganz merkwürdigen Eindruck. Von der Schönheit des Gemäldes ist nichts mehr übrig. Da sind nur noch farbige Pinselspuren und bunte Kleckse. Hier und dort wird die Struktur des Malgrundes überdeutlich sichtbar, eine Art Waffelmuster tritt zutage. Die Risse in der Farbschicht nehmen sich wie Gräben aus, die ein Brachland durch-

ziehen, das sich an einigen Stellen bizarr auftürmt. Über einen der Kanäle spannt sich wie eine Brücke ein Balken, der in Wahrheit nichts ist als ein Haar, welches sich aus dem Pinsel des Malers löste.

Das ist, als unternehme man einen Ausflug in eine ganz fremde und skurrile Welt, denkt Werner. Was sie zu sehen hoffen, entdecken sie nicht.

Noch nicht! Auch nicht auf einer zweiten Ausschnittsvergrößerung. Sie gehen durchaus systematisch vor; sie zerlegen das Gemälde gleichsam mit der Reprokamera in Teilabschnitte und nehmen sich einen nach dem anderen gründlich vor. Winnie und Werner zwingen sich zur Sorgfalt; sie lassen sich nicht von der eigenen Ungeduld hetzen; sie arbeiten diszipliniert.

«Was ist das?» fragt Bredebusch und deutet auf einen kreisrunden Punkt, der sich bei so starker Vergrößerung dadurch aus seinem Umfeld heraushebt, daß er völlig plan ist, das heißt: ohne Hebungen und Senkungen. «Mitten im Gefieder des Pfaus. In den langen Schwanzfedern.»

Auf einmal lächelt Winnie. Plötzlich sieht sie geradezu entspannt aus. «Alles klar!» Sie freut sich. «Wenn es das ist, ist es eine blendende Idee! Das sieht ganz nach einem Mikrat aus.»

Als Mikrat bezeichnet man die sehr stark verkleinerte fotografische Wiedergabe eines Schriftstücks oder einer Zeichnung, für die besonders feinkörniges Material erforderlich ist und deren Maßstab im Bereich zwischen 1:200 zu liegen pflegt. Seit ihrer Erfindung haben Mikrate bei den Geheimdiensten als Transportmittel für Nachrichten Verwendung gefunden. Man hat sie unter Briefmarken geklebt oder so klein gehalten, daß sie als Punkt in einem belanglosen Schreibmaschinentext unterzubringen waren. Unter anderem!

«Ja!» bemerkt Werner fasziniert, während Winnie Winkelmann das runde Etwas mit Federmesser und Pinzette aus dem Gemälde herauslöst. «Immerhin besaß Brinkmann einen Ehrenring des Reichsführers SS. Doch nicht dafür, daß er

Offizier der Luftwaffe war! Ich könnte mir denken, daß er in der Abteilung römisch sechs des Reichssicherheitshauptamtes, bei Schellenberg, mitgemischt hat. Irgendwo muß man ihn doch mit dieser Technik vertraut gemacht haben.»

Die Fotografin ist voll und ganz mit dem Mikrat beschäftigt. Sie bettet es auf den Objektträger ihres Mikroskops – das braucht sie gelegentlich für Effektaufnahmen – und breitet ein Deckglas darüber. Die Lichtquelle des Geräts leuchtet auf. Werner Bredebusch beugt sich über das Okular, stellt die Schärfe ein. Er liest halblaut: «... halte ich es für sehr fraglich, daß sich die Verbündeten der NATO durch eine noch so geschickt gebaute taktische Zwangssituation zu militärischem Eingreifen bewegen lassen. Ich unterstütze vorbehaltlos jede Maßnahme, die die Befreiung der Zone zum Ziel hat, aber die Bundeswehr darf den Tag X erst auslösen, wenn sie voll gerüstet und stark genug ist, die Verbündeten vor vollendete Tatsachen zu stellen. Ich bin der Meinung – und ich stehe nicht allein mit dieser Überlegung –, daß die geplante Aktion im August/September während des NATO-Manövers ‹Checkmate› viel zu zaghaft ist. Wenn eine solche Aktion stattfindet, dann muß die Welt aufhorchen, dann muß es Tote geben und nicht wenige ...»

Sie sehen sich an. Ja, das kann nur Brinkmanns Text sein, ein Teil davon, ein Ausschnitt. «Der Wildbrethändler» birgt tatsächlich Brinkmanns Credo und nicht nur einen Hinweis auf dessen Versteck.

Einmal auf der Spur, finden die beiden Kundschafter die übrigen Mikrate schnell. Insgesamt sind es sieben Stück, ebenso viele, wie Snyders sogenannte «Augen» ins Gefieder des Pfaus auf dem Tisch des «Wildbrethändlers» malte. Hintereinander und in der richtigen Reihenfolge gelesen, erhalten sie eine detaillierte Darstellung der geplanten teuflischen Machenschaften, mit deren Hilfe die «alten Kameraden» einen dritten Weltkrieg vom Zaun brechen wollen in der wahnwitzigen Annahme, damit die Ergebnisse des zweiten Weltkrieges in ihrem Sinne korrigieren zu können. Namen,

Daten, Schauplätze. Lückenlos. Nichts fehlt, nicht einmal der vorgesehene Marsch der Bundeswehr «mit klingendem Spiel» durchs Brandenburger Tor... Völlig klar, daß alles daran gesetzt wird, das Brinkmannmaterial so rasch wie möglich in die Hand zu bekommen und es vor dem Zugriff Dritter – des Sir Reginald Douglas beispielsweise – zu sichern. Dieser aufmuckende Oberst könnte noch nach seinem Tode alles zunichte machen.

Winnie Winkelmann und Werner Bredebusch enthalten sich eines Meinungsaustausches über das Papier. Das spricht eine so deutliche Sprache, das bedarf keines Kommentars.

Statt dessen fragt die Fotografin sehr sachlich, ob Werner vor seinem Weggehen noch einen Kaffee trinken möchte.

Bredebusch sieht auf die Uhr und verneint. Um halb vier wird es hell, und draußen dämmert es schon. Er geht so ungesehen, wie er gekommen ist.

Daß es draußen noch so dunkel ist, überrascht ihn. Als er zum Himmel blickt, findet er ihn wolkenverhangen. Noch hat er seinen Wagen nicht erreicht, da beginnt es zu regnen. Als er am Lenkrad sitzt, gießt es in Strömen. Ein ganzer Wasserfall stürzt über die Frontscheibe, die Wischer schaffen kaum Sicht. Er entdeckt in diesem Moment, daß er noch die weißen Zwirnhandschuhe anhat. Während die Scheinwerfer die Wasserwand vor dem Fahrzeug durchbohren, zieht er erst den einen Handschuh aus und wirft ihn aus dem Fenster, und ein paar Kilometer hin den zweiten.

Winnie bereitet sich eine Tasse Kaffee, aber das Getränk bleibt unbeachtet stehen und wird kalt. Sie vergißt es. Die Kundschafterin ist ganz damit beschäftigt, eine Kamera auf das Mikroskop zu sezten, um noch ein Exemplar in der Hand zu haben. Wieder wird sie das Material auf zweifachem Wege nach Berlin weiterleiten – ohne Aufschub, umgehend.

Ein, zwei Stunden intensiver Arbeit, dann trinkt sie, verzieht angewidert das Gesicht und schüttet den kalten Kaffee weg. Jetzt steht sie vor dem Bild. Das hat sein Geheimnis preisgegeben und ist nun als gefährlicher Zeuge im Wege.

Vernichten!

Einen Augenblick sträubt sie sich gegen den Gedanken; es tut ihr leid um das Bild – auch, wenn es nur eine Kopie darstellt. Sie seufzt. Bloß keine Sentimentalitäten.

29

Diplomkriminalist Wolf-Dieter Schwedler lächelt verbindlich und legt einen dicken Aktenordner vor Oberkommissar Friebel hin. Er hat bereits im Brustton der Überzeugung dargetan, wie wertvoll ihm Friebels Hinweis gewesen sei. Beim Täter in Varndorf habe es sich vermutlich nicht um einen «Profi» gehandelt, und er werde infolgedessen seine Beute auch nicht über die bekannten Hehler absetzen. Des weiteren hat Schwedler von der «Halali»-Aktion erzählt. Die entzückte Friebel geradezu. Nun versichert er, er habe beim Lesen der Annonce sofort auf den verehrten Herrn Kollegen von der anderen Fakultät getippt und seinen Einfall für das Ei des Kolumbus gehalten.

Da legt Schwedler mit sorgenvoller Miene die Hand auf den Aktendeckel. «Nur leider...», sagt er. «Einhundertundneunundvierzig Zuschriften, aber kein Ergebnis. Ich könnte, wenn mir daran gelegen wäre, ein ganzes Zeughaus mit Saufedern, Hirschfängern und alten Flinten ausstatten, doch ganz offensichtlich befindet sich unter den angebotenen Stücken nichts, was auf den Raubzug in der Jagdhütte hindeutet. Ich bin da ziemlich sicher. Wo immer es eine mutmaßliche Übereinstimmung gegeben hat, sind meine Leute als Vertreter der ‹Wildbretgaststätte› natürlich...»

«Versteht sich!»

«...entweder persönlich vorstellig geworden», führt der Privatdetektiv seinen Satz zu Ende, «oder haben wenigstens telefonisch rückgefragt. Ständig in der Hoffnung, daß im Gespräch zusätzliche und weiterreichende Angebote gemacht

würden. Es konnte ja sein, daß einzelne Briefschreiber zunächst einmal nur Kontakt herstellen wollen. Nichts! Auf die zwölf Offerten von eingetragenen Antiquitätenhändlern haben wir gar nicht erst reagiert. Nichts, Herr Friebel!»

«Was ist denn?» sagt der Oberkommissar aufgebracht zur Tür hin, in deren Rahmen ein Mann in triefendem Regenmantel erscheint. «Jetzt nicht, ich bin beschäftigt. Das sehen Sie doch!»

«Die Sache Ursula Keller», erwidert der Beamte mit einem schnellen Blick zum eleganten Besucher seines Chefs. «Wir haben den Mann. Er ist heute früh aus der Schweiz gekommen. Ein gewisser Nackert. Wir haben ihn aus einer geschlossenen Gesellschaft herausgeholt. Es gibt einen Hinweis darauf, daß er auch mit dieser Benzinexplosion zu tun hat. Soll ich der Sache nachgehen?»

«Immer zu!» Friebel nickt und sagt, nachdem der Triefnasse die Tür von außen geschlossen hat: «Entschuldigen Sie! Zu jedem Mist muß ich hier meinen Senf geben. Bloß keine eigene Entscheidung!» Er greift in die Zigarettenpackung, die ihm Schwedler mit teilnahmsvollem Nicken hinhält, und reicht seinerseits Feuer. «Ich habe nach unserem Telefonat noch einmal die zuständige Landespolizei angefragt. Auch in Varndorf nichts Neues. Dort haben sie den Vorgang schon wegen Geringfügigkeit zu den Akten gelegt. Können Sie Ihrem Auftraggeber nicht nahelegen, daß gleiche zu tun? Mein Gott, diese Versicherung geht doch nicht pleite, wenn sie zahlt!»

Der Diplomkriminalist seufzt. «Das hätte sie längst getan, wenn ihr durch unsere Ermittlungen nennenswerte Mehrkosten entstünden. Aber sie hat einen Pauschalvertrag mit der RHEIN-MAIN-DETEKTEI, und so legt sie uns regelmäßig eine Liste der unerledigten Fälle vor. Es ist unser Ehrgeiz, die nicht allzulang werden zu lassen. Sie verstehen?»

«Und ob!» bestätigt Friebel. «Mich prügelt der Kriminaldirektor, wenn es Beschwerden gibt, und Sie ...»

«Herr Herzog», stimmt Schwedler zu, denn wenn Born auch als «graue Eminenz» die Fäden der Detektei zieht, der Lizenzträger ist nach außen hin dessen alter Spezi Herzog.

Die beiden Herren verstehen sich gut, gleiches Leid verbindet.

Der Oberkommissar, der in dem vorgelegten Ordner hin und her blättert lacht laut auf. «Ist ja irre!» amüsiert er sich. «Dieser letzte Brief – absolute Spitze! Ausgestopfter Fuchs, Prachtexemplar, aber leicht beschädigt! Hat der Mann noch mehr derartige Kuriositäten am Lager?»

Sein Gegenüber winkt ab. «Sich mit solchen Angeboten zu beschäftigen ist von vornherein sinnlos. Pure Zeitverschwendung!» Er stemmt beide Ellenbogen auf die Tischplatte und legt die Fingerspitzen vor dem Gesicht zusammen. «Worum ich Sie bitten möchte», setzt er neu an. «Es ist natürlich immer drin, daß der eine oder andere befragte Einsender Lunte gerochen hat. Die Burschen besitzen einen siebten Sinn für Schnüffler – egal, ob beamtet oder privat –, und wenn ihnen einer nicht koscher erscheint, lassen sie augenblicklich die Jalousie 'runter. Tja, ein Gewerbebetrieb wie der unsere verfügt selbstverständlich nicht über die amtlichen Täterkarteien und -verzeichnisse, die Ihnen zugänglich sind. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn sie die Einsender all dieser Angebote einmal überprüfen könnten. Gesetzt den Fall, der eine oder andere ist bei Ihnen schon einmal mit Diebstahldelikten anhängig gewesen, könnte man sich mit dem ein weiteres Mal unterhalten, gezielter jetzt. Diesen armen Kerl mit seinem ausgestopften Fuchs können Sie bei der Nachfrage wohl unbesorgt ausklammern.»

Friebel antwortet nicht gleich. Er denkt nach; er denkt an das ansehnliche Honorar, das ihm die RHEIN-MAIN-DETEKTEI schon für die erste Beratung bar über den Tisch gereicht hat, und er denkt auch, daß bei der Überprüfung vielleicht sogar für seine Abteilung etwas herausspringen könnte. Es mangelt im Frankfurter Diebstahldezernat keineswegs an ungeklärten Fällen. «Versuchen wir es!» antwortet er munter und drückt auf eine Taste seiner Sprechanlage, «Weißbrich! Kommen Sie doch mal rüber!

Schon eine Stunde, nachdem Wolf-Dieter Schwedler an seinen Schreibtisch in der Oppenheimer Straße zurückgekehrt ist, ruft ihn der Oberkommissar an. «Sollten Sie stehen, verehrter Herr Kollege, dann setzen Sie sich lieber», rät er aufgeräumt. «Ihre Annoncenkunden sind alle bis auf einen astrein. Wer das schwarze Schaf ist, erraten Sie nie! Der Mann mit dem ausgestopften, leider etwas beschädigten Prachtexemplar von Fuchs – Alois Menzel in Sachsenhausen, Mörfelder Landstraße achtundsiebzig. Das ist da ganz in der Nähe vom Hennigerbräu.»

Der Anrufaufzeichner läuft bereits, die Tonbandspulen rotieren.

«Menzel ist ein ganz alter Kunde», fährt Friebel fort. «In den letzten Jahren wurde er zwar nicht anhängig, doch was besagt das schon? Er kann dazugelernt und seine Methode verfeinert haben. Geschickt war er immer. Kein großer Ganove und einer von der Sorte, die Tätlichkeiten verabscheuen wie der Teufel das Weihwasser, aber auf seine Weise ein geriebener Bursche. Mit Gespür für günstige Gelegenheiten. Gelernter Schlosser, verheiratet mit eben der ehemaligen Prostituierten vom Bahnhofsstrich, die ihm, als er zum letztenmal verdächtigt wurde, ein hieb- und stichfestes Alibi lieferte. Man mußte ihn laufenlassen, wieder besseren Wissens sozusagen.»

Schwedler hört vor allem die Berufsbezeichnung «Schlosser». «Die Jagdhütte wurde ganz primitiv mit einem Brecheisen aufgeknackt», wendet er ein.

«Solange er mit den handwerklichen Mitteln seines Berufs arbeitete, mit einer Art Meisterstolz gewissermaßen, ist er hochgegangen – zumindest in mehreren Fällen. Das kennen Sie doch: Finden die Techniker heraus, daß ein geübter Schlosser am Werke war, stellen wir als erstes an Hand der Straftatenvergleichskartei fest, welche ‹Schlosser› gerade sitzen und welche verfügbar sind. Nach allem, was ich hier so lese, traue ich dem alten Knaben durchaus zu, daß er pfiffig genug war, das nach bitteren Erfahrungen in Rechnung zu

stellen und umzusatteln. Möglich, daß da auch der Einfluß seiner Frau eine Rolle gespielt hat. Die Damen des horizontalen Gewerbes besitzen auch Übung im Umgang mit der Polizei.» Am anderen Ende der Leitung knistert Papier, bevor Friebel weiterspricht. «Ich habe – und das ist doch wohl in Ihrem Sinne gewesen – den Brief auf die Annonce hin gleich einmal durch die Mühle drehen lassen. Drei Dinge finden die Kollegen vom Erkennungsdienst bemerkenswert.»

«Ich höre», versichert der Diplomkriminalist und überzeugt sich nochmals vom einwandfreien Lauf der Aufzeichnungsanlage.

«Erstens: Die Unterschrift auf dem Brief wurde mit anderer Tinte geschrieben als die Adresse auf dem Umschlag, wobei ohnehin eigentümlich ist, daß der Brief mit Maschine, der Umschlag jedoch mit der Hand beschriftet wurde. Zweitens: Auf dem Briefbogen findet sich nicht ein einziger Fingerabdruck von Menzel: wir haben alle seine zehn Finger in der daktyloskopischen Kartei. Drittens: Nach dem, was wir von Menzel, Alois, wissen, würde er sich mit einer solchen Lappalie wie einem beschädigten ausgestopften Fuchs niemals abgeben. Es hat fast den Anschein, als wolle er durch die Absurdität des Angebots besonders auf sich aufmerksam machen, und eine Nachfrage herausfordern. Tun Sie ihm doch den Gefallen!»

Wolf-Dieter Schwedler gibt den Hörer von einer Hand in die andere.

«Garantieren kann ich natürlich nicht dafür, daß Menzel hat, was Sie suchen», betont der Oberkommissar nachdrücklich. «Ihre Chancen stehen eins zu tausend, aber immerhin. Und lassen Sie mich doch bitte wissen, was er Ihnen erzählt.»

«Mit Vergnügen!» versichert der Diplomkriminalist. «Dank für Ihre Bemühungen! Fürs erste stehe ich in Ihrer Schuld.»

Zehn Minuten später ist er bereits zusammen mit Roloff zur Mörfelder Landstraße unterwegs. Roloff fährt. Schwedler gibt sich gelassen, doch er ist es nicht. Wenn er nun doch noch

fündig würde! Was hat er sich in den letzten Wochen von Born nicht alles anhören müssen! Es wurde richtig spürbar, wie sehr dem Chef selbst die Hölle angeheizt wurde und wie sehr er unter Erfolgszwang stand und steht. Und er, Schwedler, der sich ein wenig vorlaut anheischig gemacht hatte, das Bild schnell zu beschaffen, badete das aus. Erst sind alle in der Oppenheimer Straße entzückt gewesen von seiner Annoncen-Idee, nun degradiert man die zu einem Katereinfall, und gestern fragte Born sogar höhnisch, ob er nicht mal daran gedacht habe, seine Anzeigenkampagne bis Mexiko oder Australien auszuweiten. Er, Schwedler, würde es geradezu als Rehabilitierung betrachten, wenn «Halali» endlich doch das ersehnte Echo hätte.

«Nummer achtundsiebzig», sagt Roloff trocken und hält genau vor der Tür. Sie verlassen den Wagen.

Die Haustür ist zu. Roloff öffnet sie mit einem Sperrhaken, grinst ein bißchen und macht eine einladende Handbewegung. «Ich gehe allein», bestimmt Schwedler und läuft die Treppe hinauf. Auf sein Klingeln öffnet der Wohnungsinhaber selbst. «Herr Menzel?»

«Ja, ich bin Herr Menzel.»

Ehe er weitersprechen kann, fährt der Besucher schwungvoll fort: «Ich komme wegen Ihrer Zuschrift auf unsere Annonce.»

Es verblüfft Schwedler ein wenig, daß ihn der Mann gewissermaßen erwartet zu haben scheint, obwohl er eigentlich angeschrieben werden wollte.

Menzel strahlt. «Ich habe es doch gewußt, daß Frau Doktor Puls die Sache nicht so einfach auf sich beruhen lassen würde. Sie kommen in ihrem Auftrag, nicht wahr?»

Wer, um Himmels willen, ist Frau Dr. Puls? Und was veranlaßt Menzel, diese unbekannte Dame in Verbindung mit der Annonce der RHEIN-MAIN-DETEKTEI zu bringen? «Und nun staunen Sie, nicht wahr?» fragt Schwedler so nichtsagend wie möglich zurück und tritt durch die Tür, die der Wohnungsinhaber bereitwillig freigibt.

Im Flur erscheint Lydia, und Menzel erklärt ihr gleich, daß der Herr von Frau Dr. Puls komme, um die «schönen Dinge» im Auftrag der «Halali»-Wildbretgaststättenkette zu besichtigen und zu kaufen.

Der Diplomkriminalist schluckt. «Halali»-Wildbretgaststättenkette – das ist ihm neu. Und «die schönen Dinge»? Damit kann doch unmöglich der ausgestopfte Fuchs gemeint sein, der zwar ein Prachtexemplar, aber leider ein bißchen beschädigt ist! Der junge Mann wird hellwach. Es liegt auf der Hand: Hier hat jemand auf Kosten der Detektei eigene Ermittlungen in derselben Sache geführt. Diese wiederum sind keineswegs im Sinne des Erfinders.

Schwedler bietet gegenüber Lydia allen Charme auf, der ihm zur Verfügung steht, und macht den besten Eindruck auf sie. Ja, denkt sie, das ist ein Mann von Welt, das ist die gleiche gesellschaftliche Ebene, die Frau Dr. Puls vertrat. Es hat seine Ordnung.

Menzel hält es für angemessen, gegenüber seinem Besucher den Eindruck zu erwecken, daß er mit Dr. Puls bereits völlig im Einvernehmen gewesen sei und daß man sich auf die von ihm vorgeschlagene Summe geeinigt habe. Der Preis macht Schwedler absolut sicher, daß es sich nicht nur um den Fuchs gehandelt haben kann. «Ich habe es als ärgerlich empfunden, daß Frau Doktor Puls so Hals über Kopf nach Avignon abreisen mußte», schließt Menzel. «Sie können sich ja wohl vorstellen, daß ich auch meinerseits gewisse Dispositionen getroffen hatte.»

Der Diplomkriminalist beschließt, den Stier bei den Hörnern zu nehmen. Nein, er wird nicht zeigen, wie sehr ihn diese ominöse Frau Doktor beunruhigt und für wie notwendig er es erachtet, über ihre Person Klarheit zu gewinnen. Das ist ein anderer Schritt. Hier nickt er erst einmal. «Ja, das kam überraschend», räumt er ein, «auch für mich. Deshalb weiß ich außer der Tatsache, daß es hier ein Geschäft abzuwickeln gilt, eigentlich gar nichts. Wir konnten nur sehr kurz miteinander telefonieren. Um welche Gegenstände geht es überhaupt im einzelnen?»

Alois, so gerieben er ist, hat seinen Meister gefunden. Nicht einen Augenblick lang hat er das Gefühl, die beiden Besuche könnten nichts miteinander zu tun haben. Was gestern geredet wurde und heute besprochen wird, scheint nahtlos ineinander überzugehen. Bereitwillig zählt er seine Schätze auf.

Wolf-Dieter Schwedler verzieht keine Miene, er hat den Blick gesenkt und fegt mit den Fingerspitzen ein paar angenommene Staubkörnchen von der Hose. Sich nur jetzt nicht verraten! Was sein Gegenüber da nennt – die Spieße, die Gewehre, das Bild –, da ist es, das ist es haargenau. Kein Zweifel mehr: Der ihm vorliegende maschinegeschriebene Brief im handschriftlichen Umschlag stellt eine Fälschung dar, die darauf abzielte, die RHEIN-MAIN-DETEKTEI von diesem kleinen Gauner fernzuhalten. Der Austausch kann lediglich mit Unterstützung der Annoncenexpedition erfolgt sein, dort müssen nähere Angaben über «Frau Dr. Puls» zu holen sein!

Schwedler sieht Alois an. «Gut», sagt er, «natürlich kann ich die Katze nicht im Sack kaufen. Andererseits möchte die ‹Halali›-Wildbretgaststättenkette», das geht ihm glatt von der Zunge – «nun keine Zeit mehr verlieren.»

«Wo kann ich Ihnen die schönen Dinge zeigen?»

Schon eine Stunde später rollt Menzels unansehnlicher Kleintransporter die Bockenheimer Landstraße hinunter und biegt in das Grundstück Nummer 147 ein. Es kommt Alois sehr entgegen, daß er gebeten wird, das Fahrzeug in die leerstehende Garage zu fahren – da gibt es wenigstens keine ungebetenen Zuschauer. Er öffnet die Wagentüren und bittet Schwedler mit einer großen Geste, näher zu treten. «Habe ich zuviel versprochen?»

Schwedler greift nach dem Gemälde. «Das darf ich doch ein bißchen näher ans Licht bringen, lieber Herr Menzel? Bilder gewinnen ihre volle Wirkung erst bei richtiger Beleuchtung.»

«Bitte!»

«Der Wildbrethändler!» Ja, er ist es. Gar keine Frage! Und

auch der Rahmen entspricht der Beschreibung. Menzel beobachtet Schwedler aus den Augenwinkeln.

Jener fühlt sich völlig sicher. Hier ist Geld! Das gepflegte Grundstück und die alte Villa, in der der Vertreter von Frau Dr. Puls wohnt, verraten es ebenso wie das vornehme Auftreten und der äußere Habitus des neuen Geschäftspartners.

«Ja», bemerkt der gerade, «dann können wir also ‹Halali› blasen. Jagd aus!»

Das ist das Stichwort für Roloff, der augenblicklich erscheint, an der Garagentür stehenbleibt und grinst. Er muß gar nichts sagen, Menzels Erfahrung läßt ihn im selben Moment den Greifer erkennen.

Wolf-Dieter Schwedler lehnt das Bild an die Garagenwand. «Nun, mein lieber Herr Menzel», beginnt er freundlich, «da sitzen Sie ganz schön in der Tinte. Der Bruch im Jagdhaus von Oberst Brinkmann, unverkennbar! Konnten Sie sich nicht denken, daß die Sachen versichert waren und daß die Gesellschaft ihre Detektive haben würde?»

Alois schluckt. Er spürt die Schlinge um seinen Hals und überlegt sofort, wie er sich aus ihr herauswinden kann. Wenn das nur nicht alles so verblüffend unüberschaubar wäre! Da ist doch ein Widerspruch! Warum hat man ihn nicht gestern abend schon gestellt, warum ist man das Risiko eingegangen, ihn noch einmal laufenzulassen? Wenn Frau Dr. Puls mit denen da unter einer Decke steckt...

Mit einem Fußtritt befördert der Diplomkriminalist einen Schemel in den freien Raum vor dem Wagen. «Setzen Sie sich erst mal!» fordert er und nimmt eine Stenorette aus der Tasche, um sie eingeschaltet auf die Kühlerhaube zu legen. «Jetzt hängt alles von Ihnen selbst ab, Menzel. Wir besorgen nicht die Geschäfte der Polizei. Unser Gewerbe ist es, Diebesgut wiederzubeschaffen. Falls Sie uns bei der Aufklärung des vollen Sachverhalts behilflich sind... Nun ja, wir könnten von einer Anzeige gegen Sie absehen.»

Alois greift sofort nach dem Strohhalm, der ihm zu seiner großen Erleichterung hingehalten wird. «Was wollen Sie wissen?»

«Alles!» antwortet Schwedler trocken. «Von Anfang bis Ende! Das Band läuft.»

Menzel redet wie ein Wasserfall.

«Hauptsache, ‹Wildbrethändler› ist da!» sagt Born sehr befriedigt und erleichtert. Das Bild befindet sich jetzt im kriminaltechnischen Laboratorium der Detektei, und der Chef erwartet in jeder Minute eine Erfolgsmeldung von dort. Die Techniker werden das Geheimnis des Gemäldes enträtseln, und wenn sie es zu diesem Zwecke in seine Urbestandteile zerlegen müssen. «Trotzdem: Wer ist Frau Dr. Puls? In wessen Auftrag hat sie recherchiert?»

Herzog und er befinden sich allein im weiträumigen Chefbüro in der Oppenheimer Straße. Die Detektei hat mit Hochdruck gearbeitet. In der Annoncenexpedition Adomeit den Mitarbeiter vom Schalter drei als zuständigen Sachbearbeiter für die «Halali»-Kampagne zu erkennen und ihn zum Sprechen zu bringen, machte keine Schwierigkeiten. Er wurde gleich weich, als man mit Informationen der Geschäftsleitung drohte, und lieferte eine Beschreibung der spendablen Frau Grundmann.

«Wir müssen wohl davon ausgehen», erklärt Herzog spröde, «daß es sich bei der Grundmann und der Dame Puls um eine und dieselbe Person handelt. Und die ist ein Profi, ihr ganzes Vorgehen verrät das.»

Unnötig zu erwähnen, daß weder eine Frau Grundmann noch eine Frau Dr. Puls in der Frankfurter Personenstandskartei erfaßt sind! Ein Phantom. Ein Geist, dem es nur durch einen bloßen Zufall nicht gelang, die RHEIN-MAIN-DETEKTEI in die Irre zu führen! Ohne Schwedlers anerkannt guten Einfall, die Namen der Anbieter durch den Polizeicomputer zu jagen... Daß der Diplomkriminalist dabei anheimstellte, Menzel als von vornherein unergiebig auszuklammern, hat er seinem Chef natürlich verschwiegen. Sonst wäre wohl nichts aus den Elogen geworden, die ihm Born gemacht hat.

Born steckt sich eine Zigarre an. «Wer außer uns», fragt er, «ist so scharf auf Brinkmanns Nachlaß? Wer hätte Nutzen davon?»

«Sir Reginald Douglas», wirft Herzog hin.

Sein Chef winkt ab. «Den hat unser Freund von Wieseneck so genau observieren lassen, daß wir wüßten, wenn er entsprechende Aufträge erteilt hätte. Scheidet aus.»

Herzog kratzt sich am Kinn. «Anders herum», setzt er neu an, «wer hat denn von der Existenz des Bildes und von der Jagd danach gewußt?»

«Gut!» anerkennt Born. «Stellen wir doch mal diesen Personenkreis zusammen.»

In dieser Sekunde tritt im weißen Kittel der Leiter des Laboratoriums ein.

«Und?» drängt der Chef gespannt.

«Das Bild verbirgt nichts, Herr Born. Eine ziemlich wertlose, zusammengepfuschte Dutzendkopie.»

Born springt auf. «Das interessiert mich nicht! Es muß da etwas geben. Gehen Sie zurück und fangen Sie noch mal von vorn an.»

Der Mann im weißen Kittel bleibt stehen. «Der Wildbrethändler», sagt er ein wenig maulfaul, «kann von Brinkmann überhaupt nicht als Container verwendet worden sein. Das Untersuchungsobjekt ist erst nach dem Tode des Obersten geschaffen worden. Sein Alter beträgt maximal vierzehn Tage.»

30

«Na endlich!» sagt Isolde Herdegen im Zeichensaal vorwurfsvoll zu Brigitte, die gerade aus dem Zimmer des Betriebsingenieurs zurückkommt. «Das hat ja ewig gedauert! Und ich habe einen Kaffeedurst!»

Wahrscheinlich wird Brigitte Koeppen nicht mitkommen.

An ihrer Zeichenmaschine ist die Arbeit liegengeblieben, und sie wird sich mühen müssen, das Versäumte nachzuholen. Doch Brigitte erwidert zuerst schnippisch: «Hättest ja schon gehen können!», überlegt es sich dann jedoch anders und begleitet Isolde.

Nun haben sie Kaffee vor sich, und Zigaretten brennen. Es ist wie immer, und wie immer ist auch, daß Isolde ein paar kritische Worte über die Zeichnung auf ihrer Maschine verliert und hinzufügt, daß die Konstrukteure zu denken schienen, die Damen im Zeichensaal könnten hellsehen und würden schon etwas aus ihrem Gekritzel machen.

Brigitte nickt gleichgültig. Das scheint sie heute gar nicht zu interessieren und ist doch sonst ein schier unerschöpfliches Gesprächsthema zwischen ihnen beiden. Aber ganz unvermittelt macht sie den Mund auf und erkundigt sich: «Detjen holt dich wohl gar nicht mehr ab? Ist es schon aus mit euch? Einen im Handumdrehen vergessen, das kann er.»

Isolde sieht sie verwundert an. Selbst wenn es so wäre, müßte das Brigitte so aufregen? Denn Brigitte ist aufgeregt und von einer ungewohnten Fahrigkeit. Und weil Isolde aus ihren Worten auch ein bißchen Schadenfreude herauszuhören glaubt, antwortet sie schroffer, als es ursprünglich ihre Absicht ist, sie habe den Flieger wirklich tagelang nicht gesehen. Daß er sie angerufen und um Geduld gebeten hat, behält sie für sich. Seit jenem Abend im Theater ist sie entschlossen, der Kollegin gegenüber mit Mitteilungen über Achim sparsamer zu sein als zuvor. Sie weiß nicht, was es offensichtlich zwischen den beiden in Hamburg gegeben hat, und sie wird auch geduldig warten, bis der Freund aus eigenem Antrieb darüber spricht, aber es muß wohl etwas sehr Unangenehmes gewesen sein. Hätte ihn sonst Brigittes Namen und die damit verbundene Erinnerung so verwirrt, daß er wie geistesabwesend an ihrer, Isoldes, Wohnung vorüberfuhr? Und die Neugier der Koeppen ist neuerdings auch geradezu peinlich. Was hat die sich in ihre Angelegenheiten zu mischen?

Die aufdringliche Anteilnahme der Kollegin scheint durch

die Bestätigung, Isolde habe Detjen tagelang nicht gesehen, besonders angefacht zu werden.

«Habt ihr eigentlich auch über die EGA miteinander gesprochen? Über die Arbeit hier und darüber, was wir so auf dem Brett haben? Ist doch nichts dabei. Ich rede mit Matthias immer darüber.»

«Ich hole erst noch mal Kaffee», verkündet Isolde und geht bereits zum Automaten. Woher kommt bloß diese plötzliche Abwehrhaltung, die sich in ihr aufbaut, dieses starke Gefühl, sehr vorsichtig sein zu müssen? Ist es Brigittes Fragestellung? Ist es diese seltsame Mischung zwischen Vorprellen und Verlegenheit in ihrer Haltung? Oder ist es nur die Aufhebung des Gewichts der letzten Erkundigung durch das verniedlichende, verharmlosende «Ist doch nichts dabei»? Ja, eben das macht stutzig. Sie arbeiten hier in einem Rüstungsbetrieb; sie haben sich beim Eintritt in die Firma unterschriftlich zu absolutem Schweigen gegenüber Betriebsfremden verpflichtet, und sie sind auch auf jene Punkte des Arbeitsvertrages hingewiesen worden, die es dem Werksicherheitsdienst gestatten, nicht nur Ermittlungen im Privatbereich der Angestellten vorzunehmen, sondern sogar Haussuchung bei ihnen zu halten und jede beliebige Auskunft von ihnen zu verlangen. Das ist bei den meisten Konzernen von der Größenordnung der EGA so, und wenn man bei ihnen arbeiten will, muß man das wohl oder übel akzeptieren. Brigitte kennt die Betriebsordnung ebenso gut wie Isolde. Wie kommt sie dazu, eine dermaßen gefährliche Frage aufzuwerfen und sie im gleichen Atemzug zu bagatellisieren, als wolle sie die Kollegin aufs Glatteis locken? Warum? Hängt das mit dem Gespräch im Zimmer des Betriebsingenieurs zusammen, von dem die Koeppen spürbar verändert zurückgekommen ist? «Über die Arbeit gesprochen – wie kommst du denn darauf?» erwidert sie lachend, nachdem sie Brigitte einen dampfenden Plastbecher hingestellt hat. «Matthias und du, ihr seid lange genug verheiratet, um vom Betrieb zu reden, aber wir. Da spielt sich in der Richtung gar nichts ab.»

Dann reden sie nicht mehr davon. Das Gespräch kommt völlig zum Erliegen. Sie sitzen schweigend beieinander und vermeiden es, sich anzusehen. Das ist neu. Isolde ist heute erleichtert, als sie in den Zeichensaal zurückgehen kann.

Der Rest des Nachmittags verstreicht wie gewohnt. Als sie nach dem Sirenenton gehen, ist Brigitte im Korridor ein Stück vor Isolde. Da tritt einer der Männer heran, die vorhin die Koeppen ins Ingenieurbüro gebeten haben. «Kommen Sie, Frau Koeppen», sagt er, «wir fahren Sie nach Hause.» Leiser fügt er hinzu: «Wir möchten die Briefe heute noch haben.»

Brigitte sieht sich um. Isolde ist stehengeblieben und nestelt am Schloß ihrer Handtasche. Sie gibt sich gleichmütig und wirkt, als habe sie kein Wort verstanden. Da geht die Koeppen beruhigt und arglos mit Sennewald auf die Flurtür zu.

Isolde Herdegen achtet darauf, hinter den beiden zurückzubleiben. Jetzt nur nicht aufschließen! Sie verlieren sich in der Menschenmenge, die den Werktoren zustrebt. Sich vor dem Tor in den Bus zwängen, der trotz dichter Wagenfolge um die Zeit immer überfüllt ist. Brigitte und deren eleganter Begleiter sieht sie nicht mehr.

Es sind immer die gleichen Handgriffe, die Isolde nach dem Betreten ihrer Wohnung zu machen pflegt. Sie tut sie auch heute. Die Fenster auf, Boiler an, Schuhe aus. Erst einmal fünf Minuten lang liegen. Den Rücken entlasten. Den ganzen Tag hat sie an der Zeichenmaschine gestanden, und da man eine Frau ist, achtet man darauf, nicht durchzuhängen.

Sie starrt zur Decke hinauf. Vor den Fenstern brandet der Hauptberufsverkehr mit auf- und abschwellendem Motorenlärm – gewohnte Geräusche, die nicht mehr ins Bewußtsein dringen. Sonst schafft sie es, sich in diesen fünf Ruheminuten ganz zu entspannen und an gar nichts zu denken. Heute... «Kommen Sie, Frau Koeppen, wir fahren Sie nach Hause. Wir möchten die Briefe heute noch haben.» Ganz deutlich hat sie die Worte im Ohr. Was sind das für Briefe. Briefe von Achim? Alte Briefe? Vor vielen, vielen Jahren geschrieben? Noch während des Krieges?

Wenn sie an die Reihenfolge des Geschehens denkt – Brigittes Gespräch im Ingenieurbüro, die zudringlichen Fragen in der Kaffeepause, die wie eine Fortsetzung jener Unterhaltung anmuteten, und das nochmalige Auftauchen desselben Mannes bei Arbeitsschluß–, erscheint die Annahme logisch, daß alles zusammenhängt. Isolde denkt böse an die Koeppen. Immer haben sie sich so gut verstanden und ein freundliches kollegiales Verhältnis zueinander gehabt, aber seit Achim Detjen in ihr, in Isoldes, Leben getreten ist, benimmt sie sich wie umgewandelt. Wenn es bloß gekränkte Eitelkeit wäre, weil er sie neulich nicht erkannte – na, schön, das würde sich mit der Zeit geben. Doch was hat sie mit dem Betriebsschutz der EGA in Sachen Detjen zu reden? Und was kümmert diese Leute Achim? Er hat ja nie mit der EGA zu tun gehabt; was kann deren Sicherheitsbeauftragter ein Offizier der Luftwaffe interessieren?

Isolde findet keine Antwort auf diese Fragen.

Herzog hält auf den Knien den Aktenkoffer mit Protokollen und Ermittlungsberichten. Inzwischen ist es den Mitarbeitern der RHEIN-MAIN-DETEKTEI auch gelungen, den Kunstmaler aufzuspüren, der die «Wildbrethändler»-Kopie angefertigt hat. Über seine Auftraggeberin vermochte er keine näheren Angaben zu machen, doch deckt sich seine Beschreibung völlig mit der, die Menzel von Frau Doktor Puls gab. Der vollbärtige Künstler hat bereitwillig eine Gedächtnisskizze von ihr gezeichnet, und als man die Alois vorlegte, sagte der sofort im Brustton der Überzeugung: «Ja, das ist die Managerin der ‹Halali›-Wildbretgaststättenkette!»

Der Aktenkoffer enthält auch die Zusammenstellung der Namen aller Personen, die von dem Bild und der Suche danach wissen müssen. In der langen Reihe steht auch der Name des Oberstleutnants der Luftwaffe Achim Detjen. Es ist eine vollständige Liste: General von Wieseneck erscheint darin ebenso wie die Untersuchungsgruppe «Bonn eins» mit Hauptmann Ebersbach an der Spitze, wie Sir Reginald Douglas mit

denkbaren Querverbindungen zum Secret Intelligence Service Ihrer britischen Majestät und die Mitarbeiter der RHEIN-MAIN-DETEKTEI, die mit dem Vorgang befaßt sind – Schwedler, Roloff und andere. Born hat Herzog und sich selbst nicht ausgeklammert.

Sie sind nach Bonn unterwegs, um gemeinsam mit dem MAD die Schritte zu besprechen, die es nun zu unternehmen gilt.

Born deutet mit einer Kopfbewegung auf den Koffer. «Die Hälfte der Leute scheidet von vornherein aus», bemerkt er mürrisch. «Sie und mich und noch ein paar andere in dieser Liste zu verewigen – Kinkerlitzchen! So nach dem Motto: Nun sehen Sie mal an, wie objektiv wir sind!»

Der Fahrer des großen schwarzen Wagens hört sie nicht; eine Glasscheibe trennt die Vordersitze vom Fond des Fahrzeugs.

Herzog lüftet den Homburger und streicht sich mit der Hand glättend über das dünne, glatt an den Kopf gebürstete Haar. «Sir Reginald», erwidert er spröde, «ist zwar observiert worden, aber ich möchte nicht die Hand dafür ins Feuer legen, daß er nicht – und sei es in einem abhörsicheren Raum der englischen Botschaft in Bangkok – längst ein vertrauliches Gespräch mit einem Commander des SIS hatte, einem Commander vielleicht, der gemeinhin für den fünften Fahrer eines Botschaftssekretärs gehalten wird. Und bei objektiver Betrachtung spricht auch für Detjens Unbeteiligtsein nur, daß Sie eine Schwäche für den Mann haben.»

Born schnauft. «Und Sie haben seit jeher etwas gegen ihn! Weil er Ihnen turmhoch überlegen ist! Weil Sie ihm nicht das Wasser reichen können! Der Neid des Besitzlosen, Herzog, aber müssen Sie ihm das so deutlich zeigen?»

Der andere bleibt gelassen. Er schaut nach vorn, als sehe er den unbewegten Rücken des Chauffeurs, dessen ausrasierten Nacken und die Schirmmütze zum erstenmal. «Seit ich Detjen kenne», beginnt Herzog kühl, «tanzt er auf fremden Hochzeiten. Und immer, wenn er dabei war, ist etwas schiefgegangen. Für uns, Herr Born!»

Der Chef schüttelt heftig den Kopf. Diesen Vorwurf, der indirekt ihn trifft, kann er nicht auf sich sitzen lassen. «Sie machen sich etwas zurecht! Denken Sie an Portugal! Wenn Detjen nicht gewesen wäre, hätte die Godiva sich das ganze illegale Waffengeschäft unter den Nagel gerissen.»

Herzog nickt. «Und hinterher? Warum mußten wir weg? Woher wußte so ein obskures Pariser Boulevardblatt plötzlich von Ihrer Vergangenheit? Steckt dahinter wirklich die Godiva? Woher hatte sie solche Kenntnisse? Sie und ich saßen in Portugal so sicher wie in Abrahams Schoß, bis Detjen dort war. Und der weiß eine Menge, aber von unserem Lissaboner Aufenthalt erfuhr er da erst.»

Born will das einfach nicht wahr haben. Er winkt ab. «Und in Norwegen?» trumpft er auf. «Wir hatten den submarinen Behälter schon verloren gegeben. Wer rettete ihn für uns? Detjen!»

Herzog nickte wieder. «Würden Sie Ihre Hand dafür ins Feuer legen, daß er die strenggeheimen Materialien nicht zwischenzeitlich ablichtete und sonstwem verkaufte?»

Der Chef atmete tief. «Es dauert nicht mehr lange, und Sie steigen während der Fahrt aus, Herzog! Mein letztes Wort!»

Der hagere Mensch in der anderen Ecke des Fond lächelt dünn. Er kennt den Chef lange genug, um von derartigen Ausfällen unbeeindruckt zu bleiben. «Was für eine herrliche Schlagzeile für die Morgenzeitungen: ‹Angestellter der RHEIN-MAIN-DETEKTEI beseitigt Lizenzträger. Bei hundertfünfzig kam der Tod.› So was lesen die Leute gern! Im Ernst, Herr Born: Eine Panne hat jeder mal. Doch wenn stets eine Panne auftritt, wenn Herr Detjen erscheint, kann das kein Zufall sein. Die Häufung macht es verdächtig.» Er zieht die Schultern hoch. «Um so besser, wenn sich seine Unschuld erweist. Ich bin der letzte, der Irrtümer nicht zugeben kann.»

Born schweigt. Er sieht in die Landschaft hinaus, ohne sie wahrzunehmen. Detjen! denkt er. Was haben wir alles gemeinsam erlebt! Das Gefangenenlager in Rußland. Wir kamen nach Hause, und ihn hätten die Franzosen aufgeknüpft, wenn

ich ihn nicht auf den ‹römischen Weg› gebracht hätte. So was verbindet doch! Was sonst, wenn nicht das?

Herzog spinnt seinen Faden weiter. «Daß er der Auftraggeber dieser Frau Doktor Puls gewesen ist, diese Annahme geht logisch von meiner Überzeugung aus, daß Detjen in allen Fällen besonderes Interesse für Materialien gezeigt hat, die mit der Geschichte unserer Odessa untrennbar verbunden ist. Deshalb!»

«Dummes Zeug!» behält Born das letzte Wort. «Sie haben schon manchen Bock geschossen in Ihrem Leben – aber das ist bei weitem der größte!»

Der Chauffeur kennt sich in Bonn aus. Er fährt geradenwegs zu jener Villa in einer stillen Nebenstraße, deren einer Torpfeiler ein repräsentatives Messingschild trägt: «Gesellschaft zum Studium afrikanischer Folklore e. V.» Ohne daß ein Signal gegeben wird, rollt das Tor zur Seite und schließt sich hinter dem Wagen wieder, der ohne Halt weiterfährt bis hinein in die Tiefgarage. Die Herren Born und Herzog besteigen den Fahrstuhl.

«Bitte, mir zu folgen!» sagt im ersten Stock ein Bediensteter und geht voran. Die Teppiche schlucken jeden Laut. Eine Schiebetür wird geöffnet und hinter den Eingetretenen von außen geschlossen. Ein großer, komfortabler Raum, luxuriös eingerichtet, aber unpersönlich, nimmt die Vertreter der RHEIN-MAIN-DETEKTEI auf.

Drei Männer erheben sich zur Begrüßung aus schweren Ledersesseln um einen Hartglastisch. Brigadegeneral Gert von Wieseneck und Hauptmann Ebersbach sind bekannt. Der dritte nennt seinen Namen: «Donner.»

Obwohl der Grund der Zusammenkunft in diesem Hause des Militärischen Abschirmdienstes ein durchaus ernster ist, verzichtet von Wieseneck nicht darauf, Lebensart zu zeigen. Er stellt zwei weitere Kognakschwenker auf den Tisch und schenkt persönlich ein. «Nun!» fragt er nebenbei. «Wen ziehen die Herren aus Frankfurt als Täter in Erwägung?»

Born sieht Herzog an. Dir werd ich's geben, denkt er. Dich

so lächerlich machen, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von dir nimmt! Laut sagt er: «Ehre, wem Ehre gebührt! Herr Herzog glaubt, ihn in unserem gemeinsamen Freunde, Oberstleutnant Achim Detjen, finden zu müssen.»

Er hat herzhaftes Lachen erwartet. Niemand lacht.

«Ich lege Wert auf die Feststellung», erwidert von Wieseneck ausgesprochen kühl, «daß mein Kontakt zu Herrn Detjen stets nur ausschließlich dienstlicher Natur gewesen ist.» Er bietet mit einer runden Handbewegung Platz an und hat eine verbindliche Verbeugung für Herzog. «Mein Kompliment! Auf welche Verdachtsmomente stützt sich Ihre Annahme?»

Born steht noch. Er fühlt sich wie vom Blitz getroffen und ist für Augenblicke keines klaren Gedankens fähig. Endlich setzt er sich. Er greift nach dem Kognakschwenker und gießt den Inhalt auf einen Zug hinunter. Als begreife der General, wie ihm zumute ist, schenkt er sofort nach.

Herzog entwickelt dieselben Gedanken, mit denen er während der Herfahrt Born zur Weißglut gebracht hat. Er tut es ein wenig genüßlich und mit offenkundiger Schadenfreude. «Das Ganze besitzt nur eine einzige Schwäche», schließt er. «Es ist lediglich eine Hypothese. Beweise fehlen.»

General von Wieseneck greift hinter sich und stellt eine geöffnete Zigarrenkiste auf den Tisch. «Bitte, sich zu bedienen, meine Herren! Zur Information: Wir haben Grund zu der Befürchtung, daß Achim Detjen nicht identisch mit jenem Jagdflieger Achim Detjen ist, für den wir ihn halten. Einen entsprechenden Hinweis verdankt der MAD Herrn Doktor Donner, der sich seinerseits auf die Aussage einer Person stützt, die den echten Achim Detjen intim gekannt hat. Diese Person hat uns zum Zwecke der Überprüfung handschriftliche Briefe des Jagdfliegers zur Verfügung gestellt. Ich habe veranlaßt, daß unter Hinzuziehung von Handschriften des Oberstleutnants ein graphologisches Gutachten erstellt wird, das die Identität des Verdächtigen klären hilft.»

Herzog triumphiert. «Und wenn sie feststeht...» Er reibt sich die Hände.

«Mit einer Festnahme werden wir noch etwas warten», stellt der General richtig. «Zunächst einmal kommt es darauf an, eindeutig zu klären, wer seine Kontaktleute sind und für wen er arbeitet. Es gibt diesbezügliche Vermutungen, nicht mehr. Nun ja, das ist eine Frage der Zeit. Ich habe Observation angeordnet. Sie läuft seit zwei Stunden.»

31

«Du?» fragt Achim Detjen überrascht. «Na, das ist ja 'ne Überraschung, komm 'rein!» Er läßt Isolde Herdegen in seine Wohnung, schließt hinter ihr die Tür und nimmt ihr den Staubmantel ab. «Ob du es glaubst oder nicht: Ich habe vor einer guten halben Stunde bei dir angerufen und bin ein bißchen traurig gewesen, weil niemand abgenommen hat.» Damit führt er sie ins Zimmer. «Fein, daß du da bist!»

Isolde steht dicht vor ihm. Ihre Hände liegen auf seinen Schultern, aber es sieht nicht so aus, als sei sie gekommen, um in die Arme genommen zu werden. «Ich bin gar nicht sicher, daß du das in zehn Minuten auch noch sagst», erwidert sie zögernd.

«Na, hör mal!» Er faßt sie um die Hüften. «Ich liebe dich, und wie es aussieht, von Tag zu Tag mehr.»

Überraschenderweise löst sie sich von ihm und geht ziellos ein paar Schritte in den Raum hinein. Das hat etwas ungewohnt Nervöses und Unruhiges. «Vielleicht bilde ich mir das nur ein. Vielleicht reime ich mir etwas zusammen, was weder Hand noch Fuß hat. Vielleicht lachst du mich aus, aber ich habe Angst um dich.» Sie dreht sich zu ihm. «Bitte, beantworte mir eine Frage. Ganz ohne Umschweife und nur mit ja oder nein.»

«So feierlich? Ich höre!»

Isolde sucht seinen Blick. «Hat Brigitte Briefe von dir?»

Er bringt es fertig zu lächeln. «Ja, sie hat Briefe von Achim Detjen. Die beiden waren verlobt, als sie noch Brigitte Sauer hieß.»

Isolde beißt sich auf die Lippen. «Seit wann redest du von dir wie von einem Fremden? Warum sagst du nicht einfach, daß ihr verlobt gewesen seid? Das ist so lange her. Es trifft mich nicht, und ich würde dir nie einen Vorwurf daraus machen. Ich bin doch kein kleines Mädchn mehr.» Sie winkt ab, als sei das damit erledigt, und stellt fest: «Ich hatte recht. Diese Briefe von dir wollen sie haben.»

Achim ist sehr hellhörig geworden. Wer wollte von Frau Koeppen Briefe Achim Detjens haben? Er tritt zu ihr, legt ihr den Arm um die Schulter und führt sie zu einem Sessel, in dessen Polster er sie mit sanfter Gewalt hineindrückt. «Du sprichst in Rätseln, Isolde.»

Sie erzählt in knappen Worten alles, was heute im Zusammenhang mit Brigitte bei der EGA geschah – von deren Ruf ins Ingenieurbüro, über ihre Zudringlichkeit beim Kaffeetrinken bis zu der Begebenheit im Korridor nach Betriebsschluß –, und schließt: «Wieso interessieren sich diese Betriebsschützer für dich? Du hast doch nie mit der Firma zu tun gehabt.»

Auf eine Antwort muß sie warten. Detjen wendet sich abrupt ab, geht zum Fenster und steht eine Weile da. Isolde sieht nur seinen Rücken, den geneigten Kopf und die herabhängenden Arme.

Seltsamerweise ist Achim in diesem Moment völlig ruhig. Er kann mit kühler Sachlichkeit abwägen, was das bedeutet. Die Absage an die EGA war ein Fehler. Er hat nicht bedacht, daß die Ablehnung der angebotenen lukrativen Nebentätigkeit in diesem auf Wohlleben und Statusdenken orientierten Land so ungewöhnlich war, daß sie Mißtrauen wecken mußte. Man hat Gründe dafür gesucht. Daß man nicht Isolde Herdegen um Auskunft bat, lag nahe – wahrscheinlich hätte sie ihren Freund gewarnt; liebende Frauen sind immer ein Unsicherheitsfaktor und unberechenbar. Also hielt man sich an die Freundin. Das wäre gleichgültig gewesen, wenn es sich bei dieser Freundin Isoldes nicht ausgerechnet um die ehemalige Brigitte Sauer gehandelt hätte, die den echten Achim Detjen intim gekannt

hatte und sicher gleich erzählte, wie merkwürdig ihr der Wiederaufgetauchte vorkam. Daß sie zwar eine gewisse äußerliche Ähnlichkeit feststellte, daß er sie aber nicht erkannte. Die EGA ist ein Rüstungsbetrieb; ihre Sicherheitsbeauftragten hören von Berufs wegen das Gras wachsen. Und diese verfluchten Briefe, die niemandem schadeten, solange sie in einer Schublade herumlagen! Ihr Vorhandensein verlockt doch geradewegs dazu, sie mit neueren Schriftproben Detjens zu vergleichen, besser gesagt: mit Schriftproben des Mannes, der als Achim Detjen auftritt. Woher bekommt man solche Schriftproben? Die Personalakten... Dazu muß der MAD seinen Segen geben. Ob von Wieseneck den aufkommenden Verdacht als absurd betrachtet oder nicht – er muß ihm nachgehen. Und in jedem Fall wird in dem graphologischen Gutachten zu lesen sein, daß die beiden zu vergleichenden Schriften zwar einander ähneln, jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit nicht identisch seien. Und dann...

Am Nachmittag die Briefe... Die Sachverständigen sind bereits zu Erkenntnissen gelangt. Der Apparat arbeitet.

Detjen sieht auf die Straße hinunter. Er kann sie nicht wahrnehmen, aber er weiß, daß die Offiziere vom operativen Dienst des MAD schon eingewiesen und auf ihren Plätzen sind. Er kann nicht mehr telefonieren, ohne daß seine Gespräche abgehört und auf Magnettonband konserviert werden. Nur gut, daß er den ganzen Tag über die Wohnung nicht verlassen hat – sonst wären hier schon alle Einrichtungen für einen Lauschangriff installiert. Und er wird keinen Schritt mehr tun, ohne daß sie ihm folgen, immer in der Hoffnung, daß er sie ahnungslos zu Kontaktleuten führen und ihnen so vielleicht Zugang zu einem vollständigen Ring verschaffen würde. Dieses Spiel versuchen Abwehrleute immer und manchmal sogar mit Erfolg.

Er rechnet sich eiskalt aus, daß er einen umgehenden Zugriff nicht zu befürchten hat. Es gilt nur zu bedenken, daß die Geduld des MAD Grenzen hat, und daß die gegenwärtige Situation ihn zu schnellem Handeln zwingt. Jedenfalls, und

diesbezüglich gibt er sich keinen Illusionen hin, ist die Ära des Kundschafters Werner Bredebusch in der BRD zu Ende. Wenn er abwägt, ob sein Einsatz sich gelohnt und ob er die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllt hat, darf er mit ruhigem Gewissen sagen: Ja, es hat sich gelohnt! Werner Bredebusch ist nicht vergebens hier gewesen.

Achim wendet sich ins Zimmer zurück. Er lächelt, als er auf Isolde zugeht und ihre beiden Hände nimmt. «Ich danke dir», sagt er einfach. «Hättest du mich nicht so lieb, daß du dir Sorgen um mich gemacht hast und hergekommen bist. Du hättest ja auch abwarten können. Mal sehen, was dabei herauskommt... Bloß nicht hineingezogen werden...»

Sie sieht ihn verwundert an. Er setzt sich neben sie auf den Sesselrand und legt ihr den Arm um die Schulter. Sie sieht zu ihm hoch. «Ich glaube schon. Und was die Briefe angeht: Die stammen tatsächlich von Achim Detjen. Ich habe sie nicht geschrieben.»

Isolde weicht seinem Blick nicht aus. «Wer bist du?»

«Ich heiße Werner Bredebusch.» Seltsam, wie fremd einem der eigene Name erscheinen kann. «Ich bin Oberst im Ministerium für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik. Ich bin hier, um die Spur der Leute zu verfolgen, die ihre Niederlage im zweiten Weltkrieg nicht verwinden können und alles daran setzen, mit einem neuen Krieg das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Ich konnte diese Aufgabe nur in der Haut des ehemaligen faschistischen Jagdfliegers Achim Detjen lösen. Das ist die ganze Wahrheit. Nun weißt du alles.» Er steht auf.«Der MAD steht mit einem halben Dutzend Anschlüssen im Telefonbuch, zuständig wäre die Abteilung Abwehr. Da steht der Fernsprecher.»

Wieder tritt er ans Fenster und kehrt ihr den Rücken zu.

Eine Weile ist es ganz still im Zimmer. Dann sagt Isolde, und ihre Stimme klingt sehr belegt: «Werner. Eigentlich paßt das viel besser zu dir. Natürlich mußt du jetzt weg.» Auf einmal steht sie hinter ihm. «Ich begreife es noch nicht ganz. Es ist ein bißchen viel auf einmal. Aber es stellt eine Entscheidung

dar. Sicher hast du Gründe dafür gehabt. Ich werde mir Mühe geben, sie zu verstehen. Dabei mußt du mir helfen. Ich werde viele Fragen stellen, und du mußt Geduld mit mir haben.»

«Ja», erwidert er, und nun küssen sie sich doch. «Ich möchte dich nicht verlieren, Isolde.»

Sie legt die Stirn auf seine Schulter. «Technische Zeichnerinnen werden überall gebraucht», sagt sie. «Nimm mich mit!»

Er macht ihr behutsam klar, daß eine gemeinsame Abreise unmöglich ist, zu gefährlich wäre. «Sie werden ohnehin bei dir erscheinen, um dich über mich auszufragen und sich zu erkundigen, was du heute hier gewollt hast.»

«Und was antworte ich?» fragt sie sachlich.

«Daß du mir den Laufpaß gegeben hast! Erst ließ ich mich tagelang nicht sehen und nichts von mir hören, und dann auch noch die heutige Bemerkung Brigittes, das sei die gewöhnliche Art Achim Detjens, mit Mädchen zu brechen. Das hat dir gereicht. Als du nun beiläufig erfahren hast, daß ich ein paar Tage Urlaub mache – ohne dich–, brachst du mit mir. Du wolltest wenigstens das letzte Wort haben.»

Isolde lächelt. «Bin ich denn so ein Biest?»

«Tu zumindest so! An der Identität Achim Detjens hast du natürlich nie im geringsten gezweifelt.»

«Das stimmt sogar.» Sie sieht auf die Uhr. «Ich war eine Stunde hier. Zeit genug für eine Auseinandersetzung. Besser, ich gehe.»

Er bringt sie in den Flur hinaus und hilft ihr in den Mantel. Einen Augenblick halten sie sich noch in den Armen, und als sie sich zögernd voneinander lösen, ist Isoldes Gesicht naß von Tränen. «Wie finde ich dich denn drüben?»

Werner Bredebusch nimmt sein Taschentuch heraus und trocknet ihre Wangen. «Mach dir darum keine Sorgen», antwortet er leise. «Ich werde von deiner Einreise erfahren.» Und bei sich denkt er: Wenn ich durchkomme! Wenn ...

Nachher steht er im dunklen Schlafzimmer hinter der Gardine und sieht den kleinen grünen Fiat Isoldes davon-

fahren. Er nickt gelassen, als gleich darauf ein zweiter Wagen die nachtleere Straße in derselben Richtung passiert. Es ist wie erwartet; von Wiesenecks Männer sind am Ball.

Wieder vergeht eine Stunde. Werner sitzt und grübelt. Wie aus dem Haus kommen? Es wird beobachtet, und die Observanten verstehen ihren Job. Sie haben Haupteingang und Tiefgaragenzufahrt im Auge, und es undenkbar, daß sie etwa den Wirtschaftszugang an der Rückfront vergaßen. Was tun?

Wie sieht es denn aus? Wie viele Leute werden zu seiner Überwachung aufgeboten worden sein? Nach der Vorschrift hat jeder Posten mit zwei Mann besetzt zu werden. Ein Posten am Wirtschaftseingang – zwei Mann. Dazu der Posten vorn – vier Mann. Zur Vorsicht noch ein mobiler Zusatzposten – der fährt jetzt hinter Isolde her und bleibt vermutlich vor ihrem Haus stehen. Vier Mann also, die es zu täuschen gilt.

Bredebusch massiert sich die Schläfen. Das ist gar nicht so leicht. Aber er muß eine Möglichkeit finden.

Nach einer Weile fährt Werner mit dem Fahrstuhl in die Tiefgarage hinab – im Haus ist kein Bewacher, da kann er machen, was er will. An seinem alten Wagen geht er vorüber, ohne ihn auch bloß eines Blickes zu würdigen. Er läuft weiter bis zu Dr. Bleriots Wagen. Der Kundschafter lächelt befriedigt. Wie immer ist die tabakbraune Renault-Limousine nicht verschlossen. Werner hat den Doktor mehrmals von weitem aussteigen sehen und sich immer gewundert, daß jener stets nur die Tür hinter sich zuschlug und auch keine Wagenschlüssel in der Hand hielt. Wenn er Glück hat und wenn Dr. Bleriot die Schlüssel wie vermutet im Fahrzeug deponiert, was vor allem ältere Leute allen Ratschlägen zum Trotz immer noch tun... Die Schlüssel stecken wahrhaftig hinter der Sonnenblende. Und der Renault springt bei einem Startversuch sofort an.

Sehr schön! Sehr schön ist auch, daß der Wagen mit der Nase nach vorn in der Parkbox steht.

Bredebusch kehrt in die Wohnung zurück. Er rasiert sich. «Der Bart ist ab!» sagt er hinterher, zieht eine Flanellhose und

eine Strickjacke an, wählt ein Paar Schuhe mit Kreppsohlen und nimmt eine Sportmütze. Klemmte er sich eine Aktentasche unter den Arm, könnte man ihn für einen Arbeiter auf dem Wege zur Frühschicht halten. Der letzte Griff gilt der Dienstpistole. Er nimmt die Walther PP 7,65, die jetzt in einer elsässischen Fabrik in Lizenz gebaut wird, aus der Tasche, setzt das Magazin ein und lädt durch.

«So!» sagt er dann, geht ins Schlafzimmer hinüber und macht das Fenster weit auf. Er bleibt mehrere Minuten lang dort stehen, unbewegt. Die da unten sollen ihn ja sehen, und für den Fall, daß sie ihn mit Nachtgläsern oder Infrarotfeldstechern mustern, zieht er ein Gesicht, das Ausweglosigkeit ausdrücken soll, Verzweiflung und tiefe Niedergeschlagenheit. Schließlich – und jetzt müssen sie auf ihn aufmerksam geworden sein! – wendet er sich langsam in den Raum zurück, ein gebrochener Mann mit hängenden Schultern.

Die Männer, die etwa fünfzig Meter entfernt auf der anderen Straßenseite in ihrem Wagen sitzen und wirklich Infrarotgeräte haben, sehen sich überrascht an. «Was ist denn mit dem los? Der sieht ja ganz verändert aus!»

«Irgendwie fertig, hm?» stimmt der andere zu. «Ob das mit seinem Besuch zusammenhängt?»

«Da!»

Sie sehen es beide: Im dunklen Zimmer flammt etwas rötlich auf. Gleich noch einmal. Und in der um diese Stunde sehr stillen Straße sind die beiden Schüsse überdeutlich zu hören.

«Achtung!» sagt der Postenführer sofort ins Sprechgerät. «Wotan drei an Wotan eins. Zwei Schüsse in der Wohnung des Observierten. Die Person ist allein. Vermutlich Selbstmord. Erbitte Anweisung. Kommen!»

«An sich typisch», bemerkt sein Nebenmann. «Er hat beim Fallen noch mal durchgerissen. Der zweite Schuß.»

«Wotan eins an Wotan drei», meldet sich blechern der Lautsprecher. «Wohnung aufbrechen. Ereignisort sichern. Nur Militärambulanz hat Zutritt. Untersuchung ausschließlich durch uns. Ende.»

Die Offiziere verlassen den Wagen und gehen schnell auf das Haus zu. Da und dort werden Fenster hell. Die Schüsse sind gehört worden. Wahrscheinlich wird in einer der Wohnungen bereits der Polizeinotruf gewählt. Gewaltverbrechen sind an der Tagesordnung. Nein, niemand wird seine Tür öffnen – der oder die Täter könnten eindringen und einen als Geisel nehmen –, aber alle werden lauschen und erleichtert aufatmen, wenn die heulenden Polizeisirenen in der Straße lärmen.

Mühelos öffnen die Männer vom MAD die Haustür. Der Fahrstuhl steht im dritten Stock. Sie rufen ihn und fahren hinauf zur siebenten Etage. So sind sie schneller oben.

Der Schlüssel steckt von innen im Sicherheitsschloß. Es würde lange dauern, ohne Gewalt zu öffnen. Da machen sie kurzen Prozeß. Der, der vorhin mit der Leitstelle gesprochen hat, schießt das Schloß auf. Seine Schüsse blaffen nur ein wenig; die Waffe ist schallgedämpft.

Sie stürmen hinein. Auch die Schlafzimmertür ist verschlossen. Mit vorgestreckter Schulter werfen sich die beiden Offiziere dagegen. Holz splittert. Fast fallen die Männer in den Raum. Eine Taschenlampe haben sie nicht dabei. Einer tastete nach dem Lichtschalter; die Deckenbeleuchtung flammt auf.

Am Boden, nahe dem offenen Fenster, liegt die automatische Pistole. Aber von dem, der sie abgefeuert hat, fehlt jede Spur.

Werner Bredebusch benutzt den tabakbraunen Renault nur fünf Minuten. Er ist unmittelbar nach den Schüssen in den Fahrstuhl gesprungen und in die Tiefgarage hinabgefahren. Von da aus hat er den Lift hinauf in den dritten Stock geschickt und die Etagenanzeige beobachtet. Als der Fahrstuhl ins Erdgeschoß gerufen wurde und dann ins siebente Stockwerk fuhr, eilte er zu Dr. Bleriots Wagen und fuhr ab. Halten mußte er nicht mehr – die ausfahrende Limousine öffnet selbst die Ausfahrt, als sie die Lichtschranke passierte. Kein fremder Wagen nahm die Verfolgung auf. Werner benutzte Nebenstraßen, in denen er ein zweites Fahrzeug sofort bemerken

würde. Nichts! Das heißt, seine beiden Schüsse haben die beabsichtigte Wirkung getan.

Ein Grund zum Frohlocken ist das noch nicht. Bredebusch weiß, daß sein Vorsprung hauchdünn, ihn keineswegs aus der Gefahrenzone bringt. Er muß auch den Wagen so schnell wie möglich loswerden. Dessen Fehlen wird bemerkt, und dann ... Zirkelschlag auf der Karte, Abrieglung der Ausfallstraßen in entsprechender Entfernung. Werner steuert den Wagen in die Nähe der Abfahrtstelle der Busse zum Flughafen Köln-Wahn und läßt ihn da stehen. Wenn ihn die Verfolger finden, können sie denken, Detjen versucht, auf dem Luftwege zu entkommen.

In Wahrheit nimmt er den Bus nach Godesberg – ein mürrischer, halbausgeschlafener Mann auf dem Wege zur Frühschicht. Andere haben denselben Weg und sitzen da wie er, eine abgewetzte Aktentasche auf den Knien, mit hängenden Schultern, die Schirmmütze in die Stirn gezogen. Am Nachtschalter der Hauptpost holt er den postlagernden Brief mit dem Kennwort «Vergißmeinnicht» ab.

Die junge Beamtin riecht das billige Parfüm, das von dem Brief ausgeht, und unterdrückt ein Lächeln. «Vergißmeinnicht» – mein Gott! Und wie unbeholfen dieser ältere Mann dabei wirkt!

Auch im Personenzug nach Koblenz fällt Werner Bredebusch nicht auf, auch da ist er ein Arbeiter unter anderen, die unterwegs zum Betrieb sind und sich die Zeit mit der Lektüre der Morgenzeitung vertreiben. Wie andere verschwindet Werner hinter der «Bild»-Zeitung. Ein Drittel der Regionalseite füllt eine Annonce; in dreißig Filmtheatern gleichzeitig laufen Streifen wie der Militärschwank «Himmel, Amor und Zwirn», die Kriegsfilme «Nacht über Gotenhafen» und «Division Brandenburg» sowie «Flucht nach Berlin», die «ergreifende Schilderung des gefahrvollen Weges eines jungen Zonenbewohners in die Freiheit» – ausnahmslos Produktionen bundesdeutscher Ateliers. Das ist auf anderer, auf die breite Masse zielender Ebene die gleiche psychologische

Kriegführung, die mit «Dem kalten Licht» auf die Beeinflussung einer bestimmten Zielgruppe absah. Der massive Einsatz solcher Machwerke erfolgt zu diesem Zeitpunkt nicht zufällig. Der Krieg als ein großes Abenteuer – im Felde, da ist der Mann noch was wert! Und die deutschen Soldaten sind die besten der Welt!

Plötzlich sind Bahnpolizisten im Abteil – «Guten Morgen, die Herren», freundlich und verbindlich – und gehen weiter. Niemand erwidert den Gruß. Bullen eben, die nichts zu tun haben, als sich wichtig zu machen. Werner lockert ein wenig den Hemdkragen, als sie wieder draußen sind. Ob sie schon nach ihm suchen, nach einem Mann mit Oberlippenbart?

Er ist recht froh, als der Zug in Koblenz einfährt und hält. Um diese Stunde wimmelt der Bahnhof von Menschen, die es alle eilig haben.

Werner Bredebusch windet sich durch zum Gepäckschalter. Er legt den Gepäckschein aus dem «Vergißmeinnicht»-Brief vor, bezahlt die Gebühr und empfängt einen schäbigen Koffer. Werner nimmt ihn und geht – das Aussehen des Koffers und sein eigenes stimmen gut überein – zu den Waschräumen. Viele Leute machen sich dort nach langer Bahnfahrt frisch; auch hier geht der Mann unter.

Die Wärterin, vollbeschäftigt mit dem Auswechseln von Handtüchern und Seife, dem Verleih elektrischer Rasierapparate und mit Reinigungsarbeiten, außerdem der schwierigen deutschen Sprache kaum mächtig, bemerkt nicht, daß aus der Kabine zweiundzwanzig ein anderer tritt, als hineingegangen ist. Betreten hat sie ein Arbeiter mit Mütze und Strickjacke, graumeliert. Heraus tritt ein Gentleman im korrekten dreiteiligen Anzug unter einem offenen Trenchcoat mit lässig hochgestelltem Kragen, einen weichen Filzhut auf dem Kopf. Auch seine Haarfarbe hat sich verändert, und eine goldgefaßte Brille ziert nun sein Gesicht.

Gelassen schreitet der Herr in die Halle zurück. Er muß weitgereist sein – der abgewetzte Koffer verrät es, der jetzt einige farbenprächtige Hotelaufkleber trägt.

Es ist richtig zu sehen, wie fremd der elegante Mann in Koblenz ist. Suchend schaut er sich um, bevor er an einen Fahrkartenschalter herantritt. In fremd klingendem Deutsch verlangt er ein Billet erster Klasse nach Amsterdam.

«Abfahrt in Koblenz acht Uhr zwölf», erklärt der Beamte zuvorkommend. «Ankunft in Amsterdam elf Uhr einundfünfzig.»

Der D-Zug aus Frankfurt am Main läuft pünktlich um acht Uhr elf auf dem Bahnsteig eins in Koblenz ein. Er steht im selben Moment, in dem die Lautsprecheransage beendet wird: «...aus Frankfurt zur Weiterfahrt über Bonn, Köln, Düsseldorf, Duisburg, Emmerich, Arnhem, Utrecht nach Amsterdam! Abfahrt acht Uhr zwölf.» Als die aluminiumblanken Wagen stehen, nennt eine andere Stimme die Anschlüsse.

Werner Bredebusch hat ein Abteil für sich. Er trinkt Kaffee, raucht und schaut zum Fenster hinaus. Ohne Wehmut sieht er Bonn vorüberziehen. Vorbei... Seinen Platz haben bereits andere Genossen übernommen.

Über Köln steht die Vormittagssonne. Die Dunstglocke ist noch dünn und durchsichtig. Nadelgleich stechen die beiden Türme des Doms in einen heiteren blauen Himmel. Unsichtbar liegt das Café, in dem die erste Begegnung mit Isolde stattfand. Isolde... Er wird sie wiedersehen. Das weiß er. Isolde Bredebusch, es klingt gar nicht schlecht!

Der spanische Paß des Reisenden ist ausgestellt für Señor José Herrera y Martinez, Kaufmann aus Barcelona. Einer der von Duisburg bis Emmerich mitfahrenden Beamten des Zollgrenzschutzes blickt flüchtig in das Dokument und reicht es mit einer Andeutung einer Verbeugung zurück. «Gute Weiterreise, Señor!» sagt der selbstbewußte junge Mann in der eleganten jägergrünen Uniform in fließendem Spanisch. «Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Aufenthalt.»

Werner Bredebusch lächelt überrascht und erfreut. «Danke!» erwidert er ebenso. «Eigentlich wollte ich noch etwas hierbleiben, aber...» Er hebt die Schultern. «Meine Geschäfte lassen das nicht zu.»

DDR 5,20 M